



Lebensfragen

Schriften und Reden

herausgegeben von Heinrich Weinel.

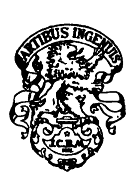


Paulus

Der Mensch und sein Werk: Die Anfänge des Christentums, der Kirche und des Dogmas.

Von

Heinrich Weinel,
a. o. Professor der Theologie zu Jena.



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1904

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Meinem lieben Freunde
Arnold Meyer beim Scheiden
aus gemeinsamer Arbeit.



Inhalt.





Einleitung.

Bis auf den heutigen Tag liegt eine Decke über ihren Herzen, wenn er vorgelesen wird, hat einst Paulus von Moses gesagt, und heute gilt das Wort von ihm selbst. Den einen ist er die hohe angestaunte Autorität, wohl gar ein Heiliger geworden, den andern ein bloßer Name und eine Summe von blassen Erinnerungen und halbverklungenen Sprüchen, die sie als Kinder mit viel Mühe und Not gelernt haben. Nur wenige sind es, die ihn wirklich kennen, ganz wenige, und auch sie meist Gelehrte, Theologen.

Denen aber, die ihn kennen, wächst die Gestalt dieses Webers und Schriftgelehrten immer höher empor. Sie fühlen, daß hier ein Mensch litt und kämpfte und überwand, der vielen Jahrhunderten den Stempel seiner Seele aufgedrückt hat, mit dessen Wesen wir heute noch ringen wie die Menschen, die ihm ins Auge sahen und seine hinreißende Rede hörten.

Wie er damals geliebt und gehaßt wurde wie wenig Menschen, so geht es ihm auch heute noch bei denen, die ihn kennen. Eben daran beweist er seine unvergängliche Größe. Und es darf uns nicht wundern, daß er ebenso sehr gehaßt wie geliebt wird: Liebe und Haß zugleich hat noch jeder arbeitende, jeder eigenwüchsige Mensch erregt. Selbst der, welcher die Liebe selbst war, hat bitter und schmerzlich sagen müssen: „Ich bin gekommen, zu entzweien einen Menschen mit seinem Vater, die Tochter mit ihrer Mutter, und seine eigenen Leute werden des Menschen Feinde sein". Aber er hat auch gewußt, was ein Mensch wert ist, der keinen Feind hat. Er, der seine Feinde bis zum Tode liebte, hat das Wort gesprochen: „Wehe, wenn euch alle Menschen loben!"



Hören wir zwei von den Gegnern des Paulus aus unsern Tagen, zwei Männer, in denen sich genaue Kenntnis der Dinge mit einem kühnen Geist und starken Wahrhaftigkeitssinn verband, und die doch den Apostel gehaßt haben, wie man nur irgend einen der Großen hassen kann, die sich an der Menschheit versündigen.

Lagarde hat geglaubt, seinem Volke (in den „Deutschen Schriften" 1886, S. 71 ff.) diesen Mann also schildern zu dürfen:

Nur daraus, daß die von Jesu selbst erwählten Jünger ... nicht imstande waren, anders als nur höchst kümmerlich, einseitig, karikierend das große Bild aufzufassen, das vor ihnen gestanden hatte, nur daraus ist es zu erklären, daß ein völlig Unberufener Einfluß auf die Kirche erhielt.

Paulus – denn er ist dieser Unberufene – der richtige Nachkomme Abrahams, und auch nach seinem Uebertritte Pharisäer vom Scheitel bis zur Sohle, hat acht bis zehn Jahre nach Jesu Tode, nachdem er die Nazarener eine Zeit lang nach Kräften verfolgt hatte, durch eine Vision auf der Reise nach Damaskus die Ueberzeugung gewonnen, daß er in Jesu Lehre die Wahrheit verfolge. Man kann das psychologisch denkbar finden, und ich bezweifle nicht im mindesten, daß ein so fanatischer Kopf infolge einer Halluzination in das Gegenteil von dem umschlug, was er bislang gewesen war. Unerhört aber ist, daß historisch gebildete Männer auf diesen Paulus irgend welches Gewicht legen ...

Paulus hat uns das Alte Testament in die Kirche gebracht, an dessen Einflusse das Evangelium, so weit dies möglich, zu Grunde gegangen ist: Paulus hat uns mit der pharisäischen Exegese beglückt, die alles aus allem beweist, den Inhalt, der im Texte gefunden werden soll, fertig in der Tasche mitbringt, und dann sich rühmt, nur dem Worte zu folgen: Paulus hat uns die jüdische Opfertheorie und alles, was daran hängt, in das Haus getragen: die ganze ... jüdische Ansicht von der Geschichte ist uns von ihm aufgebunden. Er hat das getan unter dem lebhaften Widerspruche der Urgemeinde, die, so jüdisch sie war, weniger jüdisch dachte als Paulus, die wenigstens nicht raffinierten Israelitismus für ein von Gott gesandtes Evangelium hielt. Paulus hat sich endlich gegen alle Einwürfe ge-





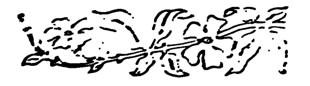
panzert mit der aus dem zweiten Buche des Gesetzes herübergeholten Verstockungstheorie, die es freilich so leicht macht zu disputieren, wie es leicht ist, einen Menschen, der Gründe bringt und Gegengründe hören will, damit abzufertigen, daß man ihn für verhärtet erklärt.

Aus Lagarde spricht vor allem der Theologe und die Dogmennot, in die uns der als Glaubensgesetz behandelte Paulus vor andern gestürzt hat.

Nietzsche dagegen hat in Paulus den Menschen, sein Ringen und seine Erlösung, gehaßt. Eine Stelle aus dem allgemeinen Urteile über Paulus in der „Morgenröte" mag das zeigen:

Alle Welt glaubt noch immer an die Schriftstellerei des „heiligen Geistes" oder steht unter der Nachwirkung dieses Glaubens: wenn man die Bibel aufmacht, so geschieht es, „um sich zu erbauen", um in seiner eigenen, persönlichen, großen oder kleinen Not einen Fingerzeig des Trostes zu finden — kurz man liest sich hinein und sich heraus. Daß in ihr auch die Geschichte einer der ehrgeizigsten und aufdringlichsten Seelen und eines ebenso abergläubischen als verschlagenen Kopfes beschrieben steht, die Geschichte des Apostels Paulus — wer weiß das, einige Gelehrte abgerechnet? Ohne diese merkwürdige Geschichte aber, ohne die Verwirrungen und Stürme eines solchen Kopfes, einer solchen Seele gäbe es keine Christenheit . . . Freilich, hätte man eben diese Geschichte zur rechten Zeit begriffen, hätte man die Schriften des Paulus nicht als Offenbarungen des „heiligen Geistes", sondern mit einem redlichen und freien eigenen Geiste und ohne an alle unsere persönliche Not dabei zu denken, gelesen, wirklich gelesen — es gab anderthalb Jahrtausend keinen solchen Leser — so würde es auch mit dem Christentum längst vorbei sein. Daß das Schiff des Christentums einen guten Teil des jüdischen Ballastes über Bord warf, daß es unter die Heiden ging und gehen konnte, — das hängt an der Geschichte dieses einen Menschen, eines sehr gequälten, sehr bemitleidenswerten, sehr unangenehmen und sich selber unangenehmen Menschen.

Widerwillig müssen beide die Bedeutung des Mannes an-

erkennen, auch wenn sie sein Werk und ihn verurteilen. Ueber dies harte Urteil aber werden wir noch mit ihnen verhandeln müssen. Denn so hart und ungeschichtlich es sein mag, gewisse Tatsachen und gewisse Züge im Wesen des Apostels müssen ihm zu grunde liegen. Eben darum ist es um so gefährlicher, wie man denn mit Recht gesagt hat, daß die halbe Wahrheit gefährlicher sei als die Lüge.

Das Verständnis für die Eigenart, das Werk und die Größe des Paulus hat nun aber die, welche ihn in allen seinen Worten als Autorität hinnehmen, in ein anderes schweres Problem hineingestürzt; Schell hat es im Eingang zu seinem „Christus" sehr scharf und richtig formuliert, wenn er fragt:

> Wer hat mehr Anspruch, der Stifter der Weltreligion zu heißen, Jesus oder Paulus? Wer hat das Recht, als Begründer des kirchlichen Christentums mit seinem Glauben an Erbsünde, stellvertretende Genugtuung, Erlösungsverdienst, Sakramente und heilige Aemter zu gelten, Paulus oder Jesus?

Die letzte Frage ist ohne Zweifel mit „Paulus" zu beantworten, wenn auch die heiligen Aemter noch nicht sein Werk sind. Und auch die erste Frage darf man mit „Paulus" beantworten, wenn man unter Christentum den Glauben an das Dogma von Christus und von seinem sühnenden Tod versteht. Denn unter allen Christen der ersten Generation hat, so viel wir wissen, Paulus zuerst erklärende Theorien an diesen Tod angeknüpft.

Um so mehr ist es zu beklagen, daß Paulus so wenig bekannt ist. Denn es ist in anderer Weise auch vom evangelischen Volke richtig, was Schell vom katholischen sagt:

> Und doch ist Paulus, dieser religiöse Mensch in einzigartigem Sinn, dieser Feuerbrand des gottsuchenden Geistes, nicht einmal ein Gegenstand der religiösen Verehrung in jenem eigentlichen Sinne geworden, wie Maria, die Mutter Jesu, wie Joseph, wie Antonius, wie Aloysius. Der Volksseele ist Paulus immer fremd geblieben.

Wir wundern uns nicht, daß er nicht ein katholischer



Volks-Heiliger geworden, sondern bloß ein offizieller Kirchen-Heiliger geblieben ist; denn seine herbe, scharf umrissene Kämpfergestalt ist ganz eigentlich unkatholisch. Aber um so auffallender ist es, daß auch unserm evangelischen Volke dieser u n s e r Apostel im ganzen noch ein verschlossenes Buch ist, aus dem man zwar einzelne Worte auswendig weiß, das man sonst aber ruhig im Schranke liegen läßt. Paulus aber war mehr als eine Aphorismensammlung über Sünde und Gnade.

Unter allen Christen der ersten Generation ist er bei weitem der hervorragendste, ein wahrhaft genialer Mann. Als Jesus und der Glaube seiner ersten Jünger über diesen Mann, der ihr schärfster Gegner war, den Sieg erfochten hatten, war mit der entscheidendste Sieg erkämpft, den je das Christentum gewonnen hat.

Es war ein Ereignis auch von weltgeschichtlicher Bedeutung. Denn es ist viel mehr als ein bloßes Bild, wenn man sagt, daß die große Missionswanderung des Apostels von Antiochien bis Rom ein zweiter, umgekehrter Alexanderzug gewesen sei. Seine Mission, mit der der Siegeszug des Christentums beginnt, ist die Einleitung der letzten und folgenreichsten Zeit jenes großen Kulturkampfes und Kulturaustausches zwischen Abendland und Morgenland, den bereits Herodot, der „Vater der Geschichte", als das Hauptthema unsres geschichtlichen Lebens erkannt hat, und der in dem Zuge Alexanders des Großen seinen ersten Gipfelpunkt mit einem äußeren Siege des Abendlandes erreicht hatte.

Die große Mission des Christentums ist aber wirklich in der Hauptsache des Paulus Werk, das Werk des Mannes, der stolz und tapfer nur von e i n e m Titel wissen wollte: Apostel Jesu, des Christus. Und als rechter Mann hat er ihm die Kraft seines Lebens geopfert und den Sieg erkämpft. Als er starb, bestanden im ganzen Reich, bis hin nach Rom, blühende Gemeinden des neuen Glaubens. Als er für Jesus gewonnen ward, war das Christentum eine kleine jüdische Sekte.



So sehr die Jünger im Glauben an Jesus, den für die Sünder gestorbenen und von Gott auferweckten Messias, Leben und Seligkeit gefunden hatten: ganz wußten sie nicht, was sie an ihm hatten. Sein historisches Bild, so viel es ihnen gab, zeigte ihnen doch immer wieder einen frommen Juden, der um die rechte Auslegung des Gesetzes und um die Reinheit des Tempels gekämpft und gelitten hatte. So saßen sie in Jerusalem, predigten und warteten, daß er herniederkommen werde auf den Wolken des Himmels mit dem neuen Jerusalem und seinen vielen Wohnungen für die armen und frommen Gotteskinder. Wohl wurden sie von ihren Volksgenossen zum Teil gehaßt und verfolgt, wohl waren sie versprengt nach Samaria und bis hin nach Antiochien; aber daß eine neue Religion angefangen hatte über die Erde zu wandeln und daß die Fülle der Völker in ihr Glück und Seligkeit finden sollte, das wußten sie nicht. Paulus erst hat das Christentum im heißen Kampfe seines Lebens nach innen und außen als neue Religion erfahren und gerettet, als die Urapostel es unter dem Druck der altjüdischen Stimmungen kaum mehr vor dem Wiederversinken ins Judentum bewahren konnten.

Diese Wirkung nach außen ist nur das Sichtbarwerden dessen, was an bezwingender Kraft in seinem Innern lebte. Paulus ist ein Held des Willens, ein geborener Führer der Menschen. Er ist auch ein Held des Denkens. Wir sind gewöhnt, die Geschichte des Denkens als die Geschichte der Philosophie zu fassen und für sie solche Männer auszusuchen, die, auf das Handeln verzichtend, große Gedankensysteme aufbauten. Mit Unrecht; denn entscheidendes Handeln ruht auf entscheidenden Einsichten. Und diese treten in originaler Kraft ebenso sehr bei den großen Dichtern und Propheten und bei den großen Willensmenschen auf wie bei den Denkern im engeren Sinne. Paulus hat eine ganze Reihe grundlegender Gedanken, vor allem einen neuen Aufriß der Weltgeschichte und gewisse ethische Grundsätze und Beobachtungen, dem Denken der abend-

ländischen Menschheit für immer eingefügt. Mit seinen Gedanken denken, in seinen Worten sprechen heute Millionen von Menschen, die sein persönliches Leben gar nicht genau kennen.

Epochemachend ist Paulus auch in der Geschichte der Religion. Während Jesus ebenso sehr aus der Entwicklung des Judentums seiner Zeit herausfällt, wie er hineingehört, bildet Paulus den naturgemäßen Umschlag der Schriftgelehrsamkeit, die ein Versuch war, das Volk durch ein System von Gesetzesparagraphen nach prophetischem Ideal zu organisieren. Die Organisation wandte sich – hier wie immer aus einem Mittel zum Selbstzweck werdend – schließlich gegen alles Prophetische im Volk: Johannes der Täufer und Jesus stehen im Kampf mit den Schriftgelehrten und Pharisäern. Paulus nun ist derjenige Pharisäer, in dem der Druck des Gesetzes auf eine wahrhaftige und kernige Seele so groß wird, daß sie die Fessel sprengt und sich vernichtend gegen das Gesetz selbst wendet. Gegen alles Gesetz in jeder Religion. Paulus ist der große Entdecker der Tatsache, daß Gott und Gesetz Widersprüche sind und das Gesetz nur so zu Gott führen kann, daß es uns zur Qual wird und Sehnsucht wirkt. Was bei Jesu das selbstverständliche Leben des Gotteskindes in der Liebe zu seinem Vater war, das hat sich Paulus in der schwersten Stunde seines Lebens erkämpfen müssen. Aber es wurde im Kampf nun auch verteidigt und siegreich gegen alle Angriffe durchgefochten und so der Menschheit gerettet. Noch einmal hat die alte Religion (als Katholizismus) es der Menschheit entwunden, bis Luther im gleichen Kampf und durch Paulus' Worte es wieder entdeckte.

Daß Paulus diese entscheidende Stellung in der Religionsgeschichte des Abendlandes einnimmt, beruht aber noch auf anderen Gründen. Die abendländische Menschheit hat in ihrer Seele immer zwei Güter durch die Religion gesucht: Reinheit und ewiges Leben. In kaum einem andern antiken Menschen

ist diese Sehnsucht so laut und entscheidend kund geworden wie in Paulus, keiner hat mit solcher Entschiedenheit geglaubt, daß ihm diese Sehnsucht gestillt sei, und in keinem hat sich dieser Glaube in eine solche Fähigkeit sittlichen Wollens und mutiger Tat umgewandelt wie in Paulus. Darum hat er auch in so Vielen dasselbe innere Leben entzündet; und die Flamme seines Enthusiasmus lodert noch immer durch die Jahrhunderte, trotz all der Schlacken, die noch heute, nach dem langen kirchlichen Verklärungsprozeß, in seiner Persönlichkeit sichtbar sind.

Etwas anderes machte ihn noch besonders fähig, auf seine Zeit zu wirken und der Art genug zu tun, wie sie die Reinheit und das ewige Leben suchte. In Paulus kreuzen sich die Einflüsse aus allen antiken Religionen, soweit sie in Mysterien und hellenistischer Religionsphilosophie neu gestaltet waren, mit dem eigenartigen religiösen Leben Israels. Wie er nach seiner Religion angesehen der erste Protestant ist, so ist er nach seiner Theologie und kirchlichen Arbeit der erste Katholik. Jesus hat viel einsamer in seiner Zeit gestanden, so sehr er ihr auch angehört hat, und ist bis auf den heutigen Tag viel einsamer in der „Welt" gewesen als Paulus, der von dem Bildungsbesitze seiner Zeit viel mehr sein eigen nennen konnte. Deshalb hat Paulus auch stärker gewirkt als Jesus, der für die Heidenwelt mit ihrem Verlangen nach Mysterien, Sakramenten und Philosophie erst durch Paulus wirksam werden konnte. Und hier erhebt sich die letzte und größte Frage, die uns Paulus stellt: Ist das „Christentum", das Paulus gepredigt hat und das in Dogma und Kirche heute noch lebt, eine andere Religion, als das Evangelium, das Jesus verkündigte? Was bedeuten die Anfänge des Dogmas und der Kirche für die Geschichte des Christentums? Mit diesen Fragen aber wird das Problem Paulus ein in das Leben der Gegenwart unmittelbar eingreifendes Problem.

Denn in der Gegenwart wird um die Existenz des Christen-

tums an zwei Stellen gekämpft. Einmal wogt der Kampf um die Frage: Ist das Christentum ablösbar von den Vorstellungen von Sündenfall, Erbschuld, blutiger Versöhnung Gottes und Sakramenten, mit denen es vor allem durch Paulus in die Welt getreten ist? Die das für unmöglich erklären, sind entweder solche, die um des Christentums willen ihren Verstand erschlagen, der ihnen das moderne Weltbild immer wieder als das richtige vorhält, oder die um ihres Verstandes willen an ihrer Religion verzweifeln und dann entweder allein die Sittlichkeit des Christentums festhalten oder auch sie noch in die Wogen des Zweifels schleudern. Und eben das ist der zweite Punkt, um den gerungen wird. Die Ethik der Kirche wird immer mehr als ein schwächlicher Kompromiß zwischen der herben, weltabgewandten Sittlichkeit Jesu und den Forderungen menschlichen Staats- und Kulturlebens, ja den Ansprüchen menschlicher Bequemlichkeit und Herrschsucht erkannt. Und die Frage nach seiner Wahrhaftigkeit ist über das Christentum gekommen wie der Dieb in der Nacht.

Auch in ihr spielt Paulus eine Hauptrolle; denn er ist es, der den Grund zur Kirche und zu ihrer Versöhnung mit der „Welt", d. h. mit dem antiken Staats- und Kulturleben gelegt hat. Beide Fragen kann nur der für sich und andere lösen, der ihr geschichtliches Werden verstehen gelernt hat. Paulus ist es, der uns am tiefsten in sie einführt.

In diesem Sinne soll Paulus auf den folgenden Blättern dargestellt werden. Nicht die Aeußerlichkeiten seines Lebens, nicht die Schilderung der Art seiner Mission, nicht die Fragen nach Chronologie und Abfassung seiner Briefe soll man in diesem Buche suchen, dafür gibt es große und gelehrte Werke. Aber einen Charakter aus seiner Zeit für unsere Zeit zu verstehen, die ewigen Fragen des Menschenherzens in diesem Zeugen „menschlicher Bedürftigkeit" und menschlicher Größe darzustellen und in die Grundprobleme des Christentums an der Hand dieses seines „zweiten Stifters" einzuführen, das

wird die Aufgabe sein. Je mehr der Historiker nicht Zustände und Tatsachen nacherzählt, sondern Menschen verstehen und schildern will, desto größer wird die Gefahr des Irrens für ihn. Aber diese Gefahr darf ihn nicht von der köstlichsten Aufgabe, die sich ihm bietet, abschrecken, wenn er nur in ernster Arbeit alles getan hat, seine Schilderung auf einen festen Boden zu stellen, auch wenn er sich die Entsagung auferlegen muß, von dieser Vorarbeit nichts in Form von Anmerkungen und Exkursen zu zeigen. Die andere Gefahr, die darin liegt, daß jemand für die praktischen Aufgaben seiner Zeit Geschichte schreiben will, wird schon dadurch verringert, daß sie scharf ins Auge gefaßt wird. In viel größerer Gefahr sind die Historiker, die sich einbilden, ganz unbeeinflußt von ihrer Gegenwart zu arbeiten; denn sie fallen oft unbewußt den Fragestellungen ihrer Zeit zum Opfer.





Der Pharisäer.

Heimat und Elternhaus.

Mit Recht legen die Biographen alter und neuer Zeit allen Wert darauf, uns den Boden zu schildern, aus dem ihre Helden hervorgewachsen sind. Wir wandern an ihrer Hand in die Heimat, wir klopfen mit ihnen an die Tür des Vaterhauses, wir dürfen mit ihnen den Eltern ins Auge und ins Herz schauen und uns von ihnen alte Geschichten von Großvätern und Großmüttern erzählen lassen. Bei den großen Helden der Religionsgeschichte aus alter Zeit ist uns niemals ein so günstiges Geschick geworden. Eigentlich von ihnen allen kennen wir nur die eine glänzende Epoche, während deren sie von der Liebe und dem Haß ihrer Mitmenschen scharf beleuchtet aus der Menge segenspendend und kämpfend hervortraten. Und doch möchten wir gerade bei ihnen so gern wissen, wie die Mutter gewesen ist, die diesem Sohn die Hände zum ersten Gebet faltete, und wie seiner Ahnen besondre Art, ihr Wesen und Gehaben, ihre Neigungen und Sünden, ihre Güte und ihr Charakter, ihr Glaube und ihre Sehnsucht sich in dem großen Sohne des Geschlechts widerspiegeln.

Auch von Paulus wissen wir aus direkten Nachrichten nur sehr wenig über seine Jugend, sein Elternhaus und seine Verwandten. Daß seine Eltern echte Juden strenger Richtung aus dem Stamme Benjamin gewesen sind, das hat er seinen Feinden gegenüber an mehreren Stellen seiner Briefe in lebhaftem Hochgefühl betont, als ihm seine Feinde vorwarfen, er sei kein echter Jude. „Worauf einer trotzt, darauf trotze auch ich! – töricht geredet. Sie sind Hebräer? Auch ich bin es! Sie sind Israeliten? Auch ich! Sie sind Same Abrahams? Auch ich!“ [1] — Die alten feierlichen Ehrennamen seines Volkes

darf er für sich in Anspruch nehmen, für sich und seinen Stammbaum, der echt ist, nicht durch fremdes Blut seiner reinen Entwicklung beraubt.

Aber wenn wir weiter fragen nach Art und Persönlichkeit seiner Eltern, so hören alle Nachrichten auf. Ja selbst seine Heimatstadt und das Land seiner Jugend sind nur mit Wahrscheinlichkeit, nicht mit Sicherheit festzustellen. Die Apostelgeschichte läßt darüber Paulus also sprechen: „Ich bin ein jüdischer Mann, geboren in Tarsus in Kilikien, aufgezogen hier in der Stadt (Jerusalem); zu Füßen Gamaliels geschult im väterlichen Gesetz nach aller Strenge[1] war ich ein Eiferer für Gott, so wie ihr es heute alle seid"[2]. Vielleicht soll man sich nach einer andern Stelle[3], wo von seinem Neffen in Jerusalem gesprochen wird, vorstellen, daß er bei seiner älteren dorthin verheirateten Schwester aufgewachsen sei.

Und so meint denn die Apostelgeschichte wohl, daß Paulus in Jerusalem eine zweite und die eigentliche Heimat gefunden habe.

Diese Nachricht auf ihre Richtigkeit zu prüfen, ist uns heute noch möglich. Denn es gibt einen Weg, um das Geheimnis des Werdens einer Persönlichkeit zu durchschauen. Dieser Weg ist der Rückschluß aus dem Wesen des Gewordenen auf die Spuren seines Werdeganges. Ja bei Paulus ist dieser Rückschluß dadurch verhältnismäßig leicht gemacht, daß er ein Bekehrter ist, daß die Epoche nach seiner Bekehrung uns ziemlich deutlich vor Augen liegt und daß der Inhalt des Bekehrungserlebnisses selbst von ihm ganz genau angegeben wird. Zieht man bei einem Bekehrten alles ab, was durch die Bekehrung neu in sein Leben trat, und die neue Ordnung der Elemente seines Gefühls- und Willenslebens wie seines Denkens, die durch das Erlebnis eingetreten ist, so kann man sich von dem vor der Bekehrung in der Zeit der Entwicklung erworbenen und vorhanden gewesenen inneren Besitz ein deutliches Bild machen. Natürlich gehört Vorsicht und ruhiges Erwägen aller in Betracht kommenden Momente dazu, will man

auf diesem Weg nicht in die Irre geraten: aber sicher und gangbar ist er.

Schon die Bilder, in denen ein Mensch spricht, wenn er nicht weiter literarisch verbildet ist, sind die getreuen Spiegel seiner Umgebung, zumal dessen, was ihn umgab, als seine Seele mit hellen Augen auf die Entdeckung der Welt draußen auszog. Das Evangelium Jesu ist ein Kind des Dorfes. Ein ewig frischer Hauch gesunder Natur weht aus seinen Bildern uns entgegen. Die Natur hat zu ihm ihre lautleise Sprache geredet. Wenn er des Abends, da der kühle Hauch von den Bergen weht, in der Feierstunde sein Haus und seine Hantierung verläßt, um hinauszugehen unter den freien Himmel, Zwiesprache mit seinem Vater zu halten, da sieht er die Leute auf der Straße stehen und vom Abendrot und vom Wetter reden. Er sieht die Kinder spielen auf der Straße und lächelt ihres kindischen Eigensinnes, bald lernt er, daß die erwachsene Menschheit ebenso „spielt". Durch das Tor geht er weit hinauf am Bergeshang, wo die bunten Anemonen blühen, deren er sich so innig freut. Was ist Salomos Purpur gegen ihre lebendige Pracht, wie sie ihre Kelche im Abendwinde wiegen? Er sieht den Säemann auf dem Acker, die Senfstaude im Garten, er sieht den Hirten mit seiner Herde, und den Sperling, der tot vom Dache gefallen ist. Alles redet zu ihm eine lebendige Sprache, kündet ihm vom Walten seines Vaters, vom Kommen des Reiches, spricht zu ihm mit tausend feinen, nur ihm verständlichen Stimmen.

Auch Paulus kennt Bilder aus der Natur. Kein Mensch ist so arm und so städtisch, daß er sie nicht kennte. Auch Paulus weiß, daß man Gottes Wesen und Walten aus seiner Schöpfung erkennt[1]. Er spricht vom Samenkorn als einem Bild der Auferstehung[2], von den Sternen und ihren glänzenden Leibern[3], er vergleicht sich und andere mit Gärtnern[4] und er hat das schöne Wort von dem sehnsüchtigen Harren der Kreatur auf die Offenbarung der Kinder Gottes gesprochen[5]. Aber

dies Wort zeigt auch seinen weiten Abstand von Jesus. Mag es auch die Welt der Geister umspannen, so ist es doch auf die Tiere mitzubeziehen und hat seinen Anlaß gewonnen an der pessimistischen Auffassung der Natur und an dem harten Knechtsdienst der müden und gequälten Tierwelt einer Großstadt; es ist Herbststimmung, was es durchweht, nicht jener junge kraftvolle Frühlingsglaube, der aus Jesu Bildern spricht, dem auch der Sperling, der vom Dache fällt, nicht von der allgemeinen Vergänglichkeit, sondern von dem allmächtigen Willen des Vaters im Himmel erzählt. Antike, müde, städtische Stimmung und Sehnsucht, das spricht überall aus dem Wesen des Apostels Paulus. Und städtisch sind auch seine Bilder in ihrer Mehrzahl. Ob er wirklich einmal ein fehlerhaftes Bild, das vom Aufpfropfen wilder Reiser auf einen edlen Stamm[1] aus Unkenntnis der Natur oder in gewaltsamer Illustration eines Gedankens geschaffen hat, können wir nicht mehr feststellen; aber daß er zumeist in der Stadt gelebt hat, zeigt die Fülle seiner Bilder deutlich. Außerordentlich häufig, viel häufiger als der „junge Baumeister" Jesus, wendet Paulus das Bild vom Bau und von der „Erbauung" an. Von den Palästen mit Gold und Silber bis zu den Strohhütten der Vorstadtarbeiter kennt er die Häuser[2]. In die Stube führt er uns hinein, wo die Mutter ihr Kind mit Milch nährt[3], wo der Sauerteig vor Ostern hinausgekehrt wird[4]. Die irdenen Geschirre auf der Bank[5], der Spiegel an der Wand[6], der Brief auf dem Tisch[7], das alles wird ihm zum Bild. Er zeigt uns das Leben in der Stadt mit ihren Krämerbuden[8], an denen vorbei der „Pädagog" mit seinem Zögling an der Hand zur Schule geht[9], die Straße, durch die sich der feierliche Triumphzug bewegt[10]. Er nimmt seine Bilder häufig aus dem Leben der Soldaten[11], – selbst ihre Trompeten[12] müssen ihm zum Vergleiche dienen – nicht minder aus dem Rechtsleben[13], ja sogar vom Theater[14] und von den Wettspielen her[15]. Die Unbefangenheit, mit der er sich in dieser Bildersprache bewegt, macht es

wahrscheinlich, daß er all das nicht erst auf seinen Missionsreisen kennen gelernt hat, sondern daß bereits die Seele des Kindes sich mit diesen Bildern aus einer hellenistischen Großstadt erfüllt hat, daß also Tarsus nicht bloß sein Geburtsort, sondern auch seine Heimat gewesen ist. Tarsus, eine Großstadt, an einer der Haupthandelsstraßen der Welt dort gelegen, wo die beiden bedeutendsten Sprachen der Zeit aneinandergrenzten, das Griechische und das Aramäische, damals der Sitz einer der hervorragendsten Philosophenschulen, war eine echt hellenistische Stadt, ein Abbild der Kulturmischung der Zeit. Hier ist des Paulus Seele mit all den Einflüssen erfüllt worden, die den Mann fähig gemacht haben, ein Apostel des ganzen römischen Reiches, den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide zu werden – in seiner Seele verstand er sie beide –, um sie seinem Herrn zu gewinnen.

Von seinem Elternhause selbst ist nur das Eine zu sagen, daß es ihm mit seiner streng pharisäischen Zucht[1] wahrscheinlich eine harte, sicher aber eine ernste Jugendzeit geschaffen hat. Sein zartes und feines Gewissen, die gestählte Kraft seines Willens verdankt er wohl wie Luther der strengen Erziehung seines Vaters. Für reiche und starke Naturen ist eine solche Jugend eine Verheißung tüchtiger und segensvoller Mannesjahre.

Das Erbe der Schule.

Stärker als die Bilder, welche die Heimat mit gütigen Händen dem Manne schenkt, stärker als der stille Einfluß, den das Spielen und Schauen auf der Straße, das Leben und Treiben mit den andern auf das Kind übt, wirkt die Schule mit ihren festgefügten Ueberlieferungen durch die eindringliche Gewalt, mit der sie sich des jungen Gedächtnisses bemächtigt.

Was der Knabe Saul in der Schule der Pharisäer lernte, das hat auch des Christen Paulus Denken und Empfinden in den entscheidenden Stunden bestimmt, obgleich es ihm schien,

als sei er „eine neue Kreatur" geworden. So gewiß er das war, so gewiß war es keine Neuschöpfung, was er erlebt hatte, sondern nur eine Umschaffung seines innersten Lebens. Saul gilt es darum vor allem ins Auge zu fassen, wenn man Paulus verstehen will. Nicht den äußeren Rahmen seines Lebens will ich zeichnen — das wäre doch nur ein allgemeines kulturhistorisches Bild aus dem Leben eines Judenviertels in einer hellenistischen Stadt —, wohl aber werde ich den inneren, geistigen und religiösen Besitz des Pharisäers, soweit er uns durchsichtig ist, darzustellen versuchen. Das kann man noch heute recht gut, einmal weil wir den schon gezeichneten Rückschluß aus dem späteren Leben machen können, dann aber auch weil es möglich ist, das so Erschlossene an der gleichzeitigen jüdischen Literatur aus pharisäischer und nichtpharisäischer Feder zu prüfen. Dabei zeigt sich denn, daß ein großes Stück dessen, was man herkömmlicher Weise „Paulinismus" nennt, dem Paulus nicht anders gehört hat wie viel anderer von den Vätern ererbter Hausrat. Es ist jüdische Theologie der Zeit.

Das beste und wertvollste Erbstück, das Jesus und Paulus von ihren Vätern überkommen haben, war ihr Gottesglaube. Obwohl Gott sich ihnen beiden in ihrem Leben neu offenbart hat und sie gerade in diesem Herzpunkte der Frömmigkeit das entscheidende Neue für sich und die Menschheit erlebten, so konnten sie das nur, weil ihnen ihr Volk in seinem Gottesglauben die Möglichkeit zu diesem Erlebnis geschenkt hatte. Es ist ein Gott, an den ihr Volk glaubt und zu dem es seine Opfer und Gebete emporschickt, ein Gott, wie viele sogenannte Götter es auch geben mag [1]; denn diese sind nicht Götter, sondern Engel oder Dämonen. Ein Wille ist es, der mächtig über der Welt waltet, nicht ein Inbegriff aller blinden Naturmächte, nicht die eine Gottheit der antiken Philosophie, sondern eine mächtige, heilige Person. Er ist freilich der Schöpfer des Himmels und der Erde [2]; aber in dieser seiner Schöpfung geht er nicht auf. Er waltet über ihr mit starker



Hand und ausgestrecktem Arm. Er hat eine *Geschichte* mit der Menschheit auf Erden. Er ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott seines Volkes; ein lebendiger Gott, Geist und Wille, nicht Holz und Stein wie die Volksgötter der Heiden[1]. Auch hat er sich seinem Volke und durch es allen Völkern kund getan in den Propheten; man braucht ihn nicht durch „unnütze" Streitigkeit der Rhetoren und Philosophen, nicht durch die Weisheit dieser Welt zu suchen. Und man weiß, daß er nicht blind wirkt wie die Naturmächte, noch auch launisch wie die Götter und Göttinnen Griechenlands, die verzogenen Kinder des Geschicks: er ist ein Gott, der in einem gewaltigen Gericht zeigen wird, daß ihm nichts höher steht als die Gerechtigkeit[2].

Wenn die Heidenwelt so eifrig nach dem Christentum gegriffen, wenn sie das Alte Testament ganz und gar in den Kauf genommen hat, wie schwere Anstöße ästhetischer und sittlicher Art es bot, so hat dieser aus dem Judentum ererbte und im Alten Testament wurzelnde Gottesglaube einen ganz wesentlichen Anteil daran. Denn er bot, wonach die edelsten Männer in der sterbenden alten Welt verlangten: die Gewißheit von einem weltmächtigen, heiligen und gerechten Willen und von einem Ziel der Welt. Freilich auch diesen Schatz hatte Paulus in tönernen Gefäßen. Die Art, wie man das Volk Israel mit diesem Gott in Verbindung brachte, war auf die Dauer unerträglich und ward mehr und mehr in der Heidenwelt abgestoßen; heute vollzieht sich die letzte Stufe dieses Prozesses dadurch, daß sich der Gedanke einer besondern Offenbarung Gottes an dieses Volk in das Verständnis der großen Geschichte der Religion in der Menschheit wandelt. Und die Vorstellungen, in denen man die Persönlichkeit der Gottheit dachte, sind auch längst von der Entwickelung des Denkens dahinten gelassen. Ich will nicht zu erörtern versuchen, wie weit im Neuen Testament das Reden vom Sitzen Gottes, von seinem Auge und seiner rechten Hand und anderes der Art

wörtlich zu nehmen ist oder nicht. Das Eine, daß Paulus in allem Ernste nicht die Frau, sondern n u r den Mann als das Ebenbild Gottes denkt und dem Manne darum eine überlegene Stellung gegenüber der Frau einräumt[1], genüge, um zu zeigen, wie menschlich die Vorstellungen von Gott damals noch gewesen sind, und wie selbst ein „Gelehrter" wie Paulus in den Vorstellungen seiner Zeit lebte.

Das Gleiche beobachten wir, wenn wir d a s W e l t b i l d ins Auge fassen, das all seinen Anschauungen zu Grunde liegt. Dreistöckig baut sich ihm wie seinem Volk die Welt auf: unten in der Tiefe das Totenreich[2], darüber die irdische Welt und über ihr wieder der Himmel mit seinen Bewohnern[3]. Der Himmel ist ein Raum, ein Gewölbe, aus dem heraus der Christus kommt[4], in dem Gott wohnt, umgeben von Engeln und Geistern[5]. Es giebt mehrere Himmelsgewölbe über einander mit vielen Räumen, in denen sogar die verklärten Leiber der Christen bereits aufbewahrt werden[6]. Paulus selbst ist schon einmal im dritten Himmel und im Paradies gewesen[7], das man sich nach dieser Stelle wie nach gleichzeitigen Angaben als in einem der Himmel liegend vorzustellen hat. Diese Himmelswelt ist die ewige Welt; alles was ihr angehört, ist ewig[8]; und darum ist sie die Sehnsucht aller derer, die sich dem Knechtsdienst der Vergänglichkeit hier auf Erden verfallen fühlen[9].

Die Erde ist ein kleiner Raum. Des Paulus ruhelose Missionsarbeit ist getragen von dem einen glühenden Wunsch, der ganzen Welt das Evangelium zu verkündigen. Das hält Paulus durchaus in seinem Leben für möglich[10]; denn sein Blick geht nicht über das römische Reich hinaus, mit diesem endet ihm die „bewohnte Erde". Die Säulen des Herkules und Indien umschließen das, was auf Erden die Kniee beugen soll vor dem Herrn.

Nicht anders ist es mit den Anschauungen des Paulus von der Natur. Gott hat die Welt geschaffen, als er sagte:

Aus der Finsternis soll Licht leuchten! [1] – die Schöpfung wird Paulus häufig wie hier ein Bild für die Umwandlung des Menschen durch den Glauben. Bei der Schöpfung war der Erstgeschaffene, der Messias, beteiligt, „durch den das All geschaffen ist und wir durch ihn" [2], wir, die „neue Schöpfung". Bei der ersten Schöpfung ging es in bestimmter Reihenfolge: Gott, Christus, Mann, Weib; der Christus durch Gott, der Mann durch Christus, das Weib aus dem Manne und so immer eins zur Ehre des Andern [3] und um des Andern willen [4]. Am seltsamsten muten uns aber vielleicht Sauls Vorstellungen von den Gestirnen an. Was wir von diesen sehen, sind nur ihre „Leiber":

„Nicht jedes Fleisch ist von derselben Art: anders ist das Fleisch der Menschen, anders das Fleisch der Tiere, anders das Fleisch der Vögel, anders das der Fische. Und es gibt himmlische Körper und irdische Körper; aber anders ist der Glanz der himmlischen, anders der der irdischen. Anders ist der Glanz der Sonne, anders der Glanz des Mondes und anders der Glanz der Sterne; denn ein Stern unterscheidet sich von dem andern durch den Glanz" [5].

Augenscheinlich dachte Paulus sich mit seiner ganzen Zeit, Juden wie Griechen, in den glänzenden Leibern Sterngeister wohnen, mochte man sie nun Helios und Selene, oder Azazel und Uriel nennen. Engel und Sterne sind in der jüdischen Literatur der Zeit sehr oft Namen für dieselben Wesen.

Kein Stück der antiken Weltanschauung mutet uns vielleicht fremdartiger an, als die Vorstellungen, die man über eine hinter und über der unsern stehende Welt der Geister hatte. Freilich sind wir durch den Unterricht unsrer Jugend mit dieser Welt der Engel und Teufel vertraut, und wenn sie auch ihre Freuden oder Schrecken für uns verloren hat, so meinen wir doch sie zu verstehen. Allein wenn uns einmal plastisch und lebendig gezeigt wird, wie sich in der Phantasie eines Orientalen diese Welt ausnahm, so will es unsrem an

griechischen Schönheitsidealen gebildeten Auge, das an die lieben Engelein mit den goldenen Flügeln gewöhnt ist, dünken, als male man zu kraß und als übertreibe man die Gewalt, mit der diese Bilder auf das Gemütsleben der antiken Menschen wirkten. Aber man bedenke immer, daß für den Orientalen aus der Zeit des Paulus all das keine Vorstellungen und keine Phantasiebilder, sondern erschütternde und — wie man meinte — erlebte Wirklichkeit war.

Die Vorstellung von einem Reich der guten und der bösen Geister, der Lichtengel und der Geister der Finsternis mit Satan an der Spitze, ist wahrscheinlich aus der persischen Religion in das Judentum gekommen. Gleichzeitig haben sich auch die Gestalten des alten Volksglaubens, Nachtgespenster und Wüstendämonen, zu immer größerer Bedeutung erhoben. Beides wurde dadurch gefördert, daß der Gottesbegriff durch die Wirksamkeit der Propheten immer reiner und sittlicher geworden war, so daß man gewisse „übermenschliche" verderbliche Wirkungen, nicht mehr von Gott abzuleiten wagte, wie man früher unbedenklich getan hatte. Dazu kam die Wirkung der Fremdherrschaft mit ihrem Glauben an Dämonen und Götter, deren Orakel und Wunder man nicht bestritt, aber in Teufelswerk umdeutete. So kam es, daß in den letzten Jahrhunderten vor Jesu Zeit das Judentum, und zumal der Pharisäismus, an eine Fülle von Geistwesen zu glauben begann und mit ihnen Vorstellungen verband, die vorher nicht vorhanden waren oder ganz zurücktraten. Die Apokryphen, mehr noch die Apokalypsen wie die Bücher Daniel und Henoch, sind ganz erfüllt von Engeln und Geistern aller Art. Auch des Paulus Briefe sind an vielen Stellen Zeuge, daß er diesen Teil des Weltbildes seiner Schule mit besonderer Kraft übernommen und für seine Frömmigkeit und ihre Stimmung starke Anregungen von da empfangen hat.

Gott ist der Herr der Welt, die er geschaffen hat, und aus seiner Schöpfung kann man ihn noch heute erkennen, so-

weit sie Natur geblieben ist. Aber die Geschichte der Menschheit ist einem Anderen verfallen und steht jetzt unter seinem Willen, bis Christus ihn Gott zum Schemel seiner Füße legt. Dieser Andere ist der Satan. Er ist der „Gott dieser Zeit“ [1]; wo die Griechen „Zeus“ sagen, hat man in Wahrheit „Satan“ zu sprechen. Er hat die Augen der Menschen durch falsche Weisheit und sündiges Tun geblendet, er und seine Genossen, die „Herrscher dieser Zeit“ [2]. Apollo, Athene und die Musen, welche die Dichter und Philosophen anrufen, und alle die Götter der „Heiden“, sie mögen wohl „Götter“ heißen, in Wahrheit sind sie Geistermächte, Dämonen, die Christus einst vernichten wird [3], wie sie denn „vergängliche“ Gewalten sind [4]. Es ist nicht etwa von der römischen Herrschaft und anderen Gewalten, auch nicht von Pilatus und Herodes zu verstehen, wenn Paulus sagt:

„Wir reden Weisheit, wo wir es mit Gereiften zu tun haben, doch nicht die Weisheit dieser Welt oder der Herrscher dieser Welt, der vergänglichen; sondern was wir reden ist Gottes Weisheit . . ., die keiner der Herrscher dieser Welt erkannt hat: denn wenn sie sie erkannt hätten, so hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt“ [5].

Gewiß sind die irdischen Machthaber die Werkzeuge, durch welche die eigentlichen Mächte wirken, aber dem Apostel ist die Hauptsache diese Geisterwelt, die hinter den Menschen steht. Was haben Pilatus und Herodes mit der Weisheit zu tun? Würde Paulus sie vergänglich nennen? Das wäre ja eine Binsenwahrheit. Weshalb lehrt er, daß sie „den Herrn der Herrlichkeit“ „nicht erkannt“ haben? All das ist nur verständlich, wenn man unter den „Herrschern dieser Welt“ Engelmächte versteht, die den ebenfalls aus der Geisterwelt stammenden Christus nicht erkannten, wie uns denn jüdische Apokalypsen und gnostische „Offenbarungen“ lang und breit erzählen, daß der Christus sich wandelnd durch alle Himmel unerkannt zur Erde herniedersteigt, und darnach erst als Auferstandener „ward

er gesehen von den Engeln" [1]. Die Engelmächte, die jetzt über die Welt herrschen, sind von Gott abgefallen. Einst hatte Gott sie als „Hüter" oder „Wächter" über die Völker eingesetzt, wie Daniel und Henoch sagen. Auch Paulus kann sich darauf zum Zwecke der Ermahnung berufen: es gibt keine Obrigkeit außer von Gott, wo eine Obrigkeit ist, da ist sie von Gott verordnet, eingesetzt. Und insofern kann man sich ihr unterordnen; aber die große Hoffnung der Christen wie der Juden ist, daß Gott dieses römische Reich bald stürze, um seine Herrschaft auf Erden anbrechen zu lassen, daß er den Satan zertreten werde unter die Füße der Christen in kurzem [2]! Stehn doch Christus und Belial (= „Bosheit"?) in scharfer Feindschaft einander gegenüber [3].

Der Teufel heißt hier ein einziges Mal bei Paulus anders als Satan, sodaß man auch schon angenommen hat, und vielleicht mit Recht, daß bei Belial an den Antichrist, den Gegenchristus der Endzeit, gedacht wäre [4], einen dämonischen Menschen, der die Herrschaft alles Bösen bringt und dann von dem wiederkehrenden Christus vernichtet wird. Niemals heißt der Teufel in den echten Paulusbriefen „Teufel": diabolos (Verleumder, falscher Ankläger, Feind der Menschen; aus dem griechischen ist das deutsche Wort entstanden). Paulus nennt ihn immer mit dem entsprechenden hebräischen und aramäischen Wort satan, satanâ, dessen Uebersetzung diabolos ist.

Der Satan sieht auch schon nach des Paulus Vorstellung „schwarz" aus; denn wenn er einem Engel des Lichtes gleichen will, muß er sich erst „verwandeln" [5]. Das tut er bei seinen feinsten Versuchungen, wie denn Verführung und Versuchung seine Mittel sind, über Menschenherzen Macht zu gewinnen. Darum heißt er auch „der" Versucher [6]. Aber er hat noch viel stärkere Mittel, die Menschen sich zu erobern und Gottes Werk an ihnen zu hindern. Wenn Paulus zu seiner Gemeinde reisen will, legt er ihm äußere Hindernisse in den Weg [7], ja er hat ihm einen seiner Engel beigegeben, der den Apostel

mit Fäusten schlägt, damit dieser sich nicht im Kraftgefühl seiner gewaltigen Missionstätigkeit überhebe [1]. So deutet Paulus mit seiner Zeit das schwere Nervenleiden, dessen wilde Anfälle ihn gewaltig niederdrückten und manchmal am Arbeiten hinderten, als Einwohnung eines bösen Engels, eines Dämons. In solchen Nervenkranken sah jene Zeit ja Besessene, Dämonische, wie das aus dem unheimlichen Eindruck, den die Geisteskranken, die Epileptischen und Hysterischen oft machen, leicht erklärbar ist.

Aber auch an den gesunden und normalen Menschen erlebt man überall die Offenbarung dieser teuflischen, gewaltigen Mächte. Werden nicht alle wichtigen Handlungen des Staates und der Familien mit Opfern geweiht, und opfert man nicht stets den Dämonen? Ja tritt man nicht in eine geheimnisvolle, sinnlich-übersinnliche, reale Gemeinschaft mit den bösen Geistern, indem man das Fleisch ihrer Opfer genießt? Beides hat Paulus geglaubt, so sicher wie das andere, daß er im Abendmahl den Leib und das Blut Christi genieße [2].

So scharf man gewöhnlich die Engel des Lichts von den Dämonen geschieden wähnt und die Menschen zwischen beiden als ihr Kampfobjekt, guten und bösen Einflüssen zugänglich, vorstellt, so wenig deutlich zieht Paulus mit seiner Zeit die Grenzen zwischen den verschiedenen Gruppen der Geisterwelt. Wie Satan ein abgefallener Engel ist und selber „Engel" sendet, so sind die Engel überhaupt nach weit verbreiteter Meinung auch in der Gegenwart noch der Versuchung zugänglich, etwa durch die Schönheit der Frauen; deshalb sollen diese in der Gemeindeversammlung, welche die Engel neugierig umschweben, ihr Haupt mit dem Schleier decken [3]. Und ein Engel vom Himmel kann ein anderes Evangelium als das des Paulus zu verkündigen kommen, wie denn die Engel so gut wie die Menschen neugierige Zuschauer bei dem Schauspiel sind, das die Apostel der Welt geben [4]. Darum werden sie auch einst gerichtet werden, wenn sie Sünde tun, und zwar von den Christen selber [5]. So

glaubte auch das Judentum, daß Henoch in den Himmel gefahren sei, den Engeln ihr Gericht zu verkündigen. Und wie die Gnostiker und die Apokalyptiker etwa ihren Christus als den Schutz vor den Geistermächten preisen, da er die Schlüssel des Himmels mit auf die Erde gebracht und durch alle die Himmelsregionen den Weg hinaufgebahnt habe zum Vater des Lichts, so daß die emporwollenden Seelen von Engeln und Geistern nicht mehr am Aufstieg gehindert werden können, so singt auch Paulus in seinem Triumphlied [1]:

Ich bin gewiß: weder Tod noch Leben,
weder Engel noch Herrschaften,
weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Kräfte,
weder Höhe noch Tiefe noch sonst ein Geschöpf
vermag uns zu trennen von der Liebe Gottes
in Christus Jesus, unserm Herrn.

Hier haben wir drei Klassen von Engelwesen: Engel, Mächte und Kräfte, die Mächte (archai) wohl übergeordnete Wesen, wie ihr Name ja auch den ersten Bestandteil des Wortes Erzengel (archangeloi) [2] bildet, die Kräfte untergeordnete Diener Gottes. Noch andere Klassen werde genannt [3]: Gewalten exusiai) und Herren. Einige von diesen Namen sind Abstrakta; bei erhabenen Persönlichkeiten bediente man sich schon im Altertum dieser Redeweise und heute noch sprechen wir von der „Majestät". Es mag aber auch damit zusammenhängen, daß diese Wesen in ihrer eigentümlich unbestimmten Art schon damals beginnen, zwischen wirklicher Persönlichkeit und bloßer Personifikation zu schwanken. Ueberwiegend allerdings und bei Paulus sicher sind sie jedoch als wirkliche Geistwesen vorgestellt, und man vergesse nicht, daß selbst der so stark persönlich gedachte „Böse" einmal mit dem Abstraktum „Bosheit" genannt wird.

Alle diese Engelwesen schwanken, wie gesagt, gleich der Menschenwelt zwischen Gut und Böse; sie können sündigen und werden gerichtet werden. Wirkliche Engel des Lichtes [4] und

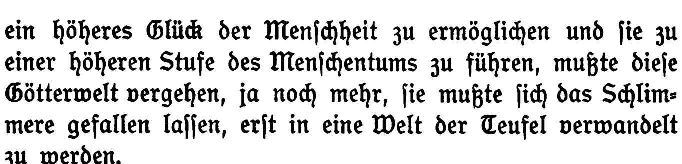




reine Diener Gottes treten in des Paulus Briefen eigentlich gar nicht auf, freundliche Geleiter und dem Menschen hilfreiche Geister sind die Engel nicht. Gewiß würden die Menschen einen solchen Boten Gottes, wenn er zu ihnen käme, hoch aufnehmen [1], gewiß sind die Engel groß und erhaben, und wer mit ihrer Sprache reden könnte, wäre ein Großer auf Erden [2] – Paulus hat sie, als er in der Ekstase im Himmel war, einmal gehört [3] —; aber ganz und rein dienen sie nicht dem Willen Gottes. Selbst wo Paulus die Legende anführt, nach der Engel die Gesetzesüberlieferung an Moses vermittelt haben, tut er es nur, um damit darauf hinzuweisen, daß das Gesetz kein reiner Ausdruck des Willens Gottes sei [4].

Für die Frömmigkeit des Paulus haben die bösen Engel oder die Engel als Machtwesen immer die Hauptrolle gespielt. Und was das für ihn bedeutet hat, daß er sich seit seiner Jugend hineingestellt glaubte in einen solchen gewaltigen Kampf zweier Welten, in dem die Teufel mit Gott um die Menschenseelen ringen, das läßt sich für uns nur noch künstlich und mühsam nachempfinden. Zu wissen, daß diese Götzen, die den Menschen in Sünde und Verderben, in Unwissenheit und Tod verstrickt halten, vergehen müssen, daß Gott die Menschen aufruft zu einem mächtigen Kampf wider Tod und Teufel, wider Krankheit und Sünde, wider die Macht der Finsternis im Luftreich, das gab eine Entschiedenheit und Entschlossenheit des Eintretens für Gott, wie sie ein klüger und milder gewordenes Zeitalter kaum noch hat. Die Schattenseite war eine große Engherzigkeit auch gegen das Große und Schöne, die Engherzigkeit des Bilderstürmers. Wir glauben es der Apostelgeschichte gern, daß Paulus in Athen unter den Wundern griechischer Kunst nur e i n e Empfindung hatte: er ergrimmte, da er die Stadt gar so abgöttisch sah [5]. Aber solcher Grimm und solche Engherzigkeit sind von Zeit zu Zeit nötig, wenn das Gute nicht in dem Schönen und im Genusse des Schönen untergehen soll. Nicht um Einen zu bereichern, sondern um





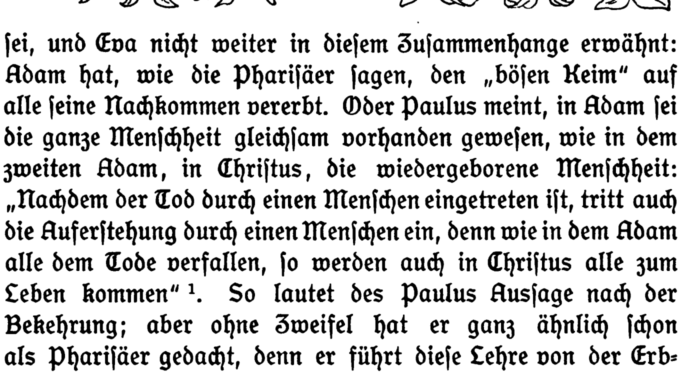
ein höheres Glück der Menschheit zu ermöglichen und sie zu einer höheren Stufe des Menschentums zu führen, mußte diese Götterwelt vergehen, ja noch mehr, sie mußte sich das Schlimmere gefallen lassen, erst in eine Welt der Teufel verwandelt zu werden.

Das war in großen Umrissen die „Welt", die sich dem jungen Saul in der Schule der Pharisäer allmählich erschloß, und niemals hat der Christ Paulus an diesen ererbten Vorstellungen von Himmel und Erde, von Natur und Geschichte auf grund seines Glaubens etwas ändern zu müssen gemeint. Ein deutlicher Beweis, daß dieses Weltbild so wenig wie jedes andere etwas mit dem Glauben zu tun hat. Darum wollen wir nicht zu denen gehören, die solche antiken Vorstellungen von Hölle, Erde und Himmel, von Geistern, Engeln und Teufeln und alles, was dem ähnlich ist, unsern heutigen Menschen als Glaubensgesetz auf die Herzen und in die Köpfe legen möchten, weder ganz, noch in einzelnen Teilen, weder im einstigen realen Sinne noch in feinerer modernisierter Weise. Das sind nicht Dinge, die es zu „glauben" gilt, das sind antike wissenschaftliche, oder vorwissenschaftliche, Ansichten von der Welt. Aber ebenso wenig wollen wir zu denen gehören, die sich über einen Paulus erhaben dünken, weil er noch solche Dinge „geglaubt" und nicht einmal „auf der Höhe der damaligen klassischen Kulturbildung" gestanden habe. Dann würde heute jeder Schuljunge über den Apostel zu stellen sein. Um solcher, falscher Vorstellungen willen werden aber auch nicht die entscheidenden Erkenntnisse religiöser und sittlicher Art, welche die großen Männer der Vergangenheit gefunden haben, hinfällig. Denn diese Lebensgebiete, ruhend auf dem Gemüts- und dem Willensleben der Menschen, werden von falschen wissenschaftlichen Vorstellungen nur sehr wenig berührt. Vollends aber die Güte und Größe eines Charakters selbst hat mit dem Weltbilde seines Trägers gar nichts zu tun. Darum leuchtet der Apostel auch durch die Jahrhunderte, nun das Weltbild, das der junge

Saul in der Schule der Pharisäer lernte, längst überwunden ist und das kostbare Erbstück seiner Väter, sein Glaube an einen Gott und eine ewige Welt hinter dieser sichtbaren, sich längst aus der Fassung gelöst hat, in der er es überkam.

Nicht bloß die Welt, sondern auch die Menschheit und ihre Geschichte hat Paulus stets mit den Augen des Juden seiner Zeit angesehn. Der zeitliche Verlauf der Welt zerfällt dem Pharisäer in zwei Epochen, die durch eine gewaltige Katastrophe geschieden sind, in diesen Aeon, die jetzige Zeit [1], und in den kommenden Aeon, die zukünftige Zeit [2]. Der Jude lebt in dieser Zeit für die kommende, in dieser Zeit, die böse ist [3], eine Welt der Sünde und des Leidens [4]. Es ist jetzt Nacht; aber die Nacht ist weit vorgeschritten, der Tag naht sich heran [5]. Finsternis lagert über der Menschheit. Werke der Finsternis tut sie. Blind sind die Heiden [6]. Es ist die Weltuntergangsstimmung einer sterbenden Menschheit und die Sehnsucht eines geknechteten Volkes nach Freiheit, was hier aus Paulus spricht. Aber von diesem dunklen Grunde hebt sich die lichte Hoffnung auf das Anbrechen des Tages ab, auf eine Neuschöpfung der Erde und der Menschheit, durch die sich in strahlender Schönheit die alte in Sünde und Vergänglichkeit gefallene Welt erneuern soll.

Rein und für ein ewiges Leben war am Anfang der Tage die Menschheit von Gott geschaffen worden, aber die Schlange berückte mit ihrer Arglist die Eva, und der Mensch wollte, anders als Christus, durch einen Raub Gott gleich werden [7]. Damals ist „durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen, und durch die Sünde der Tod. Und so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, darauf hin, daß sie alle gesündigt haben“ [8]. Durch die Uebertretung des einen ist der Tod Herr geworden auf der Erde, sind die Vielen dem Tod verfallen [9], weil sie alle in die Sünde gefallen sind. Dies Verhängnis ist vielleicht als Vererbung gedacht, da Paulus stets den Adam als den nennt, durch den es in die Welt gekommen



sei, und Eva nicht weiter in diesem Zusammenhange erwähnt: Adam hat, wie die Pharisäer sagen, den „bösen Keim" auf alle seine Nachkommen vererbt. Oder Paulus meint, in Adam sei die ganze Menschheit gleichsam vorhanden gewesen, wie in dem zweiten Adam, in Christus, die wiedergeborene Menschheit: „Nachdem der Tod durch einen Menschen eingetreten ist, tritt auch die Auferstehung durch einen Menschen ein, denn wie in dem Adam alle dem Tode verfallen, so werden auch in Christus alle zum Leben kommen" [1]. So lautet des Paulus Aussage nach der Bekehrung; aber ohne Zweifel hat er ganz ähnlich schon als Pharisäer gedacht, denn er führt diese Lehre von der Erbsünde als eine bekannte Sache [2] ein. Ueberdies haben wir in den Apokalypsen des Esra und des Baruch ganz ähnliche Aussagen wie in den Sätzen des Paulus: „Um seines bösen Herzens willen geriet der erste Adam in Sünde und Schuld und ebenso alle, die von ihm geboren sind. So ward die Krankheit dauernd: das Gesetz war zwar im Herzen des Volkes, aber zusammen mit dem schlimmen Keime. So schwand, was gut ist, aber das Böse blieb.

> Erwachsen ist in uns das böse Herz;
> Das hat uns jener Welt entfremdet
> Und der Vernichtung nahe gebracht;
> Es hat uns des Todes Wege gewiesen
> Und des Verderbens Pfade gezeigt
> Und uns vom Leben fernegeführt;

und dies nicht etwa wenige; nein fast alle, die geschaffen sind." [3]

„Fast Alle", so wird wohl schon der Pharisäer geglaubt haben; Alle, Alle, das war erst das Urteil des Bekehrten, nachdem er an sich selbst die Gewalt des bösen „Keimes" voll erfahren hatte.

Daß das Böse ihm durch Vererbung anhaftet, ist eine Erfahrung, die der Mensch macht, sobald er über sein Wesen nachdenken lernt. In Griechenland bezeichnen die großen Tragiker diese Epoche der Menschheitsgeschichte, in Israel lebte fast

gleichzeitig der Mann, der zuerst von Gott das gewaltige Wort wagte, daß Gott der Väter Sünden an den Kindern heimsuche bis ins dritte und vierte Glied. Aber erst im Judentum tritt diese Erkenntnis gewaltig und erschütternd hervor. Und jene Zeit dachte sich das Böse in ihrer Art; wie bei den Krankheiten sah sie auch hier die innere Verfassung als Auswirkung fremder Wesen im Menschen an: wie jene Geistwesen, die Dämonen, den Menschen überfallen, so überfallen ihn auch „Sünde" und „Tod" als zwei Mächte, lebendige, halbpersönliche oder ganz persönliche Wesen, die „vernichtet" werden sollen [1], der Tod eine Gestalt, die dem Würgengel nahe verwandt ist [2].

Zwei Gesichter hat die Welt, zwei auch der Mensch. „In Sünden bin ich geboren" und „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder", so sprechen sie zu uns. Beide deuten uns Wahres. Aber darauf kommt es an, welches wir herrschend werden lassen in uns, ob wir in allem Menschlichen das Gift vom Baume des Paradieses sehen lernen, oder ob uns eines Kindes reine und fröhliche Augen immer wieder erzählen: euer Vater im Himmel hat das Menschenherz geschaffen, sich fromm und gläubig ihm zu erschließen, und fähig, das Gute und Edle zu wollen und zu wirken.

Zu des Paulus Zeit war es seit langem üblich, von dem Verhängnis zu sprechen, das auf der Menschheit lastet. Die Geschichte vom Sündenfall hatte man schon seit zweihundert Jahren in diesem Sinne umgedeutet. Während sie ursprünglich die Frage beantworten will, warum die Mühsal der Arbeit und die Wehen der Geburt in der Welt sind, wurde sie nun verwandt, um die Frage zu lösen, wie die Sünde in die Welt kam und alle Menschen ihr anheimfielen. Und schon dem Paulus ward die Lehre vererbt, wie uns:

Von einem Weibe her kam die Sünde,
Und um ihretwillen verfallen wir alle dem Tod [3].

Gott schuf den Menschen zur Unvergänglichkeit.

Und zum Bilde seines Wesens machte er ihn;
Doch durch den Neid des Teufels kam der Tod in die Welt,
Und alle leiden ihn, die dem Teufel gehören [1].

Dem Apostel schien alles, was er in sich durchkämpfen mußte und was er um sich sah, solchen Glauben zu bestätigen, und nur selten noch finden wir ein Wort bei ihm, das uns zeigt, daß auch er nicht blind an den edlen Seiten unsrer Natur vorüber gegangen ist. Auch er wußte, daß er das Gute „gewollt“ habe, daß er dem Gesetze Gottes nach seinem „inneren“ Menschen zustimme [2]; aber in der Stunde des Kampfes sah wohl auch der Pharisäer schon bloß das andere Gesicht. Und was um ihn her vorging, konnte das nur bestätigen.

Im Römerbrief [3] hat uns der Apostel ein Bild davon entworfen, wie sich jene schöne Welt der Götter von einem streng sittlichen Standpunkt aus ansah, und man begreift, warum er da eitel Verderben sehen konnte. Dennoch kann er sich auch diesem Bilde gegenüber nicht der Tatsache verschließen, daß auch die Heiden ein Gewissen haben und daß auch in ihnen die „Gedanken einander verklagen oder entschuldigen“ [4]. Aber das hat ihm doch nicht die Augen geöffnet für eine andere Betrachtung der Welt; es sagte ihm nur, daß Gott die Heiden mit Recht richten werde, nach ihrem Gewissen.

Aus der Heidenwelt, die der Sünde, dem Wahne und den Dämonen verfallen ist, hebt sich das eine Volk hervor, dem Gott „seine Worte anvertraut hat“ [5]. Gewiß auch der Pharisäer wußte schon, daß der böse Keim auch in ihm waltet und wirkt, aber im Blick auf das Heidentum als ganzes konnte sich dieses Volk seiner höheren Sittlichkeit rühmen. Vor allem aber umwob sich dem Pharisäer die große Vergangenheit seines Volkes mit dem höchsten Schimmer religiöser Romantik. Noch aus dem Christen spricht der ganze schmerzvolle, zitternde Stolz des Juden auf *sein Volk*, wenn er die Vorzüge seines Volkes rühmt, und mit einem Dankgebet schließt er ihre Aufzählung:

„Ich rede die Wahrheit in Christus, ich lüge nicht — mein Gewissen bezeugt es mir im heiligen Geist — wenn ich sage, daß ich einen großen Kummer und beständigen Schmerz im Herzen trage. Wünschte ich doch selbst lieber verdammt zu sein von Christus zum Besten meiner stammverwandten Brüder nach dem Fleische, die da sind Israeliten, denen die Kindschaft gehört und die Herrlichkeit, die Bündnisse, die Gesetzgebung, der Gottesdienst und die Verheißungen, welche die Väter für sich haben und aus welchen der Christus stammt nach dem Fleische — der Gott, der da ist über allen, sei hochgelobet in Ewigkeit. Amen." [1]

Die Kindschaft und die Herrlichkeit! Gott ist der Vater Israels, das er zu seinem Kinde angenommen hat. Aus Aegypten hat er sich seinen Sohn gerufen, dem er auch die Erbschaft verheißen hat im herrlichen Reich der Zukunft: denn „wenn einer Sohn ist, so ist er auch der Erbe" [2]. Ja noch mehr, Gott selbst im Glanz der Feuersäule, seine „Herrlichkeit" in der Himmelsglorie hat bei dem Volke geweilt, sie aus Aegypten geführt, über ihrem Heiligtum sich gelagert. Und daß diese Herrlichkeit wieder unter ihnen wohnen werde, daß sie alle wie einst Moses [3] mit dieser Glorie umkleidet würden, das hat Saul als die köstliche Hoffnung im Herzen getragen, bis er merkte, daß alle Sünder seien, alle, auch er, und die Herrlichkeit Gottes verlieren müßten [4]. Die Bündnisse hatte Gott unter solchen Verheißungen des Erbes mit den Vätern geschlossen, und die Abrahamskindschaft gab dem Juden die Sicherheit seiner eignen Seligkeit. Zu beweisen, daß die Christen Abrahamskinder seien, hat Paulus später mit allem Scharfsinn seiner Dialektik versucht, weil eben an der Abrahamskindschaft die Verheißung hing. Hier lag ein schlagender Puls jüdischer Frömmigkeit. Der andere lag im Gesetz. Später noch, als Christ, wo er ganz anders zu ihm stand, hat Paulus es geistlich (d. h. inspiriert, himmlisch, göttlich) [5], heilig, gerecht und gut genannt; wie viel mehr wird der Phari-





säer es so gepriesen haben, und wenn er damals an die Engel als seine Vermittler dachte, so war ihm das ein Gegenstand hoher Freude. Neben den natürlichen Weg zu den Verheißungen Gottes, die Abrahamskindschaft, tritt damit der sittliche: die Täter des Gesetzes werden „gerechtfertigt" d. h. freigesprochen werden im Gerichte Gottes [1]. Das Gesetz ist der Heilsweg, auf dem der Wille des Menschen vorwärts führt: das ist der Glaube, der dem ganzen Leben des Pharisäers Inhalt und Ziel gibt. All seine Tüftelei in der Auslegung führt ihn der zukünftigen Herrlichkeit einen Schritt näher. Darum „jagt" Israel dem Gesetz der Gerechtigkeit nach [2], sie sind „die im Gesetz", „die unter dem Gesetz". Und dieser Heilsweg hat den andern, den naturhaften der Abrahamskindschaft, für das fromme Empfinden des Pharisäers völlig verschlungen. Im Römerbrief hat Paulus noch einmal [3] diesen seinen pharisäischen Standpunkt rein entwickelt, indem er einen Juden von dessen eigenen Gedanken aus angreift: „Mit deinem Starrsinn und der Unbußfertigkeit deines Herzens sammelst du dir Zorn auf den Tag des Zornes und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, der da wird vergelten einem jeden nach seinen Werken: denen, die mit Ausdauer im guten Werk nach Herrlichkeit, Ehre und Unvergänglichkeit trachten, ewiges Leben; den Widersachern aber, die nicht der Wahrheit, sondern der Ungerechtigkeit folgen, Zorn und Grimm — Drangsal und Bangen kommt über die Seelen aller Menschen, die das Böse schaffen . . . . Herrlichkeit, Ehre und Frieden für alle, die das Gute wirken." Diese Worte sind der klassische Ausdruck des pharisäischen Standpunktes; und diese Auffassung des Heilswegs, die der Abrahamskindschaft geradezu in den Weg tritt, ist die jüngere, die von den Propheten eingeführte. Johannes der Täufer hat sie ebenso schroff wie der Pharisäer Saul dem volkstümlichen Sichverlassen auf die Väter entgegengesetzt.

An Bedeutung für die Frömmigkeit stand schon seit langer Zeit der Gottesdienst zurück. Das Judentum ist über-

haupt diejenige Epoche der israelitischen Religion, in der sich die religiöse Sehnsucht von dem alten blutigen Volksgottesdienst nicht mehr allein befriedigen ließ, wenn ihm auch die einseitige Betonung des Sühnegedankens eine neue Anziehungskraft für die Erlösungssehnsucht der Zeit verlieh. Man suchte nach einer innerlichen, seelischen Erlösung von Sünde und Schuld, und man klammerte sich in trüber Gegenwart an die Worte der Schrift. Dazu kam noch ein anderes. Seit die priesterliche Familie, die in den zwei letzten Jahrhunderten vor Jesus über das Volk herrschte, durch unechtes Blut, politische Händel und schmachvolle Greueltaten in den Augen der streng denkenden Juden den Gottesdienst geschändet hatte, wendete sich die Frömmigkeit immer entschiedener der Synagoge zu und dem Worte. Man darf es vielleicht auch als einen für den Ausländer charakteristischen Zug ansehen, daß Paulus hier den Gottesdienst überhaupt erwähnt. Dem Juden unter den Heiden lag die Sehnsucht nach einem Tag in den Vorhöfen Jehovas tief in der Seele, Heimatssehnsucht und Frömmigkeit, wie sie die Wallfahrtslieder[1] atmen, trieben ihn immer wieder zu den Passahfesten hinauf nach der „hochgebauten Stadt". Und diese Sehnsucht umwob selbst den fett- und bluttriefenden Feuerherd in Jerusalem, der in den Gottesglauben der Gegenwart wie die Ruine einer wilden Vorzeit hereinragte, mit einem Schimmer des Ehrwürdigen und Göttlichen.

Das kostbarste Gut aber von allen, die dem „erwählten" Volk geschenkt waren, sind die Verheißungen, jenes wunderbare Drama von der Weltkatastrophe, dem Endgericht und der kommenden Herrlichkeit des Himmels, das, seit dem es jüdische Fromme der letzten vorchristlichen Jahrhunderte voll ausgebildet haben, mit seiner erschütternden Kraft Millionen von Menschenherzen bezwungen hat und heute noch, wenn es im Requiem vor uns vorüberzieht, das Herz bezwingt, mag auch der Verstand aufgehört haben, es für möglich zu halten.

Auch das Herz des jungen Saul hat es ergriffen. Seine Phantasie erfüllte sich mit den grandiosen Gemälden aus der Endzeit, da Himmel und Erde im Feuer Jehovas vergehen sollten. An diesem Bilde hat seine Bekehrung fast nichts verändert, überall ist es die jüdische Zukunftserwartung, die wir finden. Ungefähr so hat sie sich wohl im Herzen des jungen Saul gespiegelt: Es kommt eine Zeit schwerer und großer Not, die bevorstehende Drangsal, in der das Böse auf der Erde überhand nimmt [1]. Selbst der Apostel predigt dies Dogma noch als Prophet seiner Gemeinde [2] und tröstet sie, wenn sie leiden muß, mit dem alten, hier ganz messianisch ausgestalteten Gedanken: Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten. Denn dem Triumph der Bösen wie dem Leiden der Frommen wird ein plötzliches Ende gemacht werden, wenn der Christus kommt an seinem Tage.

Dies Kommen des Christus [3], ist die große Hoffnung, die über alles Leid hinweghilft. Noch der Apostel spricht, obwohl er den Menschen Jesus für den Christus hält, wie die ganze erste Christenheit, von seiner „Gegenwart" (nicht Wiederkehr) und von seinem „Kommen" (nicht Wiederkommen) [4], so fest haftet der Sprachgebrauch des Judentums in den Gemütern. Auch als Jude hat Saul bereits geglaubt, daß der Messias schon lebe und nur „offenbar" zu werden brauche [5] (später auf die Wiederkunft bezogen). Er lebt im Himmel bei Gott, von wo ihn Gott senden wird, wenn die Zeit erfüllt, d. h. abgelaufen ist [6]. Nicht nur gesalbter König des Herrlichkeitsreiches, sondern auch Gottessohn wird der Messias schon im Glauben des jungen Saul gewesen sein. Die messianische Auslegung des zweiten Psalmes ist sicher schon im Judentum üblich gewesen. Der Messias ist der zum Gottessohn erklärte und angenommene Sproß aus Davids Stamm. Auch den dritten Namen für den himmlischen Messias: der „Mensch" („Menschensohn"), der in den Apokalypsen und in den Evangelien eine so große Rolle spielt, scheint Paulus ge-

kannt zu haben. Denn des Apostels Gedanken über die beiden Menschen, den ersten von der Erde und den zweiten aus dem Himmel, der lebenschaffendes Geistwesen ist[1], weisen deutlich auf jenen Messiasnamen zurück. Dieses himmlische Wesen ist eine göttliche Gestalt voll Glorie[2]. So war es bei Erschaffung der Welt zugegen, durch es sind alle Dinge gemacht[3].

Aus dem Himmel ist es dann, bereits ehe es in dem Manne aus Davids Samen Wohnung macht, auf der Erde erschienen; es hat sich den Vätern kund getan. Jener Fels, aus dem Moses Wasser schlug und der mit dem Volke durch die Wüste wanderte, „war der Christus". Wie sich nach antikem Geisterglauben Gottes Engel in Feuerflammen wandeln können[4], wie er selber als Flamme im Dornbusch erscheinen kann, so ist auch der Messias ein Wesen, das andere Gestalt annehmen kann, so oft es will. So hat er sich damals in einen Felsen verwandelt und ist mit dem Volke gezogen. Viele meinten zur Zeit des Paulus — und vielleicht dachte auch er so —, jede Gotteserscheinung an das Volk Israel sei eine Erscheinung des Messias (oder eines Engels) gewesen, weil sie sich Gott bereits als so unendlich erhaben und weltfern vorstellten, daß sie nicht mehr glaubten, er könne dem leiblichen Auge sichtbar werden. So phantastisch uns die Vorstellung von dem als Felsen verkleideten Christus erscheinen mag und so merkwürdig die Anschauung, daß es eine himmlische Materie (geistlicher = übernatürlicher Trank) gewesen sei, was aus diesem Felsen floß, so sehr paßt das alles in das jüdische Weltbild jener Zeit[5].

Wie bereits erwähnt, kennt Paulus aber auch die andere Linie der Christusvorstellungen seines Volkes, die an die alte Erwartung eines mit Sieg und Ehre gekrönten Davidsohnes anknüpfen. Wie er sich als Jude die beiden Gestalten vereint gedacht hat, ist nicht mehr auszumachen. In den jüdischen Apokalypsen finden sich darüber die widerstreitendsten Vorstellungen, und fast alle christologischen Ansichten und Käm-





pfe, wie sie das Christentum später durchgemacht hat, sind offen oder heimlich im Judentum bereits dagewesen.

Wenn der Christus sich offenbart, beim Klang der „letzten" Trompete [1] mit all seinen Heiligen [2], so bricht der Gerichtstag an. Da gilt es, unanstößig, lauter, rein und vorwurfsfrei gelebt zu haben und vollendete Frucht der Gerechtigkeit zu besitzen, damit man „gerettet" wird, gerettet vor dem Zorn Gottes, der sich in schrecklicher Katastrophe entlädt [3]. Diese Rettung ist es, was Luther mit Heil übersetzt hat, und nach ihr heißt Jesus der Heiland, ein Name, der im Deutschen doch viel innerlicher und herzlicher klingt, als er ursprünglich gemeint war, obwohl er genau dem griechischen Worte entspricht. Der Heiland ist ursprünglich der, welcher in jener gewaltigen Katastrophe „am Leben erhält", „herausreißt" aus dem allgemeinen Verderben, aus dem Zorne Gottes, wenn dieser sich an den Gefäßen des Verderbens, die zur Vernichtung bestimmt sind, schrecklich offenbart [4].

In drei Bilderkreisen steht das Gemälde dieser gewaltigen Katastrophe vor der Seele der Menschen. So bunt sich auch die Aussagen mischen, auf diese drei Bilderkreise lassen sie sich alle zurückführen. Man darf diese nicht in eine Einheit bringen wollen, sonst verschließt man sich das Verständnis für immer. Das erste Bild mit den glühendsten Farben ist das Bild vom Gewitter. „Im Feuer offenbart sich der Tag" [5], ein Feuerstrom vom Himmel her vernichtet alles, was nicht dem Himmel gehört [6]. Von dieser vernichtenden Feuersglut [7] schützt nach dem Glauben der Zeit nur ein „Siegel". Auch Paulus hat diese Vorstellung gekannt und als Christ in dem heiligen Geist das „Siegel" gesehen [8], und daß er damit etwas eigentlich Ungeeignetes nur in Abwehr anderer „Siegel" so genannt hat, zeigt sich daran, daß der Geist kein sichtbares Zeichen ist. Als Jude hat Paulus unter dem Siegel, dem rettenden Zeichen, die auch sonst in altchristlicher Literatur so genannte Beschneidung verstanden. Das beweist seine Umdeutung der Beschnei-





dung im Römerbrief[1]. Nicht nur die Bösen, auch alle Gott feindlichen Mächte, die Sünde, die Teufel und der Tod, die armen und schwachen „Elemente der Welt“[2], werden vernichtet[3], wie denn dieselbe Hoffnung in der Offenbarung des Johannes ausgesprochen wird: „Der Tod und der Hades wurden in den Feuersee geworfen“[4], welcher der zweite, endgültige Tod ist. Der Feuerstrom vom Himmel bei Paulus ist nicht dieser brodelnde Feuersee, sondern wahrscheinlich nach dem Bilde des Blitzes gedacht. Das legt die Art nahe, wie Paulus von ihm spricht, und das Gewitter ist ein altes Bild für die große Weltkatastrophe, vgl. Psalm 18 und 29. Vielleicht ist es auch lediglich die himmlische Glorie, die herniederflutet und allem bloß Irdischen, Fleischlichen vernichtend aufleuchtet.

Viel weniger häufig ist das Bild von Kampf, Sieg und Herrschaft Gottes, des Christus und der Erlösten. Das „Reich“, das der Christus gleichsam erobert hat, nimmt man in Besitz, „ererbt“ man[5]. Und diese Herrschaft dauert, bis der Christus alle Feinde Gott unterworfen hat[6].

Das am meisten angewandte Bild endlich ist das vom Gericht. Eine feierliche himmlische Szene: Gott auf seinem Richterstuhle thronend[7], zu dem jeder Einzelne hintreten muß, um Rechenschaft abzulegen dem, der auch unsere verborgenen Taten kennt[8]. Das Buch des Lebens liegt vor ihm aufgeschlagen[9], es enthält die Namen derer, die rein und lauter gewandelt sind. Ein Ankläger steht dem Thron Gottes zur Seite — Paulus nennt ihn nicht, spielt aber deutlich auf ihn an[10] — und ihm gegenüber der Anwalt (wie die Johannesschriften sagen), der „für uns eintritt“, der „zur rechten Hand Gottes“ steht[11], der himmlische Christus. Neben diesem Bild steht bei Paulus wie im Judentum das andere, auf dem der Christus als Richter erscheint[12]. Man muß diese beiden Reihen von Aussagen ruhig nebeneinander stehen lassen und keine künstliche Vermittlung suchen, um etwa dem Apostel ein geschlossenes System von Zukunftserwartungen, oder gar trini-

tarische Gedanken beilegen zu können. Er selbst hat nur einmal die beiden Vorstellungen zusammengebracht und sich dabei auf die einfachste Weise geholfen, indem er sagt, Gott richte „durch Christus Jesus“, eine Redewendung, der damals ebensowenig, wie das heute im kirchlichen Gebrauch der Fall ist, klare Vorstellungen zu Grunde lagen.

Zum Tag des Gerichtes stehen die Toten auf und Jeder empfängt sein **Urteil**[1], entweder ein Strafurteil auf den Tod[2], oder ein freisprechendes Urteil auf Leben lautend[3]. Dieses freisprechende Urteil ist die „Rechtfertigung“, die bei Paulus und Luther eine so große Rolle spielt. In diesem Worte haben beide die Formel für die Grundfrage der Religion gefunden, die aus dem ersten Bilderkreis heraus in der Apostelgeschichte so formuliert ist: Was muß ich tun, daß ich gerettet werde? Luther hat sie wohl auch in die Worte gefaßt: Wie bekomme ich einen gnädigen Gott? Auf diese Grundfrage hat Saul der Pharisäer geantwortet: freigesprochen („gerechtfertigt“) wird vor Gott, wer Gerechtigkeit **hat**, wer gute Werke genug getan hat. Diese Gerechten, die Heiligen Gottes, nehmen nun aber wie an der Herrschaft, so auch am Gericht Gottes Teil und richten die Welt und die Engel[4].

Der große, himmlische „Tag“ des Gerichtes darf nicht mit unseren menschlichen Maßen berechnet werden. Es verfließt eine lange Zeit, bis alle gerichtet, die Feinde besiegt sind. Während dessen verändert sich die Gestalt der Welt[5], das obere Jerusalem, das himmlische, erscheint[6], alles Vergängliche vergeht und nur das Ewige bleibt. Dann kommt das Ende, wenn der Sohn dem Vater alles übergibt, sich selbst ihm unterordnet, damit Gott Alles in Allem sei[7]. Nicht ein Untergehen in der Gottheit und nicht eine Zurückführung aller Geschöpfe, auch der Bösen in sie meint Paulus, sondern nach der Vernichtung alles Bösen die unbedingte Herrschaft des **Willens** Gottes über alles Geschaffene, das die Ewigkeit verdient.

Die Menschen, die zu solchem Leben unter der Herrschaft

Gottes auserwählt sind, treten die Erbschaft an [1], sie „ererben" die Verheißungen, das „Land", wie einst die Väter Kanaan, das Reich Gottes [2], die Unverweslichkeit [3]. Ewiges Leben ist das Gut, das man empfängt, ein Leben in „Ehre" [4], Herrschaft [5] und strahlender Himmelsglorie [6].

So selten Paulus die Strafen der Bösen schildert — von ihrer Ausmalung kann nirgends eine Spur gefunden werden —, so ergreifende Worte weiß er von diesem herrlichen Leben zu sprechen, ob er gleich auch die Seligkeit nicht als Paradieseswonnen malt. Und so hat er in viele Menschenherzen später seinen Glauben an eine ewige Welt säen können, weil sie in seinem Herzen eine Macht geworden war, die nichts mehr ausrotten konnte: „Wenn auch unser äußerer Mensch sich verzehrt, so wird doch der innere Tag für Tag neu. Denn des Augenblicks leichte Last an Trübsal erwirbt uns über alles Verhoffen und Fassen hinaus einen gewichtigen Schatz von Herrlichkeit für ewig, wenn wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare; denn das Sichtbare ist zeitlich, das Unsichtbare ist ewig." [7]

Wenn Paulus mit solcher Ruhe und innerer Gefaßtheit von diesen Dingen sprechen kann, so hatte er das alles innerlich überwunden, was das jüdische Erbe heute für uns ungenießbar macht, so sehr es auch durch die Offenbarung Johannis und einen Teil unserer Kirchenlieder ins Christentum weitergetragen worden ist. Denn nicht bloß unser neues Weltbild lehnt diese Vorstellungen. von dem Gerichtstag mit Feuerhölle und Weltuntergang ab, verwehrt es uns, die Qualen der Bösen mit sichtbarer Freude auszumalen, sondern vor allem unser sittliches Empfinden und der Glaube an den Vater im Himmel, der seine verlorenen Kinder an seine Brust nimmt. Aber wie groß auch die Umgestaltung der alten biblischen Vorstellungen sein mag: nie wird in der Menschheit die Sehnsucht sterben nach einem reinen und seligen Dasein und einer ewigen Welt hinter und über unsrer Welt des Scheins;

nie wird mit der abgestreiften Schale auch der Kern verloren gehn und gehn dürfen, der Glaube, „der noch am Grabesrand den Himmel offen sieht".

Und jener Glaube an die bald nahende Weltkatastrophe, auch er hat einen Kern, der unverlierbar ist. Jeder handelnde und sittlich wollende Mensch will und arbeitet für die Menschen seiner Generation. Ihnen will er das Gute, sie will er zu dem Bilde gestalten, das ihm als Menschenbild vor der Seele steht. Darum wird seine Arbeit eilend und seine Hoffnung drängend, auch wenn er nicht mehr glaubt, daß Himmel und Erde vergehen müssen, „damit der Tag dem Edlen endlich komme." —

Auch andern Völkern hatte sich Gott nicht unbezeugt gelassen; aber den Juden allein hatte er seine Verheißungen in einem heiligen Buche anvertraut. Zu den Vätern hatte er sie gesprochen und für die spätern Geschlechter, die ihre Erfüllung erleben sollten, hatte er sie aufschreiben lassen [1]: so glaubte Saul mit seinem Volke. Das Judentum war eine Buchreligion im schärfsten Sinne des Wortes, fast so sehr wie die Kirchen der nachreformatorischen Zeit. Gott hatte wohl vor Zeiten manchmal und in mancherlei Weise zu den Vätern gesprochen, zu den heiligen Patriarchen in eigner Person, zu den andern durch die Propheten; aber jetzt gab es nur noch ein heiliges Buch und Theologen, Erklärer des heiligen Buches, das war eine Grundstimmung des Judentums.

Langsam war das heilige Buch geworden, und langsam nur hatte es die Propheten getötet. Im Jahre 621, als man das erste Stück des Gesetzes Gottes „fand", hatte noch eine Prophetin ihm zur Geltung ihre Bestätigung geben müssen [2]. Langsam wuchs es weiter: aus Ueberresten uralter Volksüberlieferung und heiliger Bräuche gestaltete sich das „Gesetz", die fünf Bücher des Moses, stets besonders heilig gehalten und für absolut verpflichtend von den Juden angesehen. Noch zur Zeit des Paulus, ja bis auf den heutigen Tag ist darum

der Name des Gesetzes, der Thora, ein Name für heilige Schrift im allgemeinen geblieben und umfaßt auch alle weiteren Schriften, die sich an die Heiligkeit des Gesetzbuches anlehnten. So spricht Paulus 1. Kor. 14, 21 und Röm. 3, 19 vom Gesetz, wo er Propheten- und Psalmenstellen anführt. Die Propheten, durch deren Wirken das Gesetz sich einst gebildet hatte und das heilige Buch geworden war, traten zuerst in seinen Schatten und bildeten den zweiten Teil der heiligen Schrift neben der Thora. „Gesetz und Propheten“ [1] ward nun der Ausdruck für die Bibel und blieb es wieder Jahrhunderte lang, nachdem sich bereits eine neue Schicht von Büchern, die Psalmen, die Sprüche Salomos, Hiob, das Hohe Lied, Ruth, die Klagelieder, der Prediger Salomos und Esther, angesetzt hatte. Man nannte sie einfach „die Schriften“ oder, wie das Vorwort des Jesus Sirach sagt, „die anderen väterlichen Schriften“, „die übrigen Schriften“, „das auf Gesetz und Propheten Folgende“. Mit der Aufnahme weiterer Bücher ist das Judentum in Palästina engherziger gewesen als die Juden in der Zerstreuung. Diese haben in ihrer griechischen Uebersetzung des Alten Testaments noch eine Reihe von Schriften überliefert, später „Apokryphen“ genannt, meist griechische Bücher, von denen aber auch der Teil, der erst hebräisch geschrieben war, doch nicht mehr in die hebräische Bibel gekommen ist. Da Paulus, wohl als Diasporajude – später auch als Missionar unter Griechen –, gewöhnt ist, nach der griechischen Uebersetzung zu zitieren, hat er die apokryphen Bücher gekannt; fraglich kann nur sein, ob er sie alle gelesen hat. Die Weisheit Salomos klingt bei ihm, wie wir bereits gesehen haben, mehrmals deutlich an.

Die Entstehung heiliger Bücher hörte mit dem Abschluß des Kanons nicht auf. Die Buchreligion konnte den „Geist“, das Prophetentum, doch nicht ganz ersticken. Es gab immer noch Männer, die aus ihrem religiösen Erleben die Gewißheit schöpften, daß Gott selber oder ein Engel zu ihnen geredet

habe. Aber die Buchreligion mit ihrem Dogma, daß es Propheten nur in der Vorzeit gegeben habe, zwang sie, zu einer Maske zu greifen und im Namen eines alten Gottesmannes zu schreiben, was doch aus ihrer Gegenwart heraus erlebt und für sie bestimmt war. So entstand eine pseudepigraphische Schriftstellerei in Form von Offenbarungsbüchern (Apokalypsen), aus denen scheinbar heilige Männer der Vorzeit, wie Daniel, Henoch und Esra zu dem Volke der Epigonen redeten. Ihr inneres Recht, sich ins Altertum zu versetzen, fanden die Verfasser dieser Schriften darin, daß sie wirklich vielen alten Stoff kosmologischer Art, phantastische Wissenschaft von Engeln und Himmeln, von Sonne, Mond und Sternen, Tau, Schnee und Hagel, weiter überlieferten, wie sie ihn selber als Urväterweisheit überkommen hatten. Daß Paulus auch dieses Schrifttum gekannt, für heilig gehalten und benutzt hat, läßt sich vor allem dadurch beweisen, daß der Inhalt seiner Zukunftserwartung in allen entscheidenden Zügen mit dem in den jüdischen Apokalypsen vorliegenden Bild übereinstimmt. Wirkliche Zitate aus diesen Schriften finden sich aber bei ihm nur wenige. Nach einem altkirchlichen Schriftsteller soll der Satz: „Weder Beschneidung gilt etwas noch Vorhaut, sondern eine neue Schöpfung" [1] aus einer Mosesapokalypse stammen; er kommt allerdings in ähnlicher, scharf geprägter Form noch mehrmals vor, scheint mir aber nur in der Fassung „sondern das Halten der Gebote Gottes" [2] wirkliches Zitat zu sein. Sicher ist ein solches die Stelle 1. Kor. 2, 9, die Paulus selbst mit seiner feierlichen Formel „Wie geschrieben steht" als eine Schriftstelle anführt. Sie findet sich in keinem Buch des Alten Testaments, aber nach mehreren Kirchenvätern hat sie in einer „Apokalypse des Elias" gestanden.

Alles Lernen des jungen Saul war Schriftdeutung; seine Lehrer wollten nichts anderes sein als Erklärer der heiligen Texte, und was sie sonst noch taten, sollte „einen Zaun um das Gesetz machen", es schützen und pflegen, durch ein Aus-

spintisieren seiner Anwendung auf alle nur ausdenkbaren Verhältnisse des Lebens. Lernen, wie man die Schrift deute, das ist die Schule der Pharisäer. Die Methode der Schriftauslegung, die Saul damals gelernt hat, hat Paulus mit eiserner Zähigkeit geübt. Auch den Glauben an die Inspiration teilt er mit seinen Lehrern. Heilig ist nicht bloß der Inhalt, sondern auch der Buchstabe, alles ist Wort Gottes; und wo heute des Apostels Wort, daß der Buchstabe töte, der Geist aber lebendig mache, im Sinne einer freieren Schriftauffassung geltend gemacht wird, beruft man sich zu Unrecht auf ihn. Das Wort ist ganz anders gemeint 2. Kor. 3, 6. Freilich hat Paulus einmal, Röm. 10, 20, ein Zitat mit den Worten: „Jesaja aber wagt sogar zu sagen" eingeführt. Indessen, das ist nicht im Sinne einer freieren Auffassung der Inspiration zu verstehen, als ob Jesajas menschliche Selbsttätigkeit betont werden solle. Denn anderswo hat Paulus aus einem einzigen Buchstaben geschlossen, daß das Heil nicht für die Juden, sondern für die Christen bestimmt sei. Gal. 3, 16 heißt es: „Nun sind die Verheißungen zugesprochen dem Abraham und seinem Samen. Es heißt nicht: und den Samen, in der Mehrzahl, sondern in der Einzahl: und deinem Samen, das heißt Christus." - Im Hebräischen ist es in diesem Falle nur ein Vokal, der die Einzahl von der Mehrzahl unterscheidet.

War so alles, auch das Kleinste inspiriert und war alles doch „um unsertwillen aufgeschrieben", so mußten die Schriftdeuter zu den allerseltsamsten Kunststücken greifen, um für diese Orakelsammlung den passenden Sinn zu finden. Gleich das genannte Beispiel ist dafür bezeichnend. „Same" ist im Hebräischen ein Kollektivbegriff, wie unser Wort Nachkommenschaft, und wird darum immer in der Einzahl für die vielen Nachkommen gebraucht. Paulus muß das als Jude gewußt haben, so gut wie es heute jeder Bibelleser weiß. Trotzdem beutet er den Buchstaben, die grammatische Form des Wortes, gegen den Geist, seinen eigentlichen Sinn, aus, um nur ja





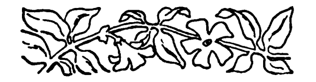
einen „Beweis“ aus der Schrift zu erbringen.

Drei Wege ging die Auslegung, um die alten, so ganz anders gemeinten Bücher auf die Gegenwart zuzupassen und für die Gegenwart zu benutzen. Der erste und am meisten begangene Weg war der, ihre Worte als Weissagung auf die Gegenwart zu nehmen, wenn nur irgend eine Andeutung in einem Spruch das möglich zu machen schien, wie in dem angeführten Spruch die Einzahl des Wortes Same. Das ist die am meisten geübte Methode der Schrifterklärung. Ein weiteres Beispiel Röm. 9, 25. Der Prophet Hosea hatte seinem Volke angekündigt, daß es Gott eine Zeit lang verstoßen und „Nicht mein Volk“ nennen, dann aber, wenn es sich bekehre, wieder annehmen werde:

> Und der „Nichtgeliebt“ will ich Liebe erweisen
> Und zu „Nicht mein Volk“ sagen: Mein Volk bist du!
> Und dieses wird rufen: Mein Gott bist du [1].

Paulus aber deutet den Namen „Nicht mein Volk“ auf die Heiden und gewinnt so eine Weissagung für seine Mission, natürlich ganz und gar gegen den geschichtlichen Sinn der Stelle. Auf diese Weise sind die messianischen „Weissagungen“ des Alten Testaments eigentlich alle entstanden; sie sind naive, erzwungene Auslegungen ganz anders gemeinter Stellen auf Grund des Dogmas, daß alles in der Schrift für die Gegenwart bestimmt sei. Dieser Auslegung hat darum die sich entwickelnde Wissenschaft ein für allemal ein Ende gemacht. Heute fristet sie ihr Dasein nur noch in Konventikeln und leider auch — in der Schule.

Der zweite Weg der Auslegung war die Typologie; sie beruht auf Ueberzeugungen, die Paulus selbst einmal klassisch formuliert und an einem Beispiel beleuchtet hat: „So will ich denn euch daran erinnern, liebe Brüder, daß unsere Väter zwar alle unter der Wolke waren, und alle durch das Meer durchgingen, und alle die Taufe auf Moses empfingen in der Wolke und im Meer, und alle die gleiche geistliche Speise

aßen, und alle den gleichen geistlichen (= übernatürlich-himmlischen) Trank tranken . . . aber Gott hatte an der Mehrzahl von ihnen kein Wohlgefallen; sie wurden niedergestreckt in der Wüste . . . Dies ist vorbildlich (typikôs) an ihnen geschehen, aufgeschrieben ist es zur Warnung für uns, auf die das Ende der Zeiten gekommen ist [1]." Was in der Vorzeit beim Auszug geschehen ist, das ist ein Typus, ein Vorbild, für das in der Endzeit Eintretende, in der Paulus lebt. Die Geschichtlichkeit der Vorgänge und ihre Bedeutung bleibt dabei erhalten, aber daß sie aufgeschrieben worden sind, das hatte nach Gottes Absicht einen erziehenden und warnenden Zweck für die Generation der Endzeit, welche für Paulus die Gegenwart ist.

Diese Typologie ist die Methode auch unsrer heutigen praktischen Schriftauslegung und hat ihr gutes Recht: nur daß wir doch wohl allgemein etwas vorsichtiger sind in der Behauptung, daß jene alten Vorgänge nur „für uns" aufgeschrieben worden wären.

Anders verfährt die Allegorie, die Paulus gleichfalls mit seiner Zeit geübt hat. Erst mit ihr vollendet sich der Glaube an die Inspiration eines heiligen Buches in all seinen Bestandteilen. Denn sie allein vermag auch dem für die Gegenwart Unbrauchbarsten, ja direkt Anstößigen einen Sinn abzugewinnen. Sie behauptet, es sei etwas anderes, Tieferes gemeint, als die Worte des Buches an sich sagen. Wendet man diese Methode an, so ist freilich immer zu begründen, weshalb man Tieferes in ihnen sucht. Aber es genügt als Grund bereits ein ästhetischer oder sittlicher Anstoß an dem wörtlichen Sinn der zu erklärenden Stelle, um ihr einen tieferen Sinn unterzulegen. So verfährt Paulus 1. Kor. 9, 8: „Steht doch im Gesetz Moses geschrieben: du sollst dem dreschenden Ochsen das Maul nicht verbinden". Nun das Argument dafür, daß dieses Wort nicht buchstäblich, sondern allegorisch verstanden werden müsse: „Kümmert sich Gott etwa um die Ochsen? oder

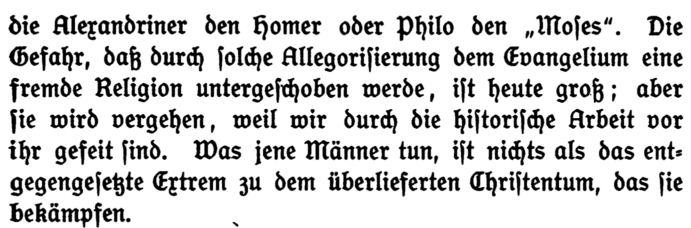


gehen nicht überall seine Worte auf uns?" Also, schließt Paulus, will der Satz sagen: die Apostel sollen sich von ihren Gemeinden ernähren lassen. (In Wirklichkeit ist das Gebot im Alten Testament ganz wörtlich als ein humanes Gebot des Tierschutzes gemeint). Aehnlich sind die Erklärungen in 2. Kor. 3, 13, wo Paulus geradezu eine der ursprünglichen Absicht der Stelle 2. Mos. 34, 33—35 entgegengesetzte Bedeutung als die richtige behauptet, und in Gal. 4, 24 ff., der berühmten Stelle von der Hagar. Abraham hatte zwei Frauen, eine freie, Sara, und eine Sklavin, die Araberin Hagar. Diese soll nun nach Paulus den Sinai bedeuten und ihre Ehe den Bund vom Sinai, weil „der Sinai-Berg in Arabien liegt". Die Juden, die an dem Sinai ihr Gesetz empfangen haben, sind also Kinder der Sklavin, nicht Kinder der Sara und Erben der Verheißung, die Abrahamskindschaft gehört den Christen. Und das ist in der Abrahamsgeschichte „allegorisch" durch die zwei Frauen „gesagt".

Mit solchem Schriftbeweis kann man alles „beweisen". Das haben auch die Reformatoren, hervorgegangen aus der Schule der Humanisten, klar erkannt. Darum haben sie auf den historischen, einfachen, hellen Sinn der Schrift gedrungen. Und damit haben sie die ganze moderne Bibelkritik heraufbeschworen und den Anfang dazu gemacht, die alte Lehre von der Inspiration zu untergraben, die heute für immer dahin ist, so eifrig sie auch in pietistischen Laienkreisen geglaubt und um ihretwillen die wahre Ueberzeugung selbst der „orthodoxen" Theologen über die Inspiration verschleiert worden ist. Erst neuerdings regen sich, mit der Textkritik anhebend, die Bestrebungen, auch diesen Kreisen eine tiefere und richtigere Einsicht in das Wesen der Bibel zu bringen.

Umgekehrt haben in der Gegenwart wieder Männer wie Richard Wagner, Tolstoi, die Theosophen, Wolfgang Kirchbach und viele andere begonnen, das Neue Testament für ihre modernen oder buddhistischen Theorien zu allegorisieren, wie einst





die Alexandriner den Homer oder Philo den „Moses“. Die Gefahr, daß durch solche Allegorisierung dem Evangelium eine fremde Religion untergeschoben werde, ist heute groß; aber sie wird vergehen, weil wir durch die historische Arbeit vor ihr gefeit sind. Was jene Männer tun, ist nichts als das entgegengesetzte Extrem zu dem überlieferten Christentum, das sie bekämpfen.

Die historische Forschung, ein echtes Kind der Reformation, bewahrt uns vor beiden Extremen. Sie zerstört zwar die alte Inspirationslehre völlig und lehrt uns die Bibel als eine Sammlung von Urkunden zur religiösen Geschichte des Volkes Israel verstehen. Aber sie läßt wiederum diese Geschichte und ihre großen Träger, die Propheten, vor unsrer Seele lebendig werden. Dadurch zeigt sie uns den Prozeß der Verinnerlichung und Vertiefung einer Volksreligion bis zu ihrer vollen Umgestaltung und Erhöhung zum Evangelium und gibt uns den Mut, zu glauben, daß diese große Geschichte des Innenlebens eines Volkes eine Geschichte Gottes mit der Menschheit gewesen ist, und daß ihre Träger wirklich von Gott der Menschheit gesandt worden sind.





Der Gottsucher.

Das Weltbild, das der junge Saul von seinen Vätern erbte und von seinen Lehrern lernte, ist vor unsern Blicken vorübergezogen. Heute noch gibt es viele Tausende von Menschen, die dieses Weltbild für das christliche halten und sich einen andern Rahmen für ihren christlichen Glauben überhaupt nicht vorzustellen vermögen als diesen, den die Mythologie alter Zeiten um Erde und Himmel, um Gut und Böse, um Gegenwart und Zukunft gezogen hat. Und doch ist dieses ganze Weltbild wirklich nichts als ein Rahmen gewesen und geblieben, wie alle Weltbilder bis auf den heutigen Tag: ein Rahmen für das eigentliche Leben, für die Frömmigkeit selbst. Wie wenig diese Theologie mit der Frömmigkeit innerlich zu tun hat, zeigt sich aber schon daran, daß Tausende zu den Zeiten, da der junge Saul sie lernte, sie mit ihm lernten, und daß doch nur der eine, Saul von Tarsus, ein Damaskus erlebte.

Wo sind die andern, die Tausende? Sie haben gelebt und sind gestorben im Glück und in der Arbeit des Tages, fromme Juden nach der Weise ihrer Väter; mancher von ihnen ist auch vielleicht dem größeren Genossen gefolgt, nachdem dieser die Bahn gebrochen hatte. Und warum ward Paulus zum Bahnbrecher? Warum blieb seine Seele nicht in der Bahn, die ihr Abstammung und Erziehung gewiesen hatten?

Wir können gewiß das Geheimnis nicht durchdringen, das mit jeder Menschenseele neu auf die Erde kommt. Aber wenn wir die äußern Verhältnisse eines Menschen und die Hauptzüge seines Wesens kennen, so dürfen wir es doch wagen, noch ein wenig tiefer hinabzusteigen in das Leben seiner Seele, und man darf uns nicht gebieten, bei dem Halt zu machen, was als

sein Vorstellungsleben in seinen Worten sichtbar an der Oberfläche liegt. Weist man die höhere Aufgabe der Nachempfindung und Darstellung des Innersten dem Dichter zu und versagt dem Forscher, an ihre Lösung zu gehen, so bricht man all unserer historischen Forschung das Herz aus und würdigt den Geschichtsschreiber zum Aktensammler und Raritätenkrämer herab. Wer nicht etwas vom Künstler, vom Dichter an sich hat, der wird das höchste Ziel auch des Historikers nicht erreichen. Man soll den Mut haben, das zu gestehen, wenn man nur die Gewissenhaftigkeit hat, nicht zu fabulieren und nicht eigene Gemütsbedürfnisse zu befriedigen, indem man das innerste Leben anderer Menschen darzustellen unternimmt.

Die Freude am Vätererbe.

Der Rabbi Saul hatte eine große Seele empfangen. Heißer liebte er als die andern, und heißer war auch sein Haß. Noch aus den Briefen des gereiften Mannes lodert die Glut einer Feuerseele, der das ganze Leben in gewaltige Kontraste auseinanderstrebt. Himmel und Erde, Licht und Finsternis, Tag und Nacht, Geist und Fleisch, Gott und Teufel, Wahrheit und Lüge: wie sein Volk in diesen Kontrasten lebte, so ging die glühende Seele des jungen Saul ganz und gar in ihnen auf. Kampf und Ringen ist sein Leben gewesen; erst für, dann wider das Gesetz hat er gestritten, mit dem Einsatz seines ganzen Lebens, mit Hingabe aller frohen Stunden und der Ruhe vieler Nächte, mit Verzicht auf das Glück einer Ehe, auf die Liebe von Kindern, auf den Frieden einer Heimat. Gestritten hat er bis zum Mord zu Gottes Ehre. Auch als Christ noch hat er den schweren Sünder verflucht „zum Verderben seines Fleisches, damit der Geist, der in ihm wohne, gerettet werde" [1]. Als Apostel noch hat er sein Anathema gerufen wider alle, die ein anderes Evangelium lehrten, und wenn es selbst ein Engel vom Himmel wäre! [2] Wo Feuer ist, da sind auch Schlacken und Asche. Paulus hat manchmal etwas von jener unheim-

lichen, dämonischen Größe an sich, die uns mehr erschüttert und erschreckt, als daß sie uns zu sich erhöbe. Um ihm näher zu kommen, müssen wir uns erst wieder absichtlich ins Gedächtnis zurückrufen, daß er jenes schöne Kapitel von der Liebe geschrieben, daß er ein Leben der Liebe voll schwerer Opfer gelebt hat, und daß er selbst verflucht sein wollte und auf ewig getrennt von seinem Herrn Jesus, wenn er damit seine Brüder nach dem Fleisch hätte retten können [1].

Glühender als die andern hat diese Seele in den großen Hoffnungen ihres Volkes gelebt, und heißer hat sie nach den großen Gütern der Zukunft gerungen als die kleinen Seelen, die von den Freuden und Leiden dieser Welt halb oder ganz ausgefüllt werden können. Inniger und strenger war sein Kampf um Reinheit der Seele, aber auch jubelnder und feuriger seine Hoffnung auf Ehre und Himmelsglorie, auf die Verherrlichung seines Volkes und die Niederwerfung aller Heiden und Feinde Gottes zum Schemel seiner Füße. Der Trotz und die Erbitterung, die alle edleren jüdischen Seelen der Zeit durchziehen, da dieses Volk noch nicht alle Kniffe heimtückischer Herrschsucht und niederer Rache gelernt hatte, in die es das Mittelalter mit seiner brutalen Verfolgung zwang, sie haben in Paulus eine Macht des Widerstandes und der Gleichgültigkeit entbunden, die alles Aeußere zu übersehen lernte und immer auf das Innerste und Wesentliche drang. Sie haben aber auch um so herrlicher jene Zukunft erstrahlen lassen, in der Freiheit, Ehre und Himmelsglorie die geknechteten Söhne seines Volkes krönen sollten. Noch der Christ hat diese Güter als die höchsten geschätzt und als den köstlichsten Schatz das im Herzen getragen, daß er sich frei fühlen konnte und das Unterpfand himmlischer Glorie, den heiligen Geist, im Herzen reden hörte mit unaussprechlichen Seufzern. Auch den Himmel malt sich der Mensch nach den Leiden seines Lebens. Und was eine Seele hofft, das spricht über sie das Gericht.

Eine Seele wie die, welche dem Pharisäer Saul geschenkt

war, kann aber auf die Dauer bloß in der Hoffnung und nur in der Buchreligion nicht leben. Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so dürstet sie nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Es ist immer dasselbe in allen Prophetenseelen, ob die Stimme des lebendigen Gottes nun spricht „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe", oder ob sie aus dem bösen Gewissen anklagend fragt „Saul, Saul, was verfolgst du mich?", oder ob sie zu einem Augustin aus Kindermund oder zu Luther in Bibelworten vernehmlich redet: Gottes Stimme zu hören, danach geht die Sehnsucht der Propheten hinauf zum Himmel, bis der Himmel sich öffnet und in einer höchsten Stunde die Bahn ihres Lebens vor ihrem entzückten Blicke aufleuchten läßt. Das sind die Stunden, in denen alle Ueberlieferungen schwinden, in denen alle Mittel dahinfallen, durch die auch die großen Seelen nach der Väter Weise ihres Gottes Willen zu erkennen suchten.

Noch hatte Saul die Stunde nicht geschlagen, noch ging er den Weg seiner Väter, und seine Seele hing noch fest an ihren heiligen Ueberlieferungen. Und in allem ein ganzer Mensch, mit Leib und Seele sich hingebend an das, was ihm gut war, übertraf er viele seiner Altersgenossen in seinem Volk an Eifer für die vaterländischen Ueberlieferungen. Sie waren ihm ein immer neuer Grund zur Freude an seinem Volke und zu dankbarer Liebe gegen den Gott seiner Väter. Diese Freude und Liebe im Herzen, war er von Tarsus nach Jerusalem gezogen, wo Gottes Tempel stand und die berühmtesten Lehrer die väterlichen Ueberlieferungen hüteten und pflegten, wo ernste Männer unablässig daran arbeiteten, ein heiliges und gerechtes Volk zu schaffen, dem Gott seine Verheißungen erfüllen könnte. Da trat ihm die neue Sekte derer entgegen, die einen vom Hohen Rat verurteilten und von den Römern gehenkten Verbrecher für den Messias erklärten, Glauben für ihn forderten und täglich neue Seelen im Volk für ihren Wahnwitz gewannen. Denn ein Wahnwitz mußte es

sein, was diese Männer ergriffen hatte. In wilder Empörung flammte Saul auf. Eine Farce schienen sie ihm aus dem zu machen, was ihm das Heiligste war. Ein Kinderspott sollten die großen Hoffnungen seines Volkes werden? Einen Verbrecher, den der verhaßte Römer ans Kreuz geschlagen hatte, der unter dem Gespött und Gelächter der rohen Soldaten den Purpurmantel als „König der Juden" getragen hatte, von dessen Schandpfahl herab die höhnende Inschrift INRI den Frommen Israels gekündet hatte, was die Unreinen und Gesetzlosen von den herrlichen Verheißungen hielten, einen Menschen, der so alles in den Staub gezerrt hatte, was seinem Volke das Heiligste war, den fuhren diese Christen fort als den Messias zu verkündigen! In ihm sollten die Verheißungen seines Volkes Ja und Amen sein! Nein, tausendmal Nein, das Kreuz, der Galgen war ein „Aergernis", das den frommen Juden mitten ins Herz traf. Das war das Aergernis des Kreuzes, von dem der Apostel später noch so viel spricht[1]. Daß das Gesetz 5. Moses 21,23 den Gehenkten verfluchte, kam gewiß noch steigernd hinzu; aber das Furchtbarste war doch der Anstoß des Gemütes, den Saul nicht verwinden konnte. So ward er zum Verfolger. Er sah nur noch das eine Ziel: Vernichtung und Ausrottung dieser Wahnwitzigen und Gotteslästerer! Mit tiefem Schmerze hat er später an diese Zeit seines Lebens zurückgedacht, in der die Wildheit seines Temperaments sich mit dem Heiligsten, das er kannte, verband, um in die Glut eines ruhelosen Fanatismus auszubrechen, der kein Mittel der Gewalt scheute[2]. Damals aber glaubte er, es sei ein Höhepunkt seines Lebens, wenn der Leichnam eines Christen, von den Steinwürfen der Menge zerfetzt, blutüberströmt zu seinen Füßen lag. Mord um Gottes willen! Das Finsterste und Größte, was Menschen tun können für Gott und das Heil ihrer Mitmenschen, wie sie es verstehen. Ein scheinbar endloser Weg bis zur vollen Dahingabe des ganzen Lebens in den Dienst Gottes und bis zu dem Wort, das auch den opferfrohesten Fanatismus zu Boden schlägt: „Und wenn

ich alle meine Habe austeile und meinen Leib dahin gebe zum Verbrennen, und habe keine Liebe, so bin ich Nichts!"

Ein Abgrund liegt zwischen diesem Wort und Saul, dem Christenverfolger. Und doch, kurze Zeit nach dem Tode des Stephanus war das „Wunder" geschehen. Von Jerusalem zog ein Christenverfolger aus „mit Briefen vom Hohen Rat", in Damaskus kam ein bekehrter Christ und Apostel des neuen Glaubens an. Um diese Bekehrung Sauls zu verstehen, müssen wir erst noch die andere Seite seines frommen Lebens, sein Leben unter dem Gesetz, ins Auge fassen.

Das Ringen um das Gesetz.

Dem jungen Pharisäer war das Gesetz alles: es war ihm Gnadenquell und Lebensziel zugleich, es schloß ihm die Türe zum Himmel auf uud zeigte ihm das sittliche Ideal des Menschen, der seine Lust hat am Gesetze des Herrn und von seinem Gesetz redet Tag und Nacht, der wie ein Baum ist, gepflanzt an Wasserbächen, und alles, was er macht, das gerät wohl. Das Opfer galt längst nicht mehr als ein Weg, auf dem man durch Fettstücke Jehovas Gunst und durch „lieblichen Geruch" sein Wohlgefallen erwerben oder durch die Besprengung mit dem heiligen Blut heilig werden könne an Leib und Seele. Das Opfer war längst nichts anderes als ein Teil des Gesetzes geworden, den man ausführte, weil Jehova es befohlen hatte. Selbst das Gebet, der älteste und ewig neue Weg zu Gott, hatte sich im Judentum gefallen lassen müssen, fast ganz in die Schranke des gesetzlich Gebotenen eingezwängt zu sein. Es war zeitlich und inhaltlich unter ganz genaue Vorschriften gestellt und so zu einer frommen, von Gott geforderten Leistung gemacht worden, für die man seinen Lohn bei Gott und Menschen erwartete, nicht minder als für das Fasten und das Almosengeben. Verbindet sich die Religion erst einmal mit dem Gesetz, so greift dieses mit der Schnelligkeit einer ansteckenden Krankheit um sich, und nichts bleibt von ihm verschont, selbst nicht

des Menschen Innerstes und Heiligstes, das Gespräch seines Herzens mit Gott. Das ist immer wieder zu beobachten: auch die Gesetzesreligion, die wir um uns sehen, der Katholizismus, hat im Gebet die Mechanisierung und die Gesetzlichkeit wieder einreißen lassen. Wird doch hier das Gebet sogar zur kirchlichen Strafe herabgewürdigt!

Dennoch hat die Gesetzesreligion, zu der sich jede Religion aus ihren primitiven Anfängen erst langsam emporarbeiten muß, auch ihren Segen. Es ist dem Apostel sein ganzes Leben hindurch eine Macht zum Guten gewesen, daß seine leidenschaftliche Natur, sein feuriges Temperament durch die Schule des Gesetzes hindurchgegangen ist. Die Tatkraft, die er besaß, ist dadurch ins Große gesteigert worden, und seine Seele hat eine Zucht gewonnen, wie sie kein anderer „Zuchtmeister" hätte geben können. Der Pharisäismus mit seinem peinlichen und kleinlichen Eifer, alle Gebote zu erfüllen, ja sie noch ins Unendliche zu steigern, erzeugte ein Leben, wie es geregelter nur im Mönchsorden sich denken läßt. Wie viel Zeit und Aufmerksamkeit fordert dies Achten auf sich selbst und die Umgebung! Wie erzieht das System des Gesetzes dazu, auch im Kleinsten treu zu sein! Vor allem bewahrt es vor jeder genialen Lüderlichkeit, der auch manchmal groß angelegte religiöse Naturen mit leidenschaftlichem Temperament verfallen sind. Unter solcher Zucht hat sich in dem Pharisäer Saul das ängstliche, feine Gewissen ausgebildet und der tiefe Ernst entwickelt, die seines Lebens Schicksal geworden sind.

Trotz des Segens aber, den er von dem Gesetze empfing, konnten Saul und das Gesetz nicht in Frieden mit einander bleiben. Eins mußte am andern zerbrechen. Denn wenn das Gesetz in irgend einer Form mit einer so wahrhaftigen, tatkräftigen und gewaltigen Natur zusammentrifft, beginnt ein fürchterliches Ringen. Für schwache, halbe und gebrochene Naturen läßt sich gar nichts Besseres erdenken als eine Gesetzesreligion. Nicht ohne Grund hat der Katholizismus eine

ungeheure Macht über die Massen, und immer wieder füllen sich die Klöster mit Tausenden, die nicht erleben, was Martin Luther im Kloster durchmachen mußte. Warum? Dieses ungeheure System einzelner „frommer“ Handlungen, dies Gerölle von unverstandenen, aber heiligen Gebräuchen, das die Jahrhunderte zusammengeschwemmt haben, beschäftigt die Seelen, denen es in sich selbst unheimlich geworden ist, mit Außendingen und heißt sie Werke tun für Gott. Die Gesetzesreligion gewährt ihnen tausend kleine Erlösungen, erzeugt in ihnen den naiven Glauben, daß sie viel für Gott tun, lenkt die Aufmerksamkeit von dem Innenleben ab und schafft so Beruhigungen und Tröstungen, wie sie die Menschen wollen. Sie stellt die wirkliche Sünde in eine Linie mit all den Tausenden von kleinen Verstößen gegen Sabbat und Fastengebote oder Ordensregeln, indem sie den scheinbar tiefsinnigen Fortschritt macht, alle Sünden als Verstoß wider Gottes Gebot anzusehen, und gibt dadurch den leichtfertigen und oberflächlichen Herzen wieder einen neuen Trost, indem sie die Meinung befördert, man könne das wahrhaft Böse durch die Beobachtung von massenhaften Aeußerlichkeiten wieder gut machen. Solange eine solche Religion der Gesetzlichkeit – seien die Gesetze nun liturgische oder kultische oder sittliche oder dogmatische – mit dem Durchschnitt der Menschen, mit ihrer Faulheit und Oberflächlichkeit, mit ihrem Streben nach kleinen Beruhigungen und ihrem Abscheu vor allem Wahren und Ganzen, zu tun hat, geht alles gut. Freilich auch das ist nur Schein. Denn mit Notwendigkeit bildet jede Gesetzesreligion eine doppelte Frömmigkeit aus, eine halbe der Massen, der „Laien“, und eine volle der Virtuosen, der Mönche und Pharisäer. Pharisäer nannte man die Virtuosen der Gesetzesreligion im Judentum, die „Abgesonderten“ zu deutsch. Und die „Genossen“ im Gegensatz zum Volke nannten sie sich selber. Denn die Massen hatten nie, weder im Judentum noch im Katholizismus, weder im Abendland noch in Indien, Zeit, Lust und Geld genug, ein

frommes Leben ersten Grades zu führen. Als Lehrer oder Bettelmönche müssen sich die Frommen im vollen Sinne von den anderen ernähren lassen, weil sie nur so allein allen Geboten Gottes gerecht werden können.

Auch das hat Saul schmerzlich erfahren müssen. Die Hoffnung des herrlichen Reiches sollte nach der Verheißung einem frommen und gerechten Volke zu teil werden. Aber niemals konnte das Volk als Ganzes das Gesetz wirklich erfüllen. Was half also aller Eifer für die väterlichen Ueberlieferungen, was half alles fromme Tun der „Genossen"? Das Volk als Ganzes war und blieb verloren. – Ein Herz, das wie Saul sein Volk liebte, mußte beim Gedanken daran bittere Qualen durchmachen. Und das war Jesu frohe Botschaft, daß er es wagte, den Armen und Sehnsüchtigen, den leidtragenden und gottsuchenden Herzen ohne weitere Bedingungen das Gottesreich zu verheißen. Dem Pharisäer Saul aber zerriß es die Seele, daß seine Brüder nach dem Fleisch das Gesetz nicht halten konnten.

Wenn Seelen, wie Saul und Luther sie hatten, mit dem Gesetze zusammentreffen, machen sie noch eine Beobachtung, die für das Gesetz tödlich wird. Sie fühlen mit der Sicherheit der Wahrhaftigkeit heraus, daß hier kein Lebensziel für einen Mann geboten wird, sondern ein künstlich zusammengeleimtes Etwas, das keine volle und starke Lebensfreude und Begeisterung zum Tun des Guten zu wecken vermag. Als einen „Zuchtmeister", den Sklaven, der mit fester Hand den gerne andern Dingen nachstrebenden Jungen zum Lehrer zwingt[1], als ein Gefängnis, in dem er eingeschlossen war und bewacht wurde[2], hat Saul das Gesetz gefühlt, nicht als ein frei und gut machendes Ideal. Ehrliche und wahre Naturen suchen Ideale; sie beugen sich gerne, in dem Gefühl, daß sie in dieser Unterwerfung innerlich frei werden und ein erhebendes, einheitliches Lebenswerk schaffen. Aber das Gesetz bot nichts dergleichen und wird es niemals bieten, einerlei aus was für Geboten es sich zusammensetzen mag.

Das Entscheidende war endlich ein anderes. In dem Gesetze selig werden kann nur, wer in einer „Lebenslüge“ zu leben vermag. Und da es nicht nur ein pessimistischer Einfall unserer Dichter, sondern eine bittere Wahrheit ist, daß die meisten Menschen in der Lebenslüge leben und daß sie „die Lüge anbeten“, so wird auch die Gesetzesreligion noch lange nicht untergehen. Aber trotzige und wahrhaftige Naturen aus einem Gusse können sich nicht mit einer Lebenslüge zufrieden geben. Sind sie nicht kräftig genug, so sterben sie an der Lüge, sind sie stark, so stirbt die Lüge an ihnen. Die Lüge des Gesetzes war, daß es behauptete, man könne es erfüllen. Jeder merkte und jeder wußte unter Sauls Genossen, daß das nicht möglich war; aber man gestand es sich nicht ein. Die Alten hielten sich vor den Jungen so, als ob es möglich wäre; einer glaubte es vom andern und gestand sich selbst nicht ein, daß es unmöglich war. Man half sich der eigenen Sünde gegenüber mit den Gedanken an andere Gerechte und stieg hinab ins ferne Altertum, zu Henoch und Noah und Daniel, um sich „Anwälte“ für die Seele zu holen. Man hoffte, Gott werde eins ins andere rechnen und flehte auch wohl einmal um Barmherzigkeit; im ganzen aber ließ man die Lüge bestehen, und tat so, als ob alles gut wäre.

Unter ungeheuren inneren Kämpfen hat Paulus den Lügenschleier zerrissen, den die Behauptungen seiner Väter und Lehrer auch um sein junges Gewissen gewoben hatten. Er hatte etwas ganz anderes erlebt, als was der fromme Psalmensänger gepriesen hatte: nicht wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen, war er; nicht Friede und Ruhe lebten in seiner Seele, nein, er mußte das Furchtbare erleben, — daß sich ihm das heilige, gerechte und gute Gesetz in eine dämonische Verlockung zur Sünde wandelte. In leiser Anlehnung an die Erzählung vom Sündenfall hat er uns dies Erleben geschildert: „Was sollen wir sagen? Ist das Gesetz Sünde? Das sei ferne! Aber ich hätte die Sünde nicht gekannt, wenn nicht durch das Gesetz. Denn

auch die böse Lust hätte ich nicht gekannt, wenn nicht das Gesetz sagen würde „Laß dich nicht gelüsten". Die Sünde hat das Gebot benutzt, um alle böse Lust in mir hervorzurufen. Denn ohne das Gesetz war die Sünde tot. Ich aber lebte einst ohne das Gesetz. Da kam das Gebot, und die Sünde gewann Leben; ich aber verfiel dem Tod. Und das Gebot, das Leben geben soll, ward mir zum Tod. Denn die Sünde benutzte das Gebot dazu, mich zu betrügen und durch das Gebot mich dem Tode zu weihen"[1].

Das war die eine Gefahr, an die meistens die Gesetzgeber nicht denken, die aber jedes Gesetz für trotzige und starke Naturen hat; auch unser Katechismusunterricht sollte sie mehr in Betracht ziehen, damit er nicht ein Unterricht in der Sünde werde und zum Bösen locke. Unschuld geht verloren auch schon durch das Wissen des Bösen. Mit Entsetzen hat das der junge Saul erlebt, und das Gesetz, das andere priesen, das er selbst über alles verehrte, ihm ward es zum Verderben, zur Sünde und zum Tod. „So ist das Gute mir Tod geworden? — das sei ferne! Sondern die Sünde war es; damit sie [nach Gottes Absicht] recht als Sünde deutlich werde, indem sie mir durch das Gute den Tod bereitete"[2]. Die Sünde, die als „böser Keim" in ihm wohnte, wie ihm seine Lehrer gesagt hatten, sie machte ihm das Gute zu einer Ursache des Todes.

Es sind Erfahrungen, wie wir sie alle machen, nur nicht mit solcher Tiefe und Kraft, die wir uns aber nicht immer eingestehen wollen, was Paulus von seinem Kampfe um das Gesetz noch weiter schildert: „Ich weiß gar nicht, was ich tue, denn ich tue nicht das, was ich mir vorgenommen habe, sondern, was ich verabscheue, das tue ich. . . . . So finde ich das Gesetz: wenn ich das Gute tun will, ist mir das Böse zur Hand. Denn ich stimme zwar freudig dem Gesetze Gottes zu nach dem inneren Menschen, sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das gegen das Gesetz meines vernünftigen sittlichen Willens kämpft und mich gefangen hält unter das

Gesetz der Sünde, das in meinen Gliedern wohnt" [1].

In diesem Kampfe hat Saul als Pharisäer und Christenverfolger gelebt. Immer fühlbarer sank der Fluch des Gesetzes auf ihn nieder, je genauer er es kennen lernte und je peinlicher er es zu erfüllen suchte. Der „böse Keim", von dem er gehört und den er leicht zu überwinden geglaubt hatte, ward ihm eine sichtbare, selbst erlebte Wirklichkeit, und seine gewaltige, trotzige und feurige Natur, die das Gute so leidenschaftlich wollte, sie gerade stürzte ihn in tausend Sünden hinein, die ihn immer weiter von Gott abführten. Furchtbare Kämpfe müssen dies Gewissen durchtobt haben, bis es endlich besiegt in den Verzweiflungsschrei ausbrechen mußte: „Ich weiß, daß in mir, das heißt in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt. Das Wollen habe ich wohl, das Vollbringen des Guten aber nicht. So bin ich es gar nicht, der in mir handelt, sondern die in mir wohnende Sünde" [2]. Furchtbare Stunden der Qual für den frommen Pharisäer, bis er endlich erkannte: Es ist alles umsonst. Auch du gehörst zu den Verlorenen, zu den Verworfenen. Sonst würde sich dir nicht aller Eifer für das Gesetz, für deiner Väter heilige Ueberlieferungen, zum Bösen kehren; die Sünde, das Fleisch ist übermächtig in dir wie in allen Menschen. Als Adams Sohn bist auch du dem Tode verfallen. Diesem Verhängnis kann man nie entrinnen.

Da hat er sich selber als ein wahrhaftiger Mensch das Todesurteil gesprochen. Alle die kleinen Tröstungen, mit denen sich die anderen halfen, nützten ihm nicht. Er war zu stark, zu trotzig und zu wahr für sie. Er sprach sich schuldig. Ihm war das heilige Gesetz der Väter ein Gesetz der Sünde und des Todes geworden [3]. In solchen Stunden hat er sich, seinen Leib, sein Fleisch gehaßt, tödlich gehaßt in banger Furcht vor dem ewigen Verderben. Aber auch sein Hilferuf stieg empor zum Himmel, eine laute Stimme aus dem unruhigen Toben und Lärmen der Menschen, ein Schrei der Verzweiflung: „Ich

elender Mensch, wer wird mich herausreißen aus diesem Todesleibe?“ [1]

Und dieser Schrei der Verzweiflung ward gehört.

Der Tag von Damaskus.

Als ein Christenverfolger zog Saul von Jerusalem nach Damaskus. Als er dort ankam, war aus dem Pharisäer ein Christgläubiger, aus dem Verfolger ein Apostel Jesu geworden. Was war geschehen?

Seit unsrer Jugend kennen wir die Erzählung der Apostelgeschichte, die sie nicht weniger als dreimal gibt, jedesmal mit etwas veränderter Zeichnung der Umstände. Der wesentlichste Unterschied ist der, daß in Kapitel 9 gar nichts von dem apostolischen Beruf des Bekehrten steht, daß nach Kapitel 22, 17 ff. dieser Beruf dem Apostel in einem neuen Gesicht zu Jerusalem, nach 26, 16 ff. aber sofort in dem Gesicht vor Damaskus kundgetan wird. Auch über das, was des Apostels Begleiter hörten oder sahen, ist keine Uebereinstimmung in den drei Berichten. In der Hauptsache aber geben sie dasselbe Bild: Saul, von einem überirdischen Lichtglanz, heller als die Sonne, umflutet, und die Stimme, die ihm zuruft: „Saul, Saul, was verfolgst du mich!“

Was der Apostel selbst von der großen Stunde seines Lebens hier und da in seinen Briefen andeutet, läßt sich wohl mit den Angaben der Apostelgeschichte vereinigen, wenn wir uns freilich nach dem einfachen Wortlaut seiner Aussagen auch ein anderes Bild machen könnten und würden.

Zwei Erlebnisse sind es, die er immer aufs stärkste betont, und die mit solcher Deutlichkeit in der Apostelgeschichte nicht überall hervortreten: er hat den Herrn gesehen und seinen Apostelberuf damals empfangen, das Neuwerden seines ganzen inneren Menschen hat sich in diesem besonderen Beruf am schärfsten ausgeprägt.

„Bin ich nicht frei? Bin ich nicht ein Apostel? Habe ich nicht den Herrn gesehen?" [1] — . . . „Er erschien dem Kephas, dann den Zwölfen, dann erschien er dem Jakobus, dann den Aposteln allen; zuletzt von Allen, als der Fehlgeburt, erschien er auch mir. . . ." [2] — „Brüder, ich tue euch kund, daß das Evangelium, das ich verkündet habe, nicht Menschensache ist. Habe doch auch ich es nicht von einem Menschen empfangen, noch durch Unterricht gelernt, sondern durch eine Offenbarung Jesu Christi. Ihr habt ja gehört von meinem früheren Wandel im Judentum, wie ich ganz besonders die Gemeinde Gottes verfolgt und verstört habe, und habe es im Judentum vielen Altersgenossen in meinem Volke zuvorgetan, als übergroßer Eiferer, der ich war, für die Ueberlieferungen meiner Väter. Als es aber dem, der mich von Mutterleibe an ausgesondert und durch seine Gnade berufen hat, gefiel, seinen Sohn in mir zu offenbaren, auf daß ich ihn unter den Heiden verkünde, da beriet ich mich sofort nicht mit Fleisch und Blut, ging auch nicht hinauf nach Jerusalem". . . [3]

Das sind die Hauptstellen, an denen Paulus seine Bekehrung erzählt, nicht um ihrer selbst willen, sondern gezwungen, sie zum Beweis für andere Dinge heranzuziehen. Sonst finden sich nur noch Anspielungen auf sie, meist wenn der Apostel an den großen Umschwung seines Lebens denkt. Besonders schön ist die große Stelle Phil. 3, 4—12, in der Paulus das plötzliche Abtun des Judentums schildert und die „Kraft der Auferstehung" des Christus preist, der ihn „ergriffen hat". Im Triumph als seinen Gefangenen führt ihn Gott durch die Länder [4]; ein Zwang, das Evangelium zu verkündigen, liegt seit jenem Tage auf dem Apostel [5]; der Gott, der gesagt hat: aus der Finsternis soll Licht leuchten, der hat es in seinem Herzen tagen lassen zum strahlenden Aufgang der Erkenntnis von der Herrlichkeit Gottes im Antlitze Christi [6]. Vielleicht hat Saul wirklich nur ein hellstrahlendes Licht gesehen und aus der Stimme, die er hörte, geschlossen, dieses

Licht sei die himmlische Glorie des auferstandenen Christus. So lassen sich zur Not die Berichte der Apostelgeschichte mit den Aussagen des Paulus vereinigen. Nach diesen selbst liegt es aber näher anzunehmen, daß er mehr als einen Lichtglanz, daß er die himmlische Gestalt des Auferstandenen selbst und sein Angesicht gesehen habe.

Gesehen — in diesem Worte birgt sich das Problem, wenn man über das hinaus, was sich im Bewußtsein des Apostels abgespielt hat, den tatsächlichen Vorgang feststellen will. Die Menschen sehen auf zwei Arten. Beide scheinen dem, der sie erlebt, ganz in gleicher Weise außer ihm stehende Wirklichkeit zu vermitteln. In Wahrheit sind sie sich genau entgegengesetzt, unser normales Sehen und das visionäre Schauen. Jenes gründet sich auf physikalisch von außen übertragene Netzhautbilder, dieses auf Netzhautbilder, die von innen heraus bei großen seelischen Erschütterungen entstehen. Die wissenschaftlichen Maßstäbe, beide zu unterscheiden, sind nicht ganz einfach, da es auch Massenvisionen gibt, bei denen viele zu gleicher Zeit dieselbe Erscheinung haben, und da man durch suggestive Einflüsse, absichtliche oder unabsichtliche, die meisten Menschen unter den visionären Zwang bestimmter Vorstellungen bringen kann. Immerhin sind, wenn auch nicht für die Beteiligten selbst, so doch für andere Menschen die beiden Arten des Sehens zu unterscheiden.

Was für ein „Sehen" war es, mit dem Paulus vor Damaskus den Gottessohn in der Himmelsglorie sah? — die Antwort auf diese Frage wird nach der Weltanschauung, die jemand hat, verschieden lauten; ich sage: Weltanschauung, und meine damit nicht Glauben oder Religion. Für den Glauben ist die Frage gar nicht da; denn ihm ist jener Vorgang auf jeden Fall von Gott gewirkt und gewollt, mag dem Paulus in jenem Lichtglanz Jesus erschienen sein oder mag er eine Vision gehabt haben. Eine Frage der Weltanschauung ist es, sofern sie uns vor das Problem stellt, ob wir das sinnlich-sichtbare

Erscheinen von Personen aus einer andern Welt für möglich halten, oder ob wir eine Welt ewiger Gesetzmäßigkeit annehmen, — ob wir der Jungfrau von Orleans, die in demselben Lichtglanz wie Paulus die Heiligen ihres Dörfchens schaute, absprechen, was wir bei Paulus für möglich halten, — ob wir nur diesen einzigen Lichtglanz von Damaskus für überirdisch halten oder auch den Lichtglanz, in dem etwa ein frommer griechischer Mönch, wie er uns erzählt, seinen Herrn gesehen und im Wechselgespräch gefragt hat. Dürfen wir hier unserer allgemeinen Weltanschauung wegen einen natürlichen Vorgang, bei Paulus jedoch gegen dieselbe Weltanschauung ein übernatürliches Ereignis annehmen? Die Berichte sind bei allen drei Vorgängen aus dem Munde derer, die jene Gesichte selbst erlebt haben und in ihnen auf jeden Fall objektive Wirklichkeit zu schauen glaubten.

Wir können aber bei Paulus noch einen Schritt weiter kommen. Wir wissen noch, daß er in entscheidenden Stunden seines Lebens Visionen gehabt und in wichtigen Augenblicken nach Träumen gehandelt hat. So berichtet einer seiner Begleiter in der Apostelgeschichte von dem bekannten Traum zu Troas, in dem Paulus einen Makedonier sah und die Worte hörte: „Komm herüber und hilf uns!“[1] So erzählt uns Paulus selbst, er sei das zweite Mal auf empfangene „Offenbarung“ hin nach Jerusalem gegangen[2]. So hat er endlich[3] ganz mit denselben Ausdrücken, „Offenbarungen“ und „Gesichte“, Erlebnisse bezeichnet, die heute niemand mehr für etwas anderes als für Visionen hält, nämlich einen Flug in den dritten Himmel und einen ins Paradies, wobei er „unaussprechliche Worte hörte, die kein Mensch wiedergeben darf“. Wenn man behauptet hat, Paulus erwähne hier, wo er von seinen Visionen spricht, deshalb die Erscheinung von Damaskus nicht, weil sie etwas ganz anderes gewesen sei, so ist das falsch; der Grund ist vielmehr der, daß Paulus die Erscheinung von Damaskus den Korinthern bereits erzählt hat, weil

sie ein feststehender Teil seiner Missionspredigt war[1]. Vielmehr ist aller Nachdruck darauf zu legen, daß Paulus jene Himmelsreise zu seinen höchsten Erlebnissen gezählt, mit denselben Ausdrücken bezeichnet und für ebenso objektiv wirklich gehalten hat, wie sein Erlebnis vor Damaskus. Wenn man also jene Himmelsreisen um unseres Weltbildes willen, das keine Himmelsräume mehr kennt, für Visionen hält, so soll man auch den Mut haben, denselben Schluß für das Ereignis vor Damaskus zu ziehen. Wenn man ferner gemeint hat, die Blindheit, die den Apostel eine Zeit lang befallen habe, beweise doch, daß eine äußerlich blendende Einwirkung auf seine Augen stattgefunden haben müsse, so ist dagegen zu sagen, daß einerseits der Bericht der Apostelgeschichte von der Heilung und Unterweisung des Apostels durch Ananias gegenüber der feierlichen Versicherung des Apostels, er habe sich nicht mit „Fleisch und Blut" beraten[2], nur schwer festzuhalten ist; andrerseits ist darauf hinzuweisen, daß ebenso gut wie ein Erbleichen der Haare durch einen plötzlichen Schreck auch eine Störung des Auges durch seelische Einwirkung stattfinden kann. Und wenn man endlich gemeint hat, des Apostels Aussage, daß er sein Evangelium nicht von Menschen empfangen oder gelernt habe, schließe jedes vorhergehende Nachdenken, jeden inneren Kampf aus, so ist das eine unrechtmäßige Erweiterung eines lediglich vom Unterricht im Christentum gemeinten Wortes.

Nach allem also müssen wir ein inneres Erlebnis Sauls, eine Vision als das annehmen, was seines Lebens Umschwung herbeigeführt hat. Oder vielmehr nicht herbeigeführt, sondern begleitet hat. Kämpfe, die in unsern Seelen viel weniger stürmisch verlaufen, verdichten sich in den Seelen der Propheten zu Visionen. Leib und Seele erschüttern sie, bis endlich die Entscheidung in einem „wunderbaren" Ereignis mehr den Menschen überfällt als von ihm getroffen wird. Es ist das böse Gewissen, was aus Paulus schreit: „Saul, Saul, was verfolgst du mich"? Er, ein halb Abtrünniger, ein immer wieder Fal-

lender, einer, dem das Gesetz sich in Sünde wandelte, zog nach Damaskus, neuen Christenmorden entgegen. Er wollte töten und geißeln lassen für dasselbe Gesetz, das ihn erdrückte, an dessen Recht er zweifelte, das ihn zum Tode verurteilte! Immer tiefer drückte sich ihm der Stachel ins Herz: wenn das Gesetz doch nicht zur Seligkeit gegeben wäre, wenn doch vielleicht die Recht hätten, auf deren zermarterten Gesichtern er die große sieghafte Freude las, die ihm fehlte, die also aus dem Glauben an den Auferstandenen wuchs? Ja die „Kraft seiner Auferstehung" hatte er wahrlich an diesen Menschen mehr als einmal erfahren. Wenn es wahr wäre? Wenn das Große, das Erlösende wirklich geschehen wäre? Sie hatten behauptet, den Gehenkten in der Himmelsglorie gesehen zu haben? Wenn er doch darüber Gewißheit haben könnte, er mit der immer blutenden Wunde im Herzen! Seine Seele schrie zu Gott.

Es war nach der Apostelgeschichte an einem Mittag, als er auf Damaskus zu wanderte. Flimmernd lag das Land vor ihm, sengende Glut breitete sich über die Steppe. Eine leise und stark zu der Seele redende Stille lag zu dieser geheimnisvollen Stunde des südlichen Tages über der Natur. Da — mit einem Male: all dieser zitternde, flimmernde Glanz überstrahlt von einem blendenden Licht vom Himmel hernieder! Ein übermenschliches Angesicht glänzt vor dem entzückten Blicke auf, alles ist um Saul in sein Licht getaucht: Christus ist bei ihm, der Auferstandene. Entsetzen, Schmerz und Reue jagen sich in seinem Herzen, untermischt mit wilder Freude, daß ihm das zu sehen geschenkt ist. Plötzlich fühlt er, wie das Große, das Wunderbare in ihn einzieht, Christus hat Wohnung gemacht in seinem Herzen, ein neues unendliches Kraftgefühl flammt in ihm auf. Der sich eben noch das Todesurteil sprach, er lebt, er lebt für ewig: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir" [1]. „Ist einer in Christus, so ist er ein neues Geschöpf. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist neu geworden" [2]. Das Gute in ihm hatte

gesiegt. Aus der Bahn des Verfolgers hatte ihn sein Gott mit starker Hand emporgerissen. Seine wahrhaftige und starke Seele konnte sich nicht in der Lüge und im Fanatismus verlieren.

Man male sich im einzelnen den Vorgang aus, wie man will, immer wieder wird man den Kampf in der Seele Sauls, seine Charakteranlage, sein Zusammentreffen mit den Christen und seinen Fanatismus als die treibenden Elemente für das Erlebnis erkennen, das ihn schließlich in einem plötzlichen Vorgange umgewandelt hat. —

Mag das Wunder immer aus der Religion verschwinden, wir wollen keine Zeichen zum Beweis unsres Glaubens wie die Juden, uns genügt „das Zeichen des Jonas", die Predigt an unsre Herzen. Wer das Wirken Gottes nicht darin zu schauen vermag, daß er der Menschheit so starke und wahrhaftige Seelen schenkt, wie diesen Pharisäer, und daß er die Menschen solche Wege der Seele und des Leibes führt, der soll sich nicht einbilden, er könne Gott finden in dem „Wunder" von Damaskus. Aber das Leben und die Kämpfe einer solchen Seele sind uns allerdings Zeichen, Zeichen des Sieges aus dem großen Kampfe, den die Gottsucher hier auf Erden kämpfen, und Zeichen der Hoffnung, die uns locken, im Kampfe um Gott nicht zu ermatten, uns nicht überwinden zu lassen durch das, was um und in uns wider Gott streitet, sondern wie Paulus zu ringen und zu rufen nach dem lebendigen Gott.

Nietzsches Anklage gegen Paulus.

Unter allen Gegnern des Christentums von Celsus an bis auf unsre Zeitgenossen sind wohl weniger kühner und tiefer gewesen als Friedrich Nietzsche. Was ihn zumal vor all den kleinen Geistern, die in der letzten Generation das Christentum angegriffen haben, auszeichnet, ist, daß er nicht den Zweifel an dem altkirchlichen Dogma oder die Kritik der modernen Kulturseligkeit am Urchristentum oder die Schwierigkeit des Glaubens

an einen persönlichen Gott und eine andere Welt in immer neuen Variationen vorgeführt hat. Gewiß findet sich das alles auch bei ihm. Auch er ist ein Kind seiner Zeit. Aber was er vor vielen dieser Zeit voraus hatte, das war ein feines, psychologisches Verständnis der Religion, ein Wissen darum, wie es einem frommen Menschen ums Herz ist. Nur, daß sich ihm in seinem Haß gegen die Götter seiner Jugend — Christentum, Schopenhauer, Wagner, die er in eins sah — alles verzerrte und in Mißgestalt wandelte.

Er hat auch den Apostel Paulus und seine Bekehrung wohl gekannt. Auch an ihm übt er eine Kritik nicht von außen, sondern eine sittliche und selbst religiöse Kritik von innen heraus, die das Christentum wirklich als den „einen großen Schandfleck der Menschheit" erscheinen lassen müßte, wenn sie richtig wäre. Keine Schwäche, kein Mangel des Gegners entgeht diesem Feindesauge, und darum wird man manches von ihm lernen können. Daß er dabei auch historische Urteile, denen nichts Tatsächliches zu Grunde liegt, mit fast apodiktischer Gewißheit fällt, als enthielten sie längst Festgestelltes, das macht seine Kritik nur um so gefährlicher und verwirrender. Vier Seiten in der „Morgenröte" sind es hauptsächlich (S. 64—68), welche die stärksten Anklagen gegen Paulus enthalten.

Nach einem längeren Eingang schildert Nietzsche den Pharisäer:

„Paulus war zugleich der fanatische Verteidiger und Ehrenwächter . . Gottes und seines Gesetzes geworden und fortwährend im Kampfe und auf der Lauer gegen die Uebertreter und Anzweifler desselben, hart und böse gegen sie und zum Aeußersten der Strafen geneigt. Und nun erfuhr er an sich, daß er — hitzig, sinnlich, melancholisch, bösartig im Haß, wie er war — das Gesetz selber nicht erfüllen konnte, ja, was ihm das Seltsamste schien: daß seine ausschweifende Herrschsucht fortwährend gereizt wurde, es zu übertreten, und daß

er diesem Stachel nachgeben m u ß t e... Vielerlei lag ihm auf dem Gewissen — er deutet hin auf Feindschaft, Mord, Zauberei, Bilderdienst, Unzucht, Trunkenheit und Lust an ausschweifenden Gelagen — und wie sehr er auch diesem Gewissen, und noch mehr seiner Herrschsucht, durch den äußersten Fanatismus der Gesetzes-Verehrung und -Verteidigung wieder Luft zu machen versuchte: es kamen Augenblicke, wo er sich sagte: „Es ist alles umsonst! Die Marter des unerfüllten Gesetzes ist nicht zu überwinden"... Das Gesetz war das Kreuz, an welches er sich geschlagen fühlte: wie haßte er es, wie trug er es ihm nach! wie suchte er herum, um ein Mittel zu finden, es zu v e r n i c h t e n, — nicht mehr, es für seine Person zu erfüllen".

Bei dieser Darstellung des Kampfes in der Brust Sauls sind zwei starke Mißdeutungen seiner Worte dazu benutzt, die Bekehrung schließlich als eine Tat sittlicher Minderwertigkeit hinzustellen, als jene Flucht vor der sittlichen Aufgabe in religiöse Erhebungsgefühle, eine Flucht, die allerdings den Inhalt so mancher „Bekehrung" bildet. Zu diesem Zweck schildert Nietzsche Saulus als einen Mann voll niedriger Laster. Das ist er nie gewesen, so wenig wie es Luther bei all seinen Selbstanklagen war. Es ist doch ein grobes Mißverständnis der Sündenaufzählungen des Paulus, der sogenannten Lasterkataloge, wenn man meint, er habe diese Sünden alle als eigene Sünden erfahren und darum genannt. Davon läßt sich das Gegenteil nachweisen. Diese Lasterkataloge sind eine damals im Heidentum wie im Judentum beliebte Form ethischer Unterweisung gewesen und finden sich mit Angabe fast derselben Sünden in den verschiedensten Schriften der Zeit wieder. Ferner wissen wir aus dem Munde des Paulus selbst, daß er ein strenger Pharisäer gewesen ist, wie sollte er zu Zauberei und Bilderdienst gekommen sein? Sinnliche Ausschweifungen müssen ihm ebenfalls fern gelegen haben, wenn man ihn nicht auch noch zu einem Lügner machen will;

hat er doch selbst gesagt, daß Gott ihm nach dieser Seite hin eine besondere „Gnadengabe" geschenkt habe, die ihm gestatte ledig zu bleiben, wo andere heiraten müssen, um nicht zu „brennen" und zu fallen [1]. Gehaßt und getötet hat Saul allerdings; aber kann man das Tun des Christenverfolgers einfach als „Mord" neben Zauberei, Bilderdienst und Unzucht stellen? Vor allem aber ist die Stimmung, aus der die Bekehrung erwuchs, ganz falsch geschildert; nicht Haß gegen das Gesetz und nicht der Versuch, sich ihm zu entziehen, sondern Furcht vor dem Gesetz und das ehrliche Eingeständnis, daß er ein sündiger und darum verlorener Mann sei, das ist des Paulus Stimmung: das Todesurteil, das er sich selbst gesprochen hat. Das Gesetz ist heilig, gerecht und gut. Darum aber wird auch Nietzsches Darstellung der Bekehrung ganz schief: „Und endlich leuchtete ihm der rettende Gedanke auf, zugleich mit einer Vision, wie es bei diesem Epileptiker nicht anders zugehen konnte: ihm, dem wütenden Eiferer des Gesetzes, der innerlich dessen todmüde war, erschien auf einsamer Straße jener Christus, den Lichtglanz Gottes auf seinem Gesichte, und Paulus hörte die Worte: „Warum verfolgst du mich?" Das Wesentliche, was da geschah, ist aber dies: sein Kopf war auf einmal hell geworden; „es ist unvernünftig, hatte er sich gesagt, gerade diesen Christus zu verfolgen! Hier ist ja der Ausweg, hier ist ja die vollkommene Rache, hier und nirgends sonst habe und halte ich den Vernichter des Gesetzes!" Der Kranke des gequältesten Hochmuts fühlt sich mit einem Schlage wieder hergestellt, die moralische Verzweiflung ist wie fortgeblasen, denn die Moral ist fortgeblasen, vernichtet, — nämlich erfüllt, dort am Kreuze! Bisher hatte ihm jener schmähliche Tod als Hauptargument gegen die „Messianität", von der die Anhänger der neuen Lehre sprachen, gegolten: wie aber, wenn er nötig war, um das Gesetz abzutun!"

Gequälter Hochmut und Rachegefühl gegen das Gesetz, das

ihn so peinigt, soll es also sein, was aus einem Saul einen Paulus gemacht hat. Er ergreift den Christus, um mit ihm das Gesetz zu töten. — Gerade umgekehrt hat Paulus empfunden. Und wie er empfunden hat, darauf kommt doch alles an. Als das Gesetz ihn verurteilt hatte, hat Gott ihn nicht getötet, sondern durch seinen Sohn und dessen Kindesgeist ihn, wenn auch ein schuldbeladenes Kind doch in seine Vaterarme genommen. Damit war er dem Gesetz und seiner Macht freilich entzogen; aber nicht, wie Nietzsche meint, im Sinne einer Erleichterung der moralischen Forderung — das ist ein populäres, meist katholisches Mißverständnis, vgl. Röm. 6 —, sondern so, daß die moralische Forderung jetzt als die Forderung seines eignen innern Wesens, ja als dessen selbstverständliche „Frucht" nur in viel reinerer und kräftigerer Gestalt sein Leben beherrscht. Das „Gesetz" hat mit der Moral und dem sittlichen Streben nur teilweise zu tun; was den Unbekehrten quält, ist die Gesetzes f o r m, die äußere Autorität mit dem Androhen der furchtbaren Strafe Gottes und die Unverständlichkeit des Gotteswillens mit seinen Tausenden von wertlosen und kleinlichen Satzungen. Im religiösen Enthusiasmus entsteht nun ein neues Verständnis des Willens Gottes: Gott will einen einheitlichen Charakter, den neuen, inneren Menschen. Und aus der Glut der Begeisterung erwächst ein neuer Wille mit der unbesieglichen Kraft, das Gute zu tun, die „Früchte des Geistes" zu bringen. Die Erleichterung, die der Bekehrte erlebt, ist also nicht die eines seiner Fesseln ledig gewordenen Sklaven, sondern die des Helden, der Ströme von ungeahnter Kraft in sich aufquellen fühlt.

Aber hier scheiden sich freilich zwei sittliche Anschauungen an einer gewaltigen Kluft. Nietzsche ist jede Bekehrung eine Ungeheuerlichkeit, ein Wahnsinn gewesen. An einer anderen Stelle in der „Morgenröte" (S. 84) sagt er: „W a s übrigens ein solcher plötzlicher vernunftloser und unwiderstehlicher U m s c h l a g, ein solcher Wechsel von tiefstem Elend und tiefstem

Wohlgefühl physiologisch zu bedeuten habe (ob vielleicht eine maskierte Epilepsie?), — das mögen die Irrenärzte erwägen, welche ja dergleichen „Wunder" (zum Beispiel als Mordmanie, Manie des Selbstmordes) reichlich zu beobachten haben. Der verhältnismäßig „angenehmere Erfolg" im Falle des Christen macht keinen wesentlichen Unterschied." — Merkwürdig, daß der Mann, der selbst zwei Bekehrungen, eine schnelle zu Schopenhauer hin und eine in mehreren Stufen verlaufende von ihm weg, erlebt hat, kein Verständnis für die Umkehrung eines Menschenherzens gehabt zu haben scheint! Vielleicht stellt er sich auch nur so. Dieser wütende Angriff auf die Bekehrung als eine Wahnsinnstat ist, wie so oft bei Nietzsche, nichts als der Ausfluß des Hasses gegen die pietistische Form des Christentums, in der er es als Kind kennen gelernt und durch das Studium Pascals, den er stets für den klassischen Christen hielt, neu erfahren hatte. Die ungeheuerliche Behauptung des Bekehrungschristentums, daß Sittlichkeit nur in dem „Bekehrten" lebe, daß alle Tugenden der Heiden nur „glänzende Laster" seien, die Anmaßung der Bekehrungstheologie, die alles, was sonst Sittlichkeit heißt und ohne Bezug zu jenem „Wunder" ist, für gleichgültig hält, es „als Wohlgefühl, Stolzgefühl" zu einem Gegenstand der Furcht macht, wie Nietzsche ganz richtig sagt (S. 83), diese „christliche" Ungeheuerlichkeit überbietet Nietzsche in seinem Haß mit der Anklage auf Wahnsinn und Epilepsie.

Nietzsche weiß natürlich, daß man mit guten Gründen, wie wir später noch sehen werden, jene Anfälle des Satansengels [1] für epileptische Anfälle erklärt hat, und er macht sich diesen Umstand für seinen Vorwurf zu nutze. Aber mag das schwere Nervenleiden, an dem Paulus litt, und das wahrscheinlich nicht Epilepsie, sondern Hysterie war, auch vielleicht mit der Form seiner Bekehrung etwas zu tun haben, mag mit ihm ihr Ausbruch in einer Vision zusammenhängen, so ist sie selbst doch nicht ein epileptischer oder hysterischer Anfall gewesen, sondern

ein langer und ernster Gewissenskampf und die schwer errungene Ueberzeugung, daß jeder Schritt weiter auf dem alten Weg von Gott weiter abführe.

Das ist endlich die größte Ungerechtigkeit, die Nietzsche gegen Paulus begeht, daß er ihn psychologisch zergliedert, ohne dieses Gottesglaubens auch nur mit einer Silbe zu gedenken, als ob Paulus ein moderner Atheist wäre, der mit der ethischen Unvollkommenheit nicht fertig wird. Paulus aber ringt mit etwas viel Größerem: mit der Schuld gegen Gott und der Angst vor dem Verderben, welches das Gesetz mit seinem Todesurteil ihm droht. Daraus rettet ihn nicht eigene Tat, sondern die Tat Gottes in seinem Gewissen, die ihn dessen sicher macht, daß Gott vergebe. Daß dies Wahrheit ist, erlebt er in der überströmenden Fülle der Freude und der sittlichen Kraft, die seitdem sein Herz erfüllen.

In der allem zu Grunde liegenden sittlichen Beobachtung ist das Urchristentum, und Paulus mit ihm, doch tiefer gewesen, als Nietzsche ist. Schlichte Menschen sind oft bessere Kenner des Herzens als feine Philosophen. Wenn Nietzsche (S. 83) sagt, das Neue Testament stelle einen Kanon der Tugend, aber nur der *unmöglichen* Tugend auf: „Die sittlich noch *strebenden* Menschen sollen sich im Angesichte eines solchen Kanons ihrem Ziele immer *ferner* fühlen lernen, sie sollen an der Tugend *verzweifeln* und sich endlich dem Erbarmenden *ans Herz werfen*", so ist daran alles richtig, bis auf das Wort „sollen". Das Neue Testament ist nicht eine methodistische Erweckungspredigt, sondern eine Kette von Zeugnissen inneren, frommen Lebens. Nimmt man aber den Satz als eine Aussage, nicht als ein Sollen, so trifft man auf eine tiefe Wahrheit, die Nietzsche übersehn und die Luther und der Pietismus in einseitiger Weise betont haben, die aber darum nicht minder wahr ist: mit der sittlichen Kraft wächst auch die Feinheit des Gewissens, die Empfindlichkeit für das Zurückbleiben hinter dem Ideal und damit auch die Summe der Schuldgefühle. Man

braucht also durch ein Wachsen an Güte nicht glücklicher, sondern man kann dadurch noch unglücklicher werden. Und wen so die Ethik, je feiner und höher sie ist, um so unglücklicher gemacht hat, der erlebt, wenn er keinen Gott kennt, Buddha oder den Selbstmord, wenn er einen Gott kennt, Verzweiflung oder jene Bekehrung, die sich an Gottes Vaterherzen ausweint und von dort Kraft mitnimmt, den Kampf immer aufs neue zu führen, des endlichen Sieges gewiß. Nietzsche beachtet das nicht und wird darum ungerecht gegen alle Bekehrungschristen, die ihres Lebens Freude in dem Augenblick finden, wo sie sich, trotz ihres Unglücklichwerdens durch das feinere Gewissen, Gottes und seiner Liebe trösten dürfen.

Es gibt noch einen anderen Weg: die dankbare Freude am Wachsen in allem Guten und die Beurteilung des reicher auftretenden Schuldgefühls als ein solches Wachsen. Dazu freilich gehören wahrhaftige und demütige Seelen, nicht philiströse Sattheit der Biedermänner und nicht Nietzsches Uebermenschentum, sondern Herzen, die, je reicher und reiner sie werden, nur um so dankbarer wissen, daß sie alles empfangen von dem Vater im Himmel. Es gibt noch ein Christentum, das über den Bekehrungsmenschen hinausliegt.



Der Prophet.

Der neue Mensch.

An jenem Tage vor Damaskus ist Saul gestorben, gerichtet durch das eigene Urteil. Ein Toter wandert von nun an über die Erde, ruhelos und selbstlos, mit schwerer Arbeit nur soviel erwerbend, als er braucht, seines harten Lebens geringe Bedürfnisse zu stillen, aber stolz darauf, niemand mehr etwas zu verdanken, heimatlos und ohne die Freude an solchen lieben Menschen, die ihm Bande des Blutes nahe stellen würden. Ein Toter, der alles dahinten gelassen hat, was andere Menschen an das lockende Leben fesselt.

Und doch ein Lebender. Denn wenn auch er nicht mehr lebt, ein anderer lebt in ihm, Christus, der Himmlische, der in jener großen Stunde in sein Herz hineingezogen ist und nun seinen Leib wie eigene Glieder braucht. Ein Wunder ists ihm und doch eine Tatsache: seit jenem Tage lebt ein Wesen aus einer andern Welt in seinem Herzen[1]. Er lebt nicht bloß, was er noch im Fleische lebt, im Glauben an den Sohn Gottes, der ihn geliebt und sich für ihn hingegeben hat, nein, Christus selber lebt in ihm. Ein Stück persönliches Leben aus dem Himmel, aus jener andern Welt, hat eine neue Kreatur aus ihm gemacht, in der sich der alte Saul nicht wiedererkennen kann. Das Alte ist vergangen, siehe es ist neu geworden![2] Er hat wie die andern Apostel nicht nur die Auferstehung erlebt, den Herrn gesehen, nein er hat auch erfahren, was sie erfahren hatten: ein fremdes, neues, himmlisches Leben hat sich in sein Herz eingesenkt. Was sie den heiligen Geist nennen, dasselbe hat er mit dem himmlischen Christus erlebt; darum verwischen sich für ihn die Umrisse dieser beiden himmlischen Wesen, bald nennt er sein neues Innenleben Christus und bald

Geist, bald Geist des Christus und bald Geist Gottes. So hat er uns beschrieben, was er und alle Christen damals in der Stunde ihrer Bekehrung erlebten:

„Ihr seid nicht mehr im Fleisch, sondern im Geist, wenn wirklich der Geist Gottes in euch wohnt. Wenn aber einer den Geist Christi nicht hat, der ist nicht sein. Doch wenn Christus in euch ist, so ist der Leib zwar tot der Sünde wegen, der Geist aber Leben der Gerechtigkeit wegen. Wenn aber der Geist dessen, der Jesus von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird der, welcher Christus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen, um seines Geistes willen, der in euch wohnt"[1].

Diese Gewißheit, daß das Große, das Wunderbare, das des Frommen wartet, nicht mehr eine unsichere Hoffnung für die Zukunft, sondern daß es bereits im Herzen angebrochen ist, sich lebendig und mächtig erweist in todesmutiger Kraft, in überquellender Liebe und in unaussprechlichen Seufzern, sie ist die große Wende vom Judentum zum Christentum. Und zwar diesmal zum Christentum in dem spezifischen Sinne des Glaubens an den erhöhten, in den Gläubigen in übernatürlicher Weise wirksamen Christus. Die Christusmystik ist geboren, Jesus ist in dem Christus, dem Himmlischen verschwunden. Der Himmel ist zerrissen, er hat sein Bestes herniedergesandt, nicht einmal bloß dorthin an die lachenden Ufer des galiläischen Meeres, sondern heute wieder und überall hin in jedes Gläubigen Herz. Das Jenseits ist da. Wie eine lose Hülle, wie die Puppe eines Schmetterlings braucht der Leib nur abzufallen, und in strahlender Glorie steht der neue Mensch des Herzens da: ein Bild des erhöhten Herrn, in das wir von einer Herrlichkeit zur andern verwandelt werden[2], seitdem uns die Glorie Gottes im Angesicht des Christus erschienen ist[3]. Mögen nun auch die Teufel kämpfen mit dem Auserwählten Gottes, mag selbst der Satansengel, der ihn mit

Fäusten schlägt, in seinem Fleische wohnen bleiben: Gottes Kraft kommt zur höchsten Wirkung in der Krankheit, sie ist stärker als alle Anläufe des Bösewichts [1]. Hineingestellt in den Kampf mit den Dämonen, deren Dienst er zerstört, denen er mit seinen Wundern ihre „Gefäße" raubt, fürchtet er sie doch nicht, diese Engel, Fürsten und Gewaltigen. Er tritt sie mit Füßen, denn der Christus, der in ihm wohnt, ist mächtig, sie zu besiegen. Seit jener Stunde, da er ihn berief, hat er ihm auch die „Zeichen des Apostels", die Macht, gegeben, sie zu vertreiben. Auch Paulus hat Wunder getan, Kranke geheilt [2], wenn gleich der Dämon, den er selbst im Fleische trug, seine eigene Krankheit, nicht von ihm weichen wollte.

Das ist des Paulus neue Frömmigkeit: etwas Kühnes, Trotziges und Freudiges. Er hat sein Leben nicht dazu benutzt, jenen Toten, der vor Damaskus gestorben ist, zu begraben und sein Andenken immer wieder mit heißen Tränenströmen zu feiern, sondern er hat ihn kräftig und kühn dahintengelassen, um dem neuen Leben, das in ihn eingezogen war, Raum und Sieg zu verschaffen. Es ist nichts Weichliches an Paulus, nicht ein sich selbst zerquälendes Wesen und kein Bejammern der Welt, sondern ein mutiger Kampf mit ihr, in dem man vergißt, was vorbei ist [3], ein siegesgewisser Angriff auf Tod und Teufel wie bei Luther. Es ist nicht die Frömmigkeit, die da müde singt: „So nimm denn meine Hände und führe mich . . . Ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt." Es ist die Frömmigkeit, die trotzig zum Kampfe ruft: „Und wenn die Welt voll Teufel wär, und wollt uns gar verschlingen — Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben".

Freilich kennt Paulus auch die weichen Töne der Frömmigkeit, er hat uns die schöne Bitte gelehrt um den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft [4], er kennt auch die unaussprechlichen Seufzer des andächtigen Herzens [5], das still und stumm vor seinen Herrn und Gott tritt und doch über-

quillt in Sehnsucht nach ihm; aber das alles gleicht nur den goldenen Sonnenblicken, die über eine ernste, gewaltige Landschaft dahin ziehen.

Das neue, himmlische Leben hat einen ungeheuren Tätigkeitstrieb in der Brust des Apostels entfacht; die Tatkraft seines Lebens ward ins Ungemessene gesteigert. Wie „ein Zwang“[1] liegt es auf ihm, das Evangelium durch die Lande zu tragen. Das Leben des Läufers in der Rennbahn ist sein Leben geworden. Den Leib bändigen und geschickt machen zu der wildesten Anstrengung, ihn mit Fäusten schlagen, wenn er sein Recht beansprucht, nicht weichen und nicht zurückschauen, das ist seine Pflicht[2]. „Das Ziel fest im Auge, jage ich nach dem Siegespreis des himmlischen Rufes Gottes in Christo Jesu“[3]. Daß man so denke, das hat er für christliche Vollkommenheit gehalten[4]. Religion ist Kraft, kraftvolles und darum freudevolles Leben. „Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine **Kraft** Gottes, zur Rettung jedem Gläubigen“[5]. Nicht: recht lehren und recht meinen, sondern: tapfer glauben, kühn wollen und freudiges Siegesgefühl – das ist Frömmigkeit.

Dabei aber darf man keineswegs annehmen, diese Frömmigkeit liege ganz in der Sphäre des Gefühls und des Willens. Der Rabbi mit dem scharfen, geschulten Verstande, dessen religiöses Leben vorher zum großen Teil Erkenntnis des geoffenbarten Willens Gottes gewesen war, mußte notwendig auch ein neues, ebenso entschiedenes Denken aus dem großen Erlebnis von Damaskus entwickeln. Eine neue Erkenntnis von Gott und Welt, eine neue Anschauung über die Geschichte der Menschheit, ein ganzes großes Gedankengefüge, um nicht zu sagen ein System der Theologie, hat Paulus in dem alten Rahmen und mit den alten, von uns beobachteten Elementen der Weltanschauung der Zeit entwickelt, mit allen Mitteln seiner rabbinischen Methode verteidigt und als die wahre Ansicht von Gott, Welt und Mensch mit aller Kraft behauptet.

Es muß uns später noch genauer beschäftigen. Hier genügt es darauf hinzuweisen, daß Paulus wie jeder volle Mensch auch den Intellekt in den Dienst seines Glaubens gestellt hat und einen Widerspruch zwischen Kopf und Herz, wie ihn viele gerade auch seiner Nachbeter als das Normale im Christenleben ansehen, als unerträglich empfunden hätte. Ihm war sein Glaube nicht nur wahr, sondern auch vernünftig[1]. Ja vielleicht darf man sagen, daß Paulus durch sein Erlebnis vor Damaskus und die stark verstandesmäßige Anlage seines Wesens der Erste geworden ist, der das Evangelium verstandesmäßig verengt hat. Sein Glaube ist freilich nicht der Glaube an ein übernatürlich geoffenbartes Dogma; ein Dogma hat Paulus nicht gekannt, so wenig wie Jesus und die ersten Generationen der Christenheit überhaupt. Aber „glauben" ist ihm doch nicht bloß ein herzliches Vertrauen auf Gottes Gnade, sondern auch das affektvolle Fürwahrhalten einer Tatsache, der Auferstehung. Sie erscheint fast immer als Objekt zu dem Worte „glauben", oder Paulus spricht von dem Glauben an den, der Jesus von den Toten erweckt hat[2]. Damit ist ein Zug von jenem Tatsachen-„Glauben" ins Christentum gekommen, der den wahren, innerlichen Glaubensbegriff so leicht zerstört. Für Paulus fielen die Tatsache und der innere Vorgang zusammen; daß er sie nicht auseinanderhielt, hat dem Christentum für immer die Gefahr des doppelten Glaubensbegriffes aufgebürdet und es bis auf den heutigen Tag unsicher gemacht. Ein anderes kam dazu. Im Bewußtsein, alles, was er fühle und denke, aus der Fülle des in ihm wohnenden himmlischen Wesens zu schöpfen, hat er jede neue Erkenntnis mit dem Charakter göttlicher Offenbarung umkleidet. „Denn der Geist erforscht alle Dinge, selbst die Tiefen der Gottheit"[3]. Das besagte damals für die Gesamtheit nicht viel, wo auch Crispus und Sosthenes und jeder schlichte Christ denselben Charakter für *seine* Gedanken in Anspruch nahm. Die Kirche aber hat, als sie im Laufe des zweiten Jahrhun-

derts wieder Buchreligion ward, die Inspiration aller Gläubigen beseitigt und nur für die Erkenntnisse des Paulus und der andern „Apostel“ den göttlichen Charakter aufrecht erhalten und war damit abermals zu einer intellektualistischen Verengung der paulinischen Gedanken gezwungen, für die sich bei ihm selbst doch nur ein leichter Ansatz findet.

Ueber diesen Engen seines Intellektualismus, die doch mehr durch den natürlichen Lauf der Entwicklung als durch seine Schuld Gefahren geworden sind, darf man das Große nicht vergessen, das uns die Entschlossenheit geschenkt hat, mit der er das neue Erlebnis auch in eine Reihe scharf formulierter Erkenntnisse verarbeitet hat. Durch diese Entschiedenheit seines Denkens und Formulierens ist Paulus der Retter des Christentums geworden. Er ist dem Gesetz, als dieses eben wieder bei den Jüngern Jesu ins Christentum eindringen wollte, nicht bloß „abgestorben“, weggestorben, um als ein neuer Mensch weiter zu leben, nein: er hat das Gesetz auch mit scharfen Worten getötet und unbarmherzig aus der Religion hinausgewiesen. Daß das Gesetz seinem formalen Wesen nach, als Gesetz, trotz seines heiligen, gerechten und guten Inhalts schließlich Sünde und Unseligkeit wirke, und daß es abgetan werden müsse: das ist die große neue Erkenntnis, zu deren Durchfechtung Paulus die ganze Schärfe seines Verstandes und all seine rabbinische Schulung aufgeboten hat. Seine „Theologie“ ist nichts anderes als der Beweis dieses einen Satzes und eben darum Verteidigung seines heiligsten, innersten Besitzes.

Wenn die Menschheit an einem Wendepunkte ihres Lebens angekommen ist, wenn die Kräfte des Neuen sich bereits hoch anhäufen, ja mitunter wenn sie, wie in unserm Falle, schon klar und leuchtend dastehen, nur noch vielen verdeckt durch das ungestürzte Alte, dann müssen solche Bilderstürmer und „Formelnfresser“, wie Carlyle sagt, kommen und das scharfe Wort finden, das den Menschen die Augen und die Herzen

öffnet, das alles Sterbende niederreißt wie der Frühlingssturm die dürren Aeste im Walde. Es ist eine große Erkenntnis, die damals der Menschheit aufging, die Erkenntnis, daß Natur- und Gesetzesreligion zu Ende seien, daß ein Neues anfange: die Religion des guten Herzens, die Religion der Gotteskinder, die Religion des Geistes und der Kraft in jenem alten Sinne, nach dem Geist die überquellende Wucht einer Seele ist, die ihren Gott gefunden hat trotz Sünde und Schuld und die sich von ihm über sich selbst hinausgehoben fühlt in eine Sphäre der Reinheit und Güte, der Siegeszuversicht und Freude, des Friedens und der Seligkeit, die über unsre Kraft hinausliegt.

Diese Erkenntnis, mit der die Menschheit auf eine neue Stufe ihres Lebens hinauftreten will, hat Paulus wie Jesus verkündet. Nur hat sie Paulus in die strengen Formen eines dogmatischen und biblischen Beweises gesperrt, die ein scharfer Verstand, vereint mit bitterem Ingrimm über ein verblendetes Leben, geschmiedet hat. Und in diesen Formen war der große Inhalt unmittelbarer wirksam als in der reinen Schönheit und Innerlichkeit, in der ihn Jesus mehr gelebt als gelehrt hatte.

Der neue Gott.

Der neue Mensch und der neue Gott, beide gehören zu einander. Was Saul vor Damaskus erlebte, das hatte ihm den Gott seiner Väter in einem neuen Lichte gezeigt.

Er hatte immer gewußt, daß Jehova ein heiliger und mächtiger Gott sei, der mit erhobenem Arm und ausgestreckter Hand die Geschicke der Völker leite, vor dessen Größe die Heiden seien wie der Tropfen im Eimer. Er hatte auch geglaubt, daß dieser gewaltige Gott seine Frommen führe und ihre guten Werke alle Zeit vor Augen habe, nicht weniger als ihre Sünden, auch die verborgenen Sünden. Aber nun erhebt sich das alles im Lichte der Bekehrung zu einem neuen, noch gewaltigeren Bilde des Gottes, der mit starker Hand des

Menschen Schicksal leitet, der den Menschen von Mutterleib an aussondert und beruft[1], der begnadigt, wen er will, und verstockt, wen er will[2]. Gewiß ist Paulus nicht der erste, der so gedacht hat, gewiß haben viele Fromme in Israel und draußen so schon vor ihm ihren Gott erlebt, gewiß hat dieser Gottesglaube auch in Büchern gestanden, die Paulus gelesen hat; man denke etwa an die Weisheit Salomos: aber diesen Gottesglauben lernt man nicht aus Büchern, sondern in der harten Schule des Lebens. Gewiß, es gibt immer auch Menschen, die von gewaltigen Naturen hingerissen diesen Glauben an die willenlose Führung des Menschen durch die Gottheit ihnen nachsprechen, wie Melanchthon das bei Luther tat: aber Paulus hat seinen Gott selbst erlebt als die Macht, die sein Leben so gelenkt hat, wie es kam, die ihn die Straße des Irrens bis zum tiefsten Abgrund geführt hat, um ihn dann mit einem Schlage herauszureißen auf die lichte Höhe seines neuen kraft- und liebevollen Lebens. Auch nicht philosophisch ergrübelt hat Paulus diesen Prädestinationsglauben: er ist nicht Determinismus, überhaupt kein System, sondern Religion. Er ruht nicht auf dem Problem der Willensfreiheit und nicht auf der Erkenntnis der unwandelbaren Gesetzlichkeit alles Geschehens, sondern auf dem Problem: wie kann ich selig werden? und auf dem Gefühl einer wunderbaren, aller Gesetzmäßigkeit widersprechenden Führung durch Gott. Als er sich auf jene Frage nach der Seligkeit seine alte Antwort „durch Werke,. durch eigene Gerechtigkeit" entrissen sah, da stieg ihm die andere Licht und Freude spendend auf: durch den, der „beruft"![3] Gott ist alles, der Mensch ist nichts und doch ein Wesen steter Fürsorge für Gott.

Und wie erkennt man, daß man zu der Schar derer gehört, „die Gott vorher erkannt und vorher bestimmt hat, dem Bilde seines Sohnes gleichgestaltet zu werden, daß er der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern"[4], die Gott dann nach der „Vorherbestimmung" auch durch eine große Stunde ihres Le-

bens „berufen", „gerechtfertigt" d. h. schuldfrei gesprochen und „mit der Glorie beschenkt hat"? Wie erfahren sie es? Sie erfahren es in jener großen Stunde ihres Lebens, da der Glaube über sie kommt durch die Predigt[1], sie erfahren es täglich an der Liebe zu Gott, die seitdem mit nie erkaltender Wärme ihr Herz durchzieht. „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, denen, die nach dem Vorsatz berufen sind, alles zum Guten mithilft"[2].

Freilich dieser Gottesglaube, so beglückend er für den einzelnen ist, der ihn hat und an der Gottesfreude und Gottesliebe in seinem Herzen spürt, daß er einer der Berufenen ist, so schwer und finster wird er, wenn er auf das bunte Leben der Menschen um uns her angewandt werden soll. Darum hat man immer zwei Einwände gegen ihn gemacht, die bis heute noch niemand hat entkräften können, auch Paulus nicht. Der eine Einwand trat ihm entgegen, wenn er an sein Volk dachte, wie es das angebotene Heil von sich gestoßen, ja mit Füßen getreten hatte, Röm. 9—11. Sein Herz voll Liebe will ihm brechen, wenn er daran denkt[3]. Aber er beugt sich der Tatsache: es ist nicht Schuld gewesen, daß es so kam, sondern Verhängnis, d. h. Gottes freie Wahl, wie bei Esau und Jakob: „Noch ehe sie geboren waren, ehe sie etwas Gutes oder Schlechtes getan hatten, . . . ward der Rebekka gesagt: der Aeltere soll dem Jüngeren dienen, wie geschrieben steht: den Jakob liebte ich, den Esau aber haßte ich. Was sagen wir dazu? Geht es mit Unrecht zu bei Gott?"[4]

Das ist die Frage. Und so eilig Paulus antwortet: „Nimmermehr!", so wenig hat er dieses Nimmermehr begründen können[5]. Denn der Schriftbeweis, der nun folgt, wiederholt doch nur die Behauptung des Paulus selbst, rechtfertigt also nach der Auffassung der Zeit wohl des Apostels Ansicht, löst aber die Frage nicht. So schließt denn auch Paulus diesen Schriftbeweis nur mit dem Satz: „Also: wen er will, den begnadigt er, und wen er will, verstockt er"[6]. Unter einer

zweiten Frage bringt er dann einen anderen Grund nach: „Wer bist denn du, o Mensch, daß du mit Gott rechten willst? Darf denn das Geschöpf zu seinem Schöpfer sagen: Warum hast du mich gerade so gemacht? Oder hat der Töpfer nicht Macht über den Ton, aus demselben Gemenge den einen Topf als Prunkgerät, den andern für den verachtetsten Gebrauch zu formen?"[1]. All das schlägt jene Frage nicht nieder; nur immer drohender erhebt sie ihr Haupt! Wenn Gott eine allgewaltige Macht der Willkür ist, wenn er sinnlos des einen sich erbarmt, den andern verstockt, ist dann nicht Ungerechtigkeit seine Haupteigenschaft?

Und die zweite Frage, die das sittliche Leben erhebt, hat Paulus ebenso angeführt, ohne sie zu beantworten: „Wie kann Gott dann noch sittliche Anklage gegen den Menschen erheben"[2], wenn er ihn selber begnadigt oder verstockt? Wo bleibt die Verantwortlichkeit und der freie Wille? Auf diese Frage hat Paulus hier gar keine Antwort gegeben. In Römer 6 hat er sie von einer andern Seite aus gestellt und aufs schärfste die Notwendigkeit eines sittlichen Lebens und die Verantwortlichkeit betont, indem er sich zwei Einwände gegen seine „Gnadenlehre" macht: 1. Sollen wir in der Sünde verharren, damit die Gnade um so reicher werde?[3] und 2. Laßt uns sündigen; wir sind ja nicht mehr dem Gesetz verpflichtet, sondern stehen unter der Gnade![4]. Diesen beiden Ausschreitungen der Prädestinationsstimmung hat Paulus ein schroffes Nein entgegengesetzt: „Nicht soll die Sünde herrschen in eurem Leibe!"[5] Und er hat doch wieder zum Imperativ gegriffen, weil er nicht anders konnte: „Gebet euch Gott hin als solche, die aus dem Tode zum Leben gekommen sind, und eure Glieder Gott als Waffen der Gerechtigkeit!" „Gebt eure Glieder hin als Sklaven" — nicht mehr dem Laster, sondern — „der Gerechtigkeit zur Heiligung!"[6]

Den Widerspruch zwischen seinem Glauben und seinem sittlichen Wollen hat Paulus wohl gefühlt, in der Einheit sei-

nes Lebens aus Gott für Gott war er auch überwunden, aber theoretisch hat er ihn nicht zu überwinden vermocht.

Ein Gedanke war es wohl, der ihm die ganze Schwierigkeit des Problems verdeckte, der Gedanke, daß eigentlich alle Menschen als Sünder den Tod verdient hätten und daß es allein Gottes Liebe sei, die einige rette. Die Prädestination zum Bösen bleibt also aus dem Spiele. Denn Paulus fährt nach dem letzten aus Röm. 9 zitierten Satze also fort: „Wenn aber nun Gott, obwohl er seinen Zorn zeigen und seine Macht kund tun will, doch die ‚Gefäße des Zornes', die zum Untergang bestimmt sind, nicht zerschmetterte, weil er so sehr langmütig ist und den Reichtum seiner Herrlichkeit an den ‚Gefäßen des Erbarmens' zeigen wollte, die er zur Herrlichkeit bestimmt hat?" [1] Selbst die Verzögerung seines Gerichtes über die Bösen ist eine Tat der Liebe bei Gott. — Indessen auch damit ist das Problem nur verschleiert, nicht gelöst. Denn ein grundloses Erbarmen für die einen ist und bleibt doch eine ebenso grundlose Unbarmherzigkeit gegen die anderen. Denn bei einer bloßen Nicht-Barmherzigkeit, welche Gerechtigkeit wäre, kann man nun einmal hier nicht stehen bleiben.

Es ist auch nicht dieser philosophische Begriff, was schließlich im Herzen des Paulus die Einheit gebildet hat, sondern eine ganz andere Empfindung, die sich an einen dritten Einwand anschließen ließe, den man noch erheben könnte. Wo bleibt denn die Liebe zu allen Mitmenschen bei der Vorstellung, daß Gott sich der einen erbarme, die andern aber verstocke? Die Liebe, die alles glaubt und alles hofft [2], wie sie Paulus selbst uns so hinreißend geschildert hat? Der Prädestinationsgläubige kann gar nicht alle lieben, sonst müßte er vor Trauer vergehen. Und er wäre besser als sein Gott, der solchen Schmerz und solche Liebe nicht empfände.

So lange man an Gestalten denkt wie Esau und Pharao [3], die abschreckenden Exempel eines heiligen Buches, wird diese Frage ja nicht brennend; aber sobald uns die Menschen vor





die Seele treten, in deren Augen wir schauen, deren Hände wir drücken, mit denen wir arbeiten und kämpfen, tritt die Ungeheuerlichkeit der Prädestination hervor. Da konnte auch des Apostels Herz nicht mehr weiter folgen. Die Kapitel 10 und 11 des Römerbriefes sind des Zeugen. Paulus hält sein Volk für verloren, und doch: „Brüder, ihr Heil ist der Wunsch meines Herzens und mein Gebet zu Gott“[1]. Sie sind auch gar nicht so verlorene und verdammte Menschen: „denn ich bezeuge ihnen, daß sie um Gott eifern, nur mit Unverstand“. Und so kann er nicht glauben, daß Gott sein Volk verstoßen habe[2]. Zwar ist es jetzt nur ein Rest, der sich bekehrt hat, der Rest, von dem schon die alten Propheten kündeten, die andern sind verstockt[3]; aber diese Verstockung hat einen großen Zweck: sie soll Raum und Zeit schaffen für die Heidenmission[4]. Die Heiden sollen auf den alten Stamm für die weggeschnittenen Zweige eingepfropft werden, die nicht gut waren[5]. Und endlich triumphiert das Herz des Apostels ganz: wenn die Heiden ins Reich Gottes eingegangen sind, wird sich auch das ganze Volk Israel bekehren und eingehen[6]. „Denn Gott hat allein das Gefängnis des Ungehorsams eingeschlossen, damit er sich aller erbarme.“ Als ein „Geheimnis“ mit zitternder Freude in feierlichen Worten hat Paulus diese Sätze geschrieben, sich bewußt das Höchste zu sagen, das er sagen könne, eine göttliche Offenbarung, deren Licht ihm nach mancher schweren Stunde der Anfechtung durch dieses Problem geworden war. So hat er seinen Beruf als Heidenapostel schließlich am höchsten werten zu können gemeint, wenn er ihn im Lichte dieser Offenbarung auffaßte als einen Dienst, durch den er seine Volksgenossen eifersüchtig[7] machen könne, doch auch nach dem zu streben, was die Heiden so gerne annehmen.

Das Licht dieses „enthüllten Geheimnisses“ erfüllt ihn mit Entzücken. Die harte Erfahrung seines Lebens und die Liebe seines Herzens vereinigen sich in dieser kühnen, allzukühnen Hoffnung. Und jubelnd steigt sein Lobgesang empor:

O Tiefe des Reichtums der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!
Wie unerforschlich sind seine Beschlüsse
und unaufspürbar seine Wege!

Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt,
wer ist sein Ratgeber gewesen?

Wer hat ihm zuerst gegeben,
daß ihm wiedervergolten werde?

Denn aus ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge;
ihm die Ehre in Ewigkeit. Amen.

Der weise Mann, dem die Welt keine Rätsel hat, die er nicht gelöst hätte, mag lächeln über solche Hoffnung und solche Hilflosigkeit im Lösen des großen Rätsels, das Gottes Wille und des Menschen Wille in ihrem Nebeneinander, das Abhängigkeits- und Freiheitsgefühl uns stellen; er mag lächeln, zumal eine Geschichte von achtzehnhundert Jahren den Apostel Paulus in seiner Hoffnung, die sich auf Rettung aller Menschen in seiner Generation bezog, glänzend widerlegt hat und die Welt auch heute noch nicht so aussieht, als sollte die Fülle der Heiden und dadurch das Judenvolk zum „Himmelreich" eingehen. Aber eins wird auch der lächelnde Weise erfahren, daß er, wie er auch das große Rätsel menschlichen Daseins entscheide, immer wieder auf Tatsachen trifft, die er nur mit Gewalt für eine einseitige Theorie zurecht biegen kann, sei er ein Prädestinatianer oder nicht, Determinist oder Vertreter der Willensfreiheit.

Paulus hat mit aller Sicherheit seinen Gott als die unwiderstehliche Macht geglaubt, in deren Hand sein und aller Menschen Leben sei wie der Ton in der Hand des Töpfers, und er hat es doch gewagt, an alle Menschen die Forderung zu stellen, sich bekehren zu lassen, und er hat an seine Bekehrten unablässig die Mahnung gerichtet, ein sittliches Leben zu führen. Sein ganzes Leben als Missionar ist ein einziger

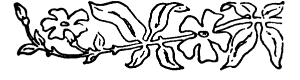
oßer Widerspruch. Gelöst war dieser Widerspruch nur in
r Gewißheit, daß der Gott, dessen starken Arm er erlebt
tte, ein Vater des Erbarmens und Gott alles Trostes sei[1],
ß der Gott und Vater unsres Herrn Jesu Christi[2] auch unser
ter sei, der Gnade und Heil gebe denen, die ihn bitten, wie
ulus es in allen seinen Briefeingängen tut, ein Gott, zu
m er Abba, Vater, rufen könne[3], der seine Liebe bewiesen
be, indem er für Sünder seinen Sohn sterben ließ[4] – der
ott der Liebe und des Friedens[5]. Niemals aber wird diese
edigt von der Liebe Gottes bei Paulus weichlich und un-
hrhaftig, denn hinter ihr steht das Erlebnis jenes gewal-
gen Gottes, der den Menschen mit seiner starken Hand den
eg führt, den er will, und der den Menschen vor seinen
chterstuhl rufen wird, wo alles, auch der geheimste Ge-
nke des Herzens, offenbar werden soll. Und eine Auf-
be gibt es für den, der Gottes väterlichen Ruf an sein
erz gehört hat: würdig zu wandeln dieses Gottes, der
n gerufen hat in sein Königreich und zu seiner Herrlich-
eit[6].

Der Verkehr mit Gott.

Auf zwei Wegen steigt seit den Tagen der Urzeit die
ottheit zum Menschen hernieder, und auf zwei Wegen steigt
ie Menschheit zu Gott empor: Offenbarung und Sakrament,
ebet und Opfer sind diese Wege.

Was das erste und was das zweite sei, ob Offenbarung
n Herzen und das Wort des Herzens an Gott oder das ge-
eimnisvolle Einswerden mit der Heiligkeit der Gottheit und
ie Gabe an sie, wer will es entscheiden? Nur der dürfte
ne Antwort dafür haben, der uns sagen könnte, ob die Men-
hen eher dachten und sprachen, als sie handelten, oder ob sie,
e noch die Sprache sich dem übervollen Herzen entrang, mit
eberde und Handlung darstellten, was mächtig in ihnen war.

Dies aber ist sicher, daß der Weg von der Gottheit zum





Menschen, sei er Offenbarung oder Sakrament, das Frühere ist: nicht der Mensch hat die Gottheit gesucht, sondern die Gottheit suchte den Menschen. Sie tat ihm ihr mächtiges Leben kund und schenkte ihm Teilnahme an ihrem Leben als sein köstlichstes Gut, als die höchste Erhöhung seines Lebens. Religion ist zuerst ein Empfangen, dann erst ein Geben.

So empfand der primitive Mensch, wenn sich ihm in dem immergrünen Baume, in der nie versiegenden Quelle, in dem starr aufragenden Felsen, im Zucken des Blitzes und im Rollen des Donners, im Rauschen des Waldes und in der Seele des Menschen selbst eine Macht des Lebens kund tat, die über seine Kraft ging, damit er von ihr empfange Segen und Leben und ihr gebe den Dank und die Bitte seines Herzens und die Erstlinge seines Gutes. So empfand es der hochgebildete Fromme unsrer Zeiten, wenn er in unsrer matten Gelehrtensprache Frommsein das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit nannte. Dies Gefühl verbindet uns mit dem Fernsten unsrer Ahnen. Erst die Oberflächlichkeit, die Hast und der Lärm unsres modernen Lebens haben vielen die Empfindung für die Töne geraubt, mit denen es in uns allen widerhallt.

Auch für Paulus war dies das Erste und Höchste, daß die Gottheit ihn ergriffen hatte, nicht er sie, und daß sie in seinem Innern zu ihm redete ohne Unterlaß. Seitdem der Christus, der Geist Gottes, in ihn eingezogen ist, hört er diese Rede in seinem Herzen, lauscht er dem, was ihm dort kund wird von Enthüllung der Zukunft, von Deutung der Vergangenheit und von Weisung für das Handeln der Gegenwart, für das Bedürfnis des Tages. Vor Damaskus ist er nicht nur ein Apostel geworden, sondern vor allem ein „Prophet“. Ein Prophet in dem echten Sinne seiner Zeit, nicht ein Orakelgeber.

Unser Religionsunterricht, der in den überlieferten Geleisen geht, hat vielleicht keine schwerere Untat begangen, als die, daß er uns die Propheten in solche Orakelgeber verwan-

delt hat, und dies so sehr, daß man eigentlich kaum versteht, wie es nach Jesus noch Propheten habe geben können. Denn die Propheten hatten auf Jesus zu weissagen, meint man, und mit Johannes dem Täufer ist der letzte dieser Orakelmänner von der Erde verschwunden. Das aber ist der Prophet denen nicht gewesen, die selbst Propheten gekannt haben, und vor allem denen nicht, die selbst Propheten gewesen sind. Von Propheten redet die älteste Christenheit da, wo ihr aus der Fülle des „Geistes", aus dem neuen, großen Erleben hervorquellende freie Rede entgegentritt, aus der die Hörer Erbauung, d. h. sittliches Wachsen, Trost und Zuspruch jeder Art erfahren[1], weil diese Rede aus gotterfülltem Herzen kommt und darum gewaltig zum Herzen spricht. Dabei kann der Prophet freilich die großen Dinge künden, welche der Glaube jener Zeit in die Zukunft malte, jene gewaltigen Katastrophen der Endzeit, von denen Paulus den Thessalonichern sagte, „daß wir Drangsal leiden müssen"[2] und unter denen Agabus besonders gewaltig eine Hungersnot schilderte, die man in bald darauf eintretenden Mißjahren wiederzuerkennen glaubte[3]. Aber auch der ist ein Prophet, wer die Geschichte im Lichte seines neuen Lebens deutet, wie Paulus es Röm. 9—11 tut, oder mit dem hellsehenden Auge dessen, der Gleiches geduldet hat, das schuldgebeugte und sehnsüchtige Herz der Heiden durchdringt, die in die christliche Versammlung kommen: „Wenn alle weissagen und ein Ungläubiger oder Uneingeweihter kommt herein, so wird er von allen überführt, von allen beurteilt, die Geheimnisse seines Herzens werden offenbar. Da fällt er auf sein Antlitz nieder, betet Gott an und bekennt: Gott ist in Wahrheit in euch"[4]. So gewaltig ergreift Prophetenrede das Herz, so unerklärlich ist das Durchschauen der geheimsten Gedanken und Gefühle, daß selbst die Heiden auf die in dem Christen wohnende Gottheit sein übermenschliches Wissen und die Wucht seiner Rede zurückführen müssen. So loderte das Feuer, das der Prophet Paulus in den Herzen seiner Gläu-

bigen angezündet hatte, so brannte es seit dem Tage von Damaskus unauslöschlich in seinem eigenen Herzen. In Gesichten und Offenbarungen, in Worten, die der „Geist Gottes" ihm zuflüsterte, in Bildern, die er ihm zeigte, in neuen Erkenntnissen, die wie aus unendlichen geheimnisvollen Tiefen plötzlich aufquollen, tat sich ihm die Gottheit kund.

Das tiefste Sehnen dieses gottsuchenden Herzens war gestillt, die Buchreligion war vernichtet. Jetzt sprach sein Gott zu ihm nicht mehr aus den papiernen Blättern alter rätselhafter Schriften und aus den steifen Erklärungen spintisierender Gelehrter — da suchte ihn Paulus nur noch, wenn er andern etwas beweisen wollte —, sein Gott sprach zu ihm aus der Feuerflamme, die in seinem Herzen loderte, er sprach zu ihm in der Stille der Nacht und in der Arbeit des Tages. Und Paulus hörte seine Stimme.

Das ist die Religion; so sieht lebendige Religion aus. Und was man seit Jahrhunderten im Protestantismus wider die Schwarmgeister gesagt und was man getan hat, unter uns die Propheten zu töten und der alten Propheten Gräber zu schmücken: es ist alles umsonst gewesen. Zu unserm Segen ist auch unter uns die Religion mächtiger als alte Bekenntnisschriften, und das Leben mit Gott hat sich auch von dem Inspirationsdogma niemals unterdrücken lassen. Es ist etwas ewig Menschliches, das hier wider die Verirrung unsrer Landeskirchen kämpft, und es wird siegen. Wenn alle wissenschaftliche Kritik nichts ändern wird: das religiöse Leben hat zuerst im Pietismus die alte Enge durchbrochen, und wenn der Pietismus sich heute in den meisten seiner Vertreter von seiner alten Gegnerin, der Orthodoxie, hat fangen lassen, so muß eine lebendigere und freiere Frömmigkeit sein Werk aufnehmen und fortsetzen. Denn fromm wird der Mensch, wenn er spürt, daß die Stimme Gottes auch zu ihm spricht, zu ihm ganz persönlich, ganz deutlich, unwiderstehlich.

So redete die Gottheit vor Urzeiten zu den Vätern, so

hat sie auch wieder neu zu Paulus geredet. Das ist das Ewige und doch ganz Neue, ihm persönlich Gegebene an seiner Frömmigkeit. Aber Paulus ist auch ein Kind seiner Zeit, des Altertums. Und so kennt er noch einen zweiten Weg, auf dem die Gottheit zu dem Menschen kommt: das Sakrament. Es gibt nur einen echten Begriff vom Sakrament, den katholischen und lutherischen; alle anderen Begriffe davon, zumal alle modern-theologischen sind nur Verwischungen und Umdeutungen dieses vorchristlichen Gedankens, dessen Widerstreit mit unserer Religion man seit der Reformationszeit in immer steigendem Maße gefühlt hat. Das Sakrament ist der äußere Weg, auf dem sich nach dem Glauben des primitiven Menschen die Gottheit mitteilt und zwar so mitteilt, daß sie dem Menschen an ihrem gewaltigen übermenschlichen Leben und an ihrer Heiligkeit teilgibt. Im Sakrament ißt und trinkt er die Gottheit selbst, oder er macht einen Blutbund mit ihr, indem er sie, d. h. ihren Altar oder Stein oder Pfahl, und dann sich selbst mit dem Blute des Opfertieres bestreicht oder das Opfertier mit seinem Blute ißt. Ein „Genosse"[1], eingetaucht in das geheimnisvolle Leben der Gottheit wird er, indem er den Ritus des Sakraments an sich vollzieht. Aus den längst von den Philosophen überwundenen Tiefen vorgeschichtlichen Lebens hatten sich Reste dieser Anschauung und Bräuche der Art bis in die Kaiserzeit hinein erhalten, ja sie waren im Laufe der letzten vorchristlichen Jahrhunderte zu neuem Leben erwacht. Sie hatten sich mit der Hoffnung auf die Unsterblichkeit verbunden und an den Kult der Licht-, Sonnen- und Frühlingsgottheiten angeschlossen. Indem man in deren „Mysterien" sich einweihen ließ durch das Schauen des Dramas und den Zaubertrank in Eleusis, anderswo etwa durch die Bluttaufe der „Großen Mutter" und des Mithras, durch den Becher und das Brot, das er seinen Gläubigen reichte, gewann man an dem Leben der Gottheit Anteil, „starb" man mit ihr im Winter und in der Nacht, und stand mit ihr auf

zu einem neuen Leben in seliger Frühlingslust und im neuen Tag der Ewigkeit. Das fühlte man, das erlebte man in jenen Mysteriengottesdiensten, und das war man sich bewußt an ihren Sakramenten zu haben. Diese Form der Religion hatte sich eben aufgemacht, die im irdischen Leben unbefriedigte Welt mit ihrer Sehnsucht nach Unsterblichkeit und nach greifbarer, sinnlicher Versicherung eines ewigen, seligen Lebens zu erobern, als Jesus auftrat. Er hat nicht getauft, wenn er sich auch selbst taufen ließ – wie die Taufe des Johannes gemeint war, können wir nicht mehr durchschauen –; er hat kein Sakrament gestiftet, wenn er gleich in jener Nacht das gebrochene Brot und den roten ausgegossenen Wein mit seinem gemarterten Leib und seinem vergossenen Blut verglichen hat. Ein Bild, eine Parabel war es, kein Sakrament. Aber rasch mußte in jener Zeit aus dem Abendmahl ein Sakrament, mußte aus der Taufe Jesu eine sakramentale Weihung aller Jünger Jesu werden. Die Menschen konnten nicht anders. Er aber, dem nichts, was von außen in den Menschen durch den Mund eingeht, den Menschen unrein machen konnte[1], kein Schweinefleisch und kein Getränke, er konnte auch nicht glauben, daß eine heilige Speise den Menschen rein machen und mit dem ewigen Leben beglücken könne.

Wer zuerst das Evangelium durch Aufnahme der zwei Sakramente umgestaltet hat, wissen wir nicht. Es war aber in der Tat der folgenreichste Schritt, den jemals das Christentum gemacht hat. Bei Paulus stehen wir vor der vollendeten Tatsache. Schon sind die Abendmahlsworte in diesem neuen Sinne umgestaltet: nicht mehr ist das Brot das Bild des gebrochenen Leibes, nicht mehr ist der Wein das Blut, vergossen für viele[2], sondern das Brot ist „mein Leib für euch" und der Becher ist „der neue Bund in meinem Blut"[3]. Auf dem, was genossen wird, liegt der Nachdruck und darauf, daß es genossen wird. Schon stehen Taufe und Abendmahl als zwei gleichartige Riten nebeneinander[4], wozu gar keine Veranlas-

sung vorlag als die Analogie der Mysterienkulte. Schon sind Brot und Wein gedacht als Substanzen, in, mit und unter denen man Leib und Blut Christi sinnlich-übersinnlich genießt, durch die man also mit dem himmlischen Wesen in eine reale Verbindung tritt. Niemals ist vielleicht der echte Sakramentsgedanke klarer ausgesprochen worden als von Paulus in 1. Kor. 10, 15—21: die vom Altar in Jerusalem essen, sind „Genossen" des Altars, haben in eigentümlicher Weise teil am „Altar", am Opfer, schließlich am Leben und der Heiligkeit der Gottheit. Die vom Opferfleisch der Heidengötter essen, geraten ebenso in die Gemeinschaft mit den Dämonen. Und als Drittes reiht sich an — das Abendmahl, durch das man in gleicher sinnlicher Weise ebenso in die Gemeinschaft des Leibes des Christus kommt, an Christus Anteil gewinnt, ein Genosse Christus wird. Wie die Gläubigen der Mysterienkulte mit ihrem Gott sterben und leben, so spricht Paulus bereits von der Taufe: „Wißt ihr nicht, daß wir alle, die wir auf Christus getauft sind, auf seinen Tod getauft sind? So sind wir also mit ihm begraben worden durch die Taufe auf den Tod, damit wie Christus aufgeweckt wurde von den Toten durch die Glorie des Vaters, so auch wir im neuen Stande des Lebens wandeln sollen"[1]. Wenn Paulus hier „wandeln sollen" sagt, so hat er einer ursprünglich anders gedachten Anschauung, die oft genug bei ihm vorkommt[2], eine sittliche Wendung gegeben. An sich wirkt das Sakrament durch das Mitsterben auch das Mitleben. So hat man denn auch schon in Korinth für die nicht getauften, also als Nichtchristen gestorbenen Toten sich stellvertretend taufen lassen. Man hat also dem Sakrament bereits damals eine derartig magische Wirkung für das Jenseits zugeschrieben. Und Paulus argumentiert aus diesem Brauch als einem völlig berechtigten und wirksamen Mittel[3]. So tief ist das Sakrament bereits in das Christentum eingedrungen.

Unvermittelt steht bei Paulus die Sakramentsreligion

neben der Religion der Innerlichkeit: bald bringt der Glaube den Geist, bald tut es die Taufe; bald vereinigt der Glaube mit Christus, bald das Abendmahl. Kein Systematisieren hat die beiden Vorstellungsreihen noch vereinigen können. Sie sind nicht zu vereinigen. Denn es sind zwei verschiedene Religionen, die hier zusammengetroffen sind. In den Kern der Frömmigkeit ist zuerst die vorchristliche Religion wieder eingedrungen. Die Jahrtausende alten Empfindungen der Väter verbinden sich mit der neuen Sehnsucht und weben auch um die junge Religion der Innerlichkeit wieder den phantastischen Schleier des Symbols, welches die Menschheit damals noch nicht anders haben konnte als in seiner magischen Auffassung im Sakrament.

Paulus selbst fühlt das Problem gar nicht, das durch das Zusammentreffen der naturhaften Erlösungsreligion der Mysterien mit der sittlichen des Christentums gestellt ist. Wo allerdings seine Gemeinde durch ein unbedingtes Vertrauen auf das Naturhafte in Unsittlichkeit zu versinken drohte, da hat er sie sehr heftig getadelt und ernst gewarnt: das Sakrament rettet nicht vor dem Zorngericht, das Gott dem Sünder bestimmt hat. Auch die Israeliten in der Wüste, sagt Paulus, hatten die Taufe, denn sie waren von der wunderbaren, himmlischen Wolke bedeckt und genetzt, und das Abendmahl, denn sie hatten himmlisches Wunderbrot — das Manna — und tranken Himmelstrank aus dem Felsen, der Christus war; also hatten sie ganz dieselben Sakramente wie die Christen. Und doch wurden sie vom Würgengel getötet, weil sie nachher Götzendienst, Ausschweifung und andere Sünden begangen hatten. „Darum, wer zu stehen meint", d. h. wer durch das Sakrament das ewige Leben bei Gott naturhaft zu besitzen meint, „sehe zu, daß er nicht falle" [1]. In diesem entscheidenden Gedankengange hat Paulus nicht die sittliche Erlösungsreligion gegen die Sakramentsreligion gesetzt, sondern die Religion der sittlichen Vergeltung. Er hat nicht gesagt: als

Gotteskinder könnt ihr nichts Böses tun, tut ihr Böses, so zeigt ihr, daß ihr noch nicht Gotteskinder seid; ihr müßt noch wachsen[1], sondern er hat gemeint, nur durch die alten Vergeltungsgedanken wirken zu können. Eben damit hat er den ersten entscheidenden Schritt zum Katholizismus getan. Denn dieser ist, wenn man es in eine Formel bringen will, die Zusammenfügung der sittlichen Gesetzesreligion mit dem Sakrament. Uebernatürliche, naturhaft vermittelte, an Dingen haftende Gnade und eine gesetzliche Sittlichkeit in eins gesetzt, das ist katholischer Kirchenglaube.

Während das Sakrament sich in seiner Urbedeutung aus den fernen Zeiten primitiven Glaubens nur wenig verändert in die Zeit des Paulus hinübergerettet, ja an Kraft und Verbreitung wieder gewonnen hatte, war das Opfer in seinem vollen Sinn als unmittelbare Speisung der Gottheit schon lange tot. Durch den steten Kampf der Propheten gegen das naive Vertrauen des Volkes auf seine Gaben an Gott hatte das Volk wohl verstanden, was die Griechen ebenso wie ihre Philosophen gelernt hatten, daß die Gottheit zu groß sei, als daß der liebliche Geruch brennender Fettstücke ihr Freude und Lebensbedürfnis sein könne. Immer wieder hatten die Propheten gepredigt, daß Barmherzigkeit besser sei als Opfer, daß Gott nicht glänzenden Kultus, sondern rechte Gesinnung und gerechtes Tun liebe, und so wurde allmählich das Opfer immer weniger als wirkliche Gabe an die Gottheit gedacht: es war Gesetz und Sühne, d. h. Sakrament, geworden. Gott hatte die Opfer geboten, die Opfer zu Jerusalem, die Priester und allen Pomp des Tempels; als Gebote, als einen Teil des Gotteswillens tat man sie. Daneben aber glaubte man an die sühnende, weihende Kraft des Blutes und des Blutbundes, der Besprengungsriten. „Blut" steht darum im Neuen Testament auch so häufig für Opfer.

Für Paulus war das Opfer mit dem Gesetz prinzipiell abgetan. Zur Seligkeit nötig ist es so wenig wie das Gesetz.

Das einzige Opfer, das die Christen bringen müssen, ist das Opfer ihres Leibes, den sie als eine lebendige, heilige, Gott wohlgefällige Gabe darbringen können — der einzige „vernünftige Gottesdienst", den es gibt[1]. In diesen Worten liegt die stärkste Kritik des Opfers, die Paulus je ausgesprochen hat. Unvernünftig ist es, Tiere zu opfern, „ein Männlein ohne Fehl": ein Menschenleib, unbefleckt von Sünde, ist Gottes schönste Freude.

Wie wir gesehen haben, hat Paulus nicht immer diese Innerlichkeit festhalten können: das Opferessen als Sakrament war ihm eine Wirklichkeit. Und weiter. Im Drang des Augenblicks, um den Tod Jesu als Heilstod gegen jüdische Angriffe zu verteidigen, griff auch er wie die ersten Jünger zum Opferbegriff zurück. Christus ist ihm das große Opfer der Christen, sein Blut hat die Sühne gebracht[2]. Er ist als unser Passahlamm geopfert worden[3].

An dieser Stelle ist das zweite Einfallstor des Polytheismus in die Religion der Innerlichkeit, der frommen Gesinnung gewesen. Erst nur ein Bild, fing das Opfer allmählich wieder an, eine Wirklichkeit zu werden. Mit der Entstehung der Messe, mit ihrem immer erneuten, wenn auch unblutigen Opfer war der Sieg des Polytheismus entschieden. Die Menschen wollten wieder Opfer haben wie ihre Väter sie hatten, Entlastungen der Seele, Ersatz für die mangelnde Bereitwilligkeit zu jenem vernünftigen Opfer des eigenen Leibes.

Am merkwürdigsten aber ist, daß wir nicht mit Gewißheit sagen können, ob Paulus selbst noch als Christ im Tempel zu Jerusalem geopfert hat oder nicht. Von den Jüngern Jesu kann man es fast mit Sicherheit annehmen. Nach der Apostelgeschichte[4] hat es auch Paulus getan, und es liegt kein besonderer Grund vor, diese Tatsache zu bezweifeln. Eine Sicherheit läßt sich nicht gewinnen, da das Opfer schon im Judentum eine zu geringe Rolle spielte. Im Kampf mit den Judaisten wird es nie als eine ihrer Forderungen erwähnt. Für die Juden



außerhalb Jerusalems hatte es ja auch kaum eine Bedeutung. Ein wirklicher Kampf gegen das Opfer ist erst später im Christentum geführt worden: erst der Hebräer- und der Barnabasbrief haben das Opfer feierlich für abgetan erklärt und große Beweise dagegen geschmiedet.

Mag es Paulus nun wie immer mit dem Opfer gehalten haben: nicht das Opfer, sondern das Gebet ist der Weg gewesen, auf dem er seines Gottes Gaben und die Gemeinschaft mit ihm gesucht hat. Christenleben heißt ihm Freude und Gebet:

„Freuet euch allezeit, betet ohne Unterlaß, danket für alles: das ist der Wille Gottes in Christus Jesus an euch.“[1]

„Freuet euch in dem Herrn allezeit. Noch einmal sage ich es: freuet euch! Lasset allen Menschen eure Lindigkeit kund werden! Der Herr ist nahe. Sorget nichts, sondern die Anliegen, die ihr habt, bringet vor Gott mit Gebet, Flehen und Danksagung. So wird der Frieden Gottes, der alles Denken übersteigt, eure Herzen und Gedanken bewahren in Christus Jesus“[2].

Das ist der Grundton des Christenlebens nach Paulus. Schöner hätte auch Jesus nicht das Leben der Kinder Gottes beschreiben können. Wie Strahlen sonnigen Lichtes brechen solche Worte aus den schweren, dunklen Massen Paulischer Streittheologie hervor.

Und wie er anderen das Christenleben beschrieb, so hat er es selbst ihnen vorgelebt. Keinen Brief fängt er an, dessen übliche Grußformel er nicht in eine Bitte um Gnade und Heil von Gott und unserm Herrn Christus verwandelt hätte, keinen Brief schließt er, ohne in irgend einer Form zu beten: „Die Gnade unseres Herrn sei mit euch. Amen.“ Und an den Gebetsruf schließt er überall ein längeres Eingangsgebet an — außer im Galaterbrief, wo es für ihn unwahrhaftig gewesen wäre, zu beten und zu danken: so sehr war er erregt über den Abfall seiner Gemeinde. Dafür hat er der Schlußbitte

dieses Briefes noch ein herzliches „meine Brüder“ hinzugefügt, das sich sonst in keinem Brief findet.

Heute, wo so viele diese Eigenart des Apostels nachahmen, ist es uns wirklich schwer gemacht, sie in ihrer ganzen Frische zu empfinden. Es sind für uns so abgegriffene oder liturgisch versteinerte Formen, daß wir nicht mehr recht nachfühlen, wie kraftvoll und originell sie einst einem frommen, gotterfüllten Herzen entquollen. Denn eigenartig ist Paulus in diesen Gebetsrufen gewesen, wie sehr man ihm auch anmerkt, daß er in einem Volke aufgewachsen ist, das seit Jahrhunderten Psalmen und Liturgieen sang. Man muß diese Gebetsrufe schon im Urchristentum als so sehr für Paulus charakteristisch gekannt haben, daß fast alle, die auf seinen Namen nachher Briefe schrieben, diese Stileigentümlichkeit nachahmten. Freilich ein volles Bild von der Art, wie Paulus betete, geben auch die längeren Dankgebete am Anfang der Briefe nicht; dazu sind sie viel zu fein stilisiert und gehen sie nach den ersten Worten, die sich an Gott richten, zu schnell in eine Anrede an die Gemeinden über. Paulus ist eben zu keusch gewesen, selbst in vertrauten Briefen seinen Gemeinden schriftlich etwas im eigentlichen Sinne vorzubeten.

Wie er die Freude allezeit bewahrt und durch die Danksagung für alle Dinge und Widerfahrnisse genährt hat, davon ist sein Gebet im Eingang des zweiten Korintherbriefes ein schöner Beweis:

„Gelobt sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, der uns in all unsrer Trübsal tröstet, damit wir zu trösten vermögen, die in irgend einer Trübsal sind, durch den Trost, durch den wir selbst von Gott getröstet werden. Denn wie wir des Christus Leiden reichlich erfahren, so erfahren wir auch reichen Trost durch ihn. Leiden wir, so geschieht es euch zu Trost und Heil, werden wir getröstet, so ist es euch zum Trost, der sich auswirkt in Ertragung derselben Leiden, wie wir sie er-

fahren. Und wir haben gute Hoffnung für euch; denn wir wissen, daß ihr wie an unsern Leiden, so auch an unserm Trost Anteil haben werdet."

Das Gebet ist dem Apostel das Schönste am Christenleben. Der eigentlichste und beste Erfolg der großen Kollekte werden die Worte herzlichen Dankes sein, die aus dem Munde der Empfänger zu Gott emporsteigen[1]. Der Erhörung seines Bittgebets ist der Apostel ganz sicher; oft spricht er seine Bitte für andere in der Form der sicheren Zukunft aus: „Er wird euch auch fest machen bis zum Ende, sodaß euch niemand wird anklagen können am Tage unseres Herrn Jesu Christi."[2] In gleicher Weise tritt in dem Anfangsgebet des Philipperbriefs nach dem Dank nicht die Bitte, sondern die Gewißheit auf:

„Ich danke meinem Gott, so oft ich euer gedenke — denn allezeit, wenn ich bete, bitte ich für euch, und das mit Freuden – für euer festes Halten beim Evangelium vom ersten Tage an bis zu dieser Stunde, indem ich fest darauf baue, daß, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden bis zum Tage Jesu Christi."

Wie er für seine Gemeinden immer betet, so bittet er sie auch wiederum um ihr Gebet: mit ihm sollen die Römer „kämpfen" im Gebet, daß er aus den Händen der Juden gerettet und ihnen „durch ihr Gebet selbst geschenkt werde"[3]. Und in fröhlicher Hoffnung hat er den Philippern, die ihn unterstützt hatten — sie waren die einzige Gemeinde, von der er solches annahm –, gesagt, daß er ihnen nur vergelten könne durch das Gebet. Aber der Kraft dieses Gebetes ist er ganz sicher, so sicher wie ein Kind: „Mein Gott wird euch alles, was ihr nötig habt, reichlich geben, seinem Reichtum entsprechend"[4].

Auch Paulus ist nicht immer erhört worden, aber stets ward er gehört von seinem Gott. Wider das schwere Leiden seines Lebens hat er dreimal den Herrn angerufen; aber nicht





Gesundheit und nicht Erleichterung ward ihm zuteil, sondern die Antwort: „Die Kraft vollendet sich in der Krankheit, meine Gnade muß dir genug sein"[1]. Es „antwortet" dem Betenden hier dieselbe Stimme, die Jesus sprechen läßt: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe, die innigste Frömmigkeit, die auch durch Leid und Not hindurch an Gott nicht zweifelt.

Auch darin gleicht des Paulus Gebet dem Beten Jesu, daß seine erste Bitte und sein vornehmster Inhalt die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes ist, wenn man dieses Reich im Sinne des Apostels als Friede und Freude im heiligen Geist versteht[2]. Die vierte Bitte nimmt nur einen kleinen Raum in den Gebeten des Paulus ein. Bei ihm ist es nicht wie in unsern offiziellen Kirchengebeten, wo sie alles andere fast ganz verschlungen hat — denn auch die Kirche und ihre Diener, denen ein so großer Teil dieser Gebete und der erste, vornehmste Platz eingeräumt ist, gehören zur vierten Bitte und nicht zur zweiten, sind „täglich Brot" und nicht sichtbares Reich Gottes. Aeußere Güter erbittet Paulus für sich in seinen Briefen nur, um andern zu helfen. So betet er um gute Reise[3]. Er dankt für Rettung aus Gefahr[4], für Bewahrung vor einem leicht zu mißdeutenden Schritt in der Missionspraxis[5] und ähnliches. Allermeist liegt ihm die Sorge für inneres Wachsen und Erstarken seiner Gemeinden auf dem Herzen, und in den herzlichsten und gütigsten Worten hat er sie in Gebets- und Segenswünschen kund getan: „Gott ist mein Zeuge, wie ich mich sehne nach euch allen mit der Innigkeit Christi Jesu. Und darum bete ich, daß eure Liebe noch mehr und mehr reich werde in Erkenntnis und allem sittlichen Gefühl, damit ihr prüfen lernt, was gut oder böse ist, damit ihr rein und unanstößig werdet auf den Tag Christi, erfüllt mit Frucht der Gerechtigkeit, wie sie durch Jesus Christus kommt, zum Preise und Lobe Gottes"[6]. Auf diesen Ton ist auch sein Dank gestimmt: „Wir danken Gott allezeit für euch alle, indem wir von euch reden in unsern Gebeten, da

wir ohne Unterlaß gedenken eures Glaubenswerkes und eurer Liebesmühe und eures Beharrens in der Hoffnung auf unseren Herrn Jesus Christus im Angesicht unseres Gottes und Vaters"[1].

Diese wenigen Beispiele mögen für viele sprechen. So hat Paulus gebetet. Nirgends tritt uns seine tapfere, kernige, gütige und liebevolle Persönlichkeit so entgegen wie in seinen Gebeten. Unsere Gebete sind unsere Richter, nicht weniger als unsere Hoffnungen; denn sie sind das Wollen unserer Hoffnungen. Leider ist, wie gesagt, gerade ein Umstand, der des Paulus hinreißende Kraft im Gebet beweist, uns jetzt die Ursache geworden, daß wir sie so oft nicht erkennen: der Umstand nämlich, daß die Kirche bis auf den heutigen Tag von seinen Gebeten lebt und so viele sie bis jetzt einfach nachahmen. Dadurch klingt uns manches nicht mehr so echt, wie es einst gemeint war. Wer sich von diesem Eindruck losmachen kann, der findet eine Fülle des Echtmenschlichen, Reinen, Gütigen und Starken in allen Gebetsworten des Apostels.

So betete Paulus „mit der Vernunft". Daneben aber kannte er die höchsten Augenblicke des Gebetes, in denen es in seiner Seele und aus seinem Munde „Vater" schrie[2], und wiederum jene stillen und doch so starken Stunden, in denen der „Geist" in seinem Herzen an seiner Stelle zu Gott redete mit unaussprechlichen Seufzern[3]. Auch ihm waren es die höchsten Zeiten seines Lebens, wenn er so, ergriffen von der Gewißheit, daß er seinen Vater gefunden habe, hingerissen und emporgetragen vom Gottesgedanken, jenes wortlose Gespräch des Herzens mit Gott, jene heiße Sehnsucht erlebte, in der selbst das Gebet verschwindet in dem einen Gefühl:

Laß mein Herz
überwärts
wie ein Adler schweben
und in dir nur leben.

Die neue Gemeinschaft.

Jede Religion strebt nach Gemeinschaft. Hat der Mensch „Leben und volles Genüge" gefunden, so strömt es aus seinem vollen Herzen über. Aus dem Glauben kommt die Predigt wie aus der Predigt der Glaube. So schlingt sich um die Menschen ein Band gemeinsamen Erlebens, das stärker ist als die Bande der Gesellschaftsklasse und des Staates, des Volkstums und der Rasse, ja selbst der Ehe und der Familienliebe. Jede enthusiastische Religion zumal wird zur „Schwärmerei". So sucht auch des Paulus Glaube Genossen und Gemeinschaft: er treibt zur Mission.

Gerade in der enthusiastischen Religion liegt eine große Gefahr nach dieser Seite, die Gefahr der Mystik, im selbstsüchtigen Genuß der Gottheit zu versinken, sich den andern zu verschließen, sich über das „unheilige Volk", die „verlorene Masse" erhaben zu fühlen. Nicht bloß theologisch verbildete Religion, Pharisäismus und Dogmatismus, sondern auch enthusiastische Religionsformen, Erweckungen und Gemeinschaften, verfallen oft in diese religiös-aristokratische Verengung des frommen Lebens.

Paulus ist ferne davon. Sein innerstes Wesen ist herzliche Liebe. Mag ihn Gott mit noch so großen Erlebnissen, mit Zungenreden und Visionen, mit Offenbarungen und Ekstasen begnadigt haben: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen rede und habe keine Liebe, so bin ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich Weissagung habe und weiß alle Geheimnisse und die ganze Erkenntnis und wenn ich den ganzen Glauben habe zum ‚Bergeversetzen', und habe keine Liebe, so bin ich nichts." Nicht als Mystiker in sich versinkend erlebt er seine Religion. Die Liebe, der heiße Drang seines Herzens, gebietet ihm, sein Innerstes andern zu öffnen, um sie zu werben, sie teilnehmen zu lassen an dem, was ihre Herzen ebenso fröhlich und stark,

glücklich und selig machen soll, wie das seine geworden ist.

Dazu kommt aber noch das andere, daß auch in dem Kern seiner Frömmigkeit das Gemeinschaft Suchende und Bildende liegt. Er hat seine Religion wohl in besonderer Weise erlebt, aber doch so, daß er hineingenommen worden ist in den Christus, der den ganzen Körper der Christenheit bewohnt, hineingetaucht in jenes gewaltige Meer des heiligen Geistes, das in allen andern ebenso wie in ihm wogt und braust. Er ist dadurch der Teil eines großen Organismus geworden, an dem jedes Glied gleich hoch steht und gleich viel für das Ganze bedeutet, das nur leben kann, wenn alle sich frisch und hilfreich regen. Denn wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit[1]. Das macht des Apostels Mystik so rein, daß sie gleich weit entfernt ist von frommer Selbstsucht wie von frommer Selbstüberhebung. Er erlebt Religion nur so, daß er in eine große Gemeinschaft mit andern eintritt und anerkennt, daß in ihnen allen dieselbe Kraft wirkt, und daß sie jeder in der eigenartigen Weise betätigt, die seinem Dasein für das Ganze einen besonderen Wert verleiht. Es ist ihm keine höfliche Heuchelei, sondern einfach Wahrheit, wenn er den Römern[2] sagt: „Mich verlangt, euch zu sehn; ich möchte euch gerne etwas bringen von geistlicher Gabe zu eurer Bestärkung, das heißt: ich möchte unter euch weilend mit euch getröstet werden durch den Glauben, den wir haben, ihr und ich." Das ist des Paulus Kirchenbegriff: ein Organismus von Menschen, die dasselbe Erleben zu einander geführt hat und dienende Liebe aneinander bindet. Oder vielmehr: das ist nicht sein „Begriff" von „Kirche", sondern die Gemeinschaft, in die ihn sein neues Leben hineingestellt hat, die „Gemeinde Gottes". Die Christenheit hat später damit ebensowenig auskommen zu können geglaubt wie mit der ähnlichen Gemeinschaft der Jünger Jesu. Als das Erleben zu schwach war, erfand man Glaubensregeln und Symbole, als die Liebe nicht mehr zusammenhielt, mußten Gesetzesparagraphen diese Arbeit tun. Und so

oft in der Geschichte des Christentums neue Ansätze gemacht wurden, über Glaubensbekenntnisse und Gesetze hinauszukommen, immer wieder erfolgte derselbe Fall, den man ruhig den Mut haben sollte einen Fall zu nennen, auch wenn der „Fall“ keine geschichtliche Kategorie ist und man die Notwendigkeit dieses Falls noch so sehr einsieht. Wird das niemals anders werden? Wird niemals das Gesetz sich ausrotten lassen in der Religion der Gotteskindschaft und werden, die da unter uns herrschen, immer wieder Gewalt üben wollen, statt dienen?

Die neue Sittlichkeit.

Mit der Schilderung der neuen Gemeinschaft sind wir schon aus dem Gebiet des religiösen Lebens hinübergetreten in das des sittlichen. Auch für dieses bedeutet des Paulus Erlebnis vor Damaskus eine neue Epoche, wenn gleich auch hier Paulus nur wiederentdeckt hat, was Jesus in anderer Weise vor ihm erlebt und gepredigt hatte.

Zwei große Erkenntnisse sind es, die Paulus der Menschheit für ihr sittliches Leben gewonnen hat. Einmal die Wahrheit, daß Sittlichkeit im vollen Sinn und in höchster Kraft nur erblüht in der Sonnenglut eines religiösen Enthusiasmus. Als Pharisäer konnte er die Werke des Gesetzes nicht tun, obwohl heilig, gerecht und gut war, was es gebot. Er wollte Sittlichkeit üben unter dem bloßen Zwang des „Du sollst!“ Er konnte es nicht, sondern fiel von einer Sünde in die andere. Aber als er sich das Todesurteil gesprochen hatte, als er gestorben war, um nun ganz neu zu leben, da hatte in diesem gewaltigen Umschwung seines Lebens sich eine Kraft entfaltet, die alle Wurzeln der Selbstsucht in ihm vernichtete, die ihn trieb, nur noch für Gott und die andern zu leben. Statt der Werke, die er nicht hatte tun können, erwuchs in seinem Herzen, ihm und andern zum Segen, die „Frucht des heiligen Geistes“: Liebe, Freude, Friede, Langmut, Milde, Edelmut, Treue, Sanftmut, Enthaltsamkeit[1]. Es ist eine ganz

neue Art der Sittlichkeit, die dem Christentum entspricht. Nicht mehr regiert über den Menschen das „Du sollst", sondern das „Ich will"; wie die Blüte aus der Knospe, wie die Frucht aus der Blüte, so wächst aus dem umgewandelten Menschen die Sittlichkeit hervor. Das gewaltige Glücksgefühl, welches das neue religiöse Leben ins Herz ausgießt, vernichtet alles Streben nach kleinen Lustgefühlen, die zur Sünde treiben. Nicht zwei Seelen wohnen in des Christen Brust, sondern ein einziger, neuer Mensch. Sittlichkeit und Neigung sind hier versöhnt in der Wärme religiöser Begeisterung. So haben es Jesus und Paulus gemeint, so hat es Luther wieder entdeckt. Aber auch ein Mann wie Angelus Silesius ist nicht fern vom Reiche Gottes, wenn er in der gezierten Sprache seiner Tage sagt:

> Fragst du, warum ein Christ sei fromm, gerecht und frei,
> So fragest du, warum ein Lamm kein Tiger sei.

Oder wenn er dieser Erfahrung eine etwas andere Wendung gibt und eine tiefe Empfindung echter Güte so schön in die Worte kleidet:

> Die Ros' ist ohn' Warum, sie blühet, weil sie blühet,
> Sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.

„Sie blühet, weil sie blühet": das ist christliche Sittlichkeit, die alle Gesetzlichkeit überwunden hat. Sittlichkeit zur andern Natur geworden: das ist das große Geheimnis der höchsten Seelen. Paulus hatte noch manche Schlacken in seinem Wesen; aber er war doch so durchdrungen von dem Neuen, Großen in seinem Leben, daß er sich in schweren Fragen auf eine „Offenbarung" des Unbewußten in seinem Herzen verlassen konnte und daß sein bewußtes sittliches Leben solche Worte gefunden hat, wie sie in 1. Kor. 13 oder Römer 12 erklingen, Worte, die auch wenn sie in keiner heiligen Schrift ständen zum kostbarsten Besitz der Menschheit gehören würden.

Die zweite große Erkenntnis, die der Apostel erlebt hat,

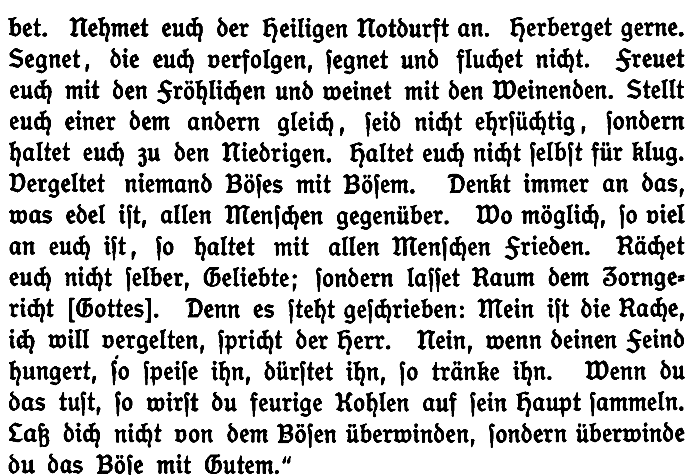
vernichtet die gesetzliche Sittlichkeit nach ihrer Form. Sittlichkeit entwickelt sich geschichtlich in einzelnen Geboten. Erst langsam und ganz allmählich werden diese Gebote begriffen als Einzelzüge eines Ideals. So hat Jesus in seiner Erklärung der „Gebote" [1]: du sollst nicht töten, nicht ehebrechen u. s. w. gezeigt, wie ihm hinter und über diesen Geboten ein Ideal reiner Gesinnung stehe, in der alle diese Gebote vertieft und vereinheitlicht werden, ja aus dieser Gesinnung heraus hat er die Gebote zum Teil geradezu umgekehrt. Nicht ein neues Gesetz sollte das sein, sondern eine Sammlung von Beispielen einer „besseren Gerechtigkeit" [2], die sich aus der Innerlichkeit ableiten lasse. Auch Paulus hat nicht wieder ein neues Gesetz christlicher Sittlichkeit aufgestellt, sondern von Christen eine freie Ueberlegung in allen sittlichen Fragen gewünscht. Natürlich hat er eine Fülle sittlicher Einzelgebote gegeben, aber gleichsam nur als Ueberschriften über ganze Kapitel eigener Lebensentscheidungen.

So hat er uns vorhin die Frucht des Glaubens, so hat er ein andermal [3] die Liebe geschildert, wie sie durch reifes christliches Nachdenken in Einzelforderungen verwandelt wird:

> Die Liebe ist langmütig, gütig ist die Liebe, sie neidet nicht,
> sie prahlt nicht, sie bläht sich nicht auf,
> sie handelt nicht unedel, sie sucht nicht ihren Vorteil,
> sie läßt sich nicht erbittern, sie trägt das Böse nicht nach,
> sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freut sich vielmehr mit der Wahrheit.
> Alles deckt sie zu, alles glaubt sie, alles hofft sie, alles duldet sie.

Und im 12. Kapitel des Römerbriefes hat er eine ganze Fülle der edelsten sittlichen Gebote gegeben:

„Die Liebe sei nicht falsch. Hasset das Arge, hanget dem Guten an. Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich, einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor. Seid im Eifer unverdrossen, im Geiste feurig. Dienet dem Herrn. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Ge-



bet. Nehmet euch der Heiligen Notdurft an. Herberget gerne. Segnet, die euch verfolgen, segnet und fluchet nicht. Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden. Stellt euch einer dem andern gleich, seid nicht ehrsüchtig, sondern haltet euch zu den Niedrigen. Haltet euch nicht selbst für klug. Vergeltet niemand Böses mit Bösem. Denkt immer an das, was edel ist, allen Menschen gegenüber. Wo möglich, so viel an euch ist, so haltet mit allen Menschen Frieden. Rächet euch nicht selber, Geliebte; sondern lasset Raum dem Zorngericht [Gottes]. Denn es steht geschrieben: Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr. Nein, wenn deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich nicht von dem Bösen überwinden, sondern überwinde du das Böse mit Gutem."

Das sind gewiß eine große Zahl einzelner Gebote; aber sie alle sind mit vielen andern unter die Ueberschrift gestellt:

„So ermahne ich euch nun, Brüder, bei der Barmherzigkeit Gottes, eure Leiber darzubringen als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer, als euren vernünftigen Gottesdienst. Und gestaltet euer Leben nicht gleich dieser Welt, sondern erneuert euch durch Verwandlung eures sittlichen Gefühls, damit ihr verstehen lernt, was der Wille Gottes ist, das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene."

Also ein einheitliches neues sittliches Empfinden, ein neues Gewissen soll entstehen, nicht ein neues Gesetz. Gebote sind nur Beispiele. Darum muß es auch erlaubt sein, aus der neuen Gesinnung heraus, die der Apostel nach Europa getragen hat, ihn selber zu beurteilen und Reste des Judentums, die ihm noch anhängen, wie die Verschiebung der Rache auf Gott und die „feurigen Kohlen" aus den Sprüchen Salomos, abzulehnen. Denn auch uns Spätergeborenen gilt noch seine Mahnung: „Brüder, was wahr ist, was ehrwürdig, was gerecht, was rein, was lieblich, was wohllautend, was eine Tu-

gend, ein Lob ist, dem denket nach!"[1] Und danach muß der nächste Satz sich richten lassen: „Was ihr auch gelernt und empfangen und gehört und gesehen habt bei mir, das tut."

Es ist eine der kühnsten Hoffnungen des Christentums gewesen, die Menschheit auf eine solche Höhe heben zu können, daß jeder einzelne seine Sittlichkeit sich selber zu schaffen vermöge, eine Utopie, so hoch wie keine andere bis jetzt in Menschengemütern entstand. Nachdem vierzehn Jahrhunderte diese Utopie scheinbar glänzend widerlegt hatten, hat die Reformation sie wieder aufgenommen, während die katholische Kirche mit ihrer kasuistischen Ethik, zumal im Jesuitismus, sie endgültig aufgegeben hat und wieder auf die Stufe der Gesetzlichkeit heruntergestiegen ist: man kann alle Einzelgebote dort von Priestern oder aus Büchern lernen.

Werden die Reformationskirchen die Kraft haben, diese große Hoffnung des Christentums, diese neue Stufe der Ethik wirklich ins Leben umzusetzen? Wird es ihnen gelingen, die Massen in Persönlichkeiten umzubilden mit eigenem Gewissen, mit eigenem sittlichen Denken? Welch eine ungeheure Arbeit der Volkserziehung macht allein diese eine große Hoffnung nötig! Welche Fülle von sozialen Einrichtungen über die Schule hinaus muß dieser Hoffnung zu Hilfe kommen, wenn sie einmal Wahrheit werden soll!

Wenn unsere Hoffnung sich in Arbeit wandelt, brauchen wir nicht zu verzweifeln.

Die Entstehung des Christentums und Nietzsches Kritik der Frömmigkeit des Paulus.

Nach dem Tode Jesu bereits hat die sittliche Erlösungsreligion, die mit Jesus in die Welt eingetreten ist, ihre entscheidendste Umbildung formeller Art erlebt, indem sie sich aus der Religion der Gotteskindschaft in den Glauben an die Christusnatur des Menschen Jesus wandelte. Die Visionen, in denen die Jünger ihren Herrn lebend sahen, schienen zu be-

zeugen, daß er ein Himmelswesen, kein Mensch gewesen oder wenigstens in den Himmel erhöht worden sei. Die Jünger forderten darum Glauben an ihn als den zu Gott erhöhten Messias und an die Auffassung seines Todes als eine von Gott verordnete Sühnung für die Sünden. Mit dem Erlebnis der Auferstehung und mit diesem Dogma vom Tode des Messias beginnt die Christusreligion, das Christentum im engeren Sinne.

Aber erst Paulus hat sie zum Siege geführt und zur Vollendung gebracht durch seine Christusmystik. Wo heute noch, wie bei echten und wahren Pietisten, die alten Formen des Glaubens mit lebendiger Frömmigkeit verbunden sind, da sind sie von dieser Christusmystik getragen, vom „lebendigen Christus". Daß diese Formel auch von kaltsinnigen Konservativen bloß als Mittel gebraucht wird, um unbequeme Gegner kirchenpolitisch zu vernichten, ändert nichts an der Tatsache, daß die Christusmystik heute noch Leben und Glut die Fülle hat.

Darum allein auch hat Nietzsche so heftig mit Paulus um dieser seiner Christusmystik willen gehadert in leidenschaftlicher Anklage, als ob er einen lebenden Gegner vor sich hätte:

„Die ungeheuren Folgen dieses Einfalls, dieser Rätsellösung wirbeln vor seinem Blicke, er wird mit einem Male der glücklichste Mensch, — das Schicksal der Juden, nein, aller Menschen scheint ihm an diesen Einfall, an diese Sekunde seines plötzlichen Aufleuchtens gebunden, er hat den Gedanken der Gedanken, den Schlüssel der Schlüssel, das Licht der Lichter; um ihn selber dreht sich fürderhin die Geschichte! Denn er ist von jetzt ab der Lehrer der Vernichtung des Gesetzes! .. Mit Christus eins geworden — das heißt, auch mit ihm der Vernichter des Gesetzes geworden; mit ihm gestorben — das heißt, auch dem Gesetze abgestorben! .... Jetzt ist das Gesetz tot, jetzt ist die Fleischlichkeit, in der es wohnt, tot — oder wenigstens in fortwährendem Absterben, gleichsam verwesend. Noch kurze Zeit inmitten dieser Verwesung! — das ist das Los des Christen, bevor er, eins geworden mit Christus, auf-

ersteht mit Christus, an der göttlichen Herrlichkeit teilnimmt mit Christus und „Sohn Gottes" wird gleich Christus. — Damit ist der Rausch des Paulus auf seinem Gipfel, und ebenfalls die Zudringlichkeit seiner Seele, — mit dem Gedanken des Einswerdens ist jede Scham, jede Unterordnung, jede Schranke von ihr genommen, und der unbändige Wille der Herrschsucht offenbart sich als ein vorwegnehmendes Schwelgen in göttlichen Herrlichkeiten. — Dies ist der erste Christ, der Erfinder der Christlichkeit! Bis dahin gab es nur einige jüdische Sektierer."

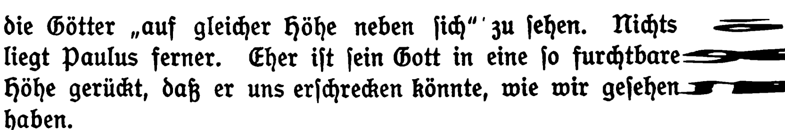
An einer anderen Stelle (S. 182) vergleicht er ihn mit Frau von Guyon und erhebt dabei denselben Vorwurf:

„Da steht Frau von Guyon unter ihresgleichen, den französischen Quietisten: und alles, was die Beredtsamkeit und die Brunst des Apostels Paulus vom Zustande der erhabensten, liebendsten, stillsten, verzücktesten Halbgöttlichkeit des Christen zu erraten gesucht hat, ist da Wahrheit geworden und hat dabei jene jüdische Zudringlichkeit, welche Paulus gegen Gott hat, abgestreift, dank einer echten, frauenhaften, feinen, vornehmen, altfranzösischen Naivetät in Wort und Gebärde."

Auch hier kann man Nietzsche nicht wie so vielen modernen Gegnern des Christentums den Vorwurf machen, er kenne das gar nicht, was er tadele. Es ist auch richtig, daß bei Frau von Guyon das Erleben Gottes weicher, feiner und frauenhafter ist als bei Paulus; es ist aber auch um ebensoviel unsicherer und schwankender, es ist von Katastrophen durchzogen und voll von schweren Schwächenanwandlungen. Ebenso macht es bei weitem mehr den Eindruck des Krankhaften als das fromme Leben des Paulus. Frau von Guyon lebt eigentlich fast nur in abnormen Zuständen, jedenfalls lebt sie von ihnen, und für die ganze Zeit ihres frommen Lebens gilt, was Kerner von der „Seherin von Prevorst" schreibt: sie macht den Eindruck eines schon gestorbenen und zwischen Diesseits und Jenseits schwebenden Menschen, so hochgradig ist ihre nervöse

Erregtheit. Paulus macht trotz der Anfälle „des Satansengels" und trotz seiner Visionen dagegen durchaus den Eindruck eines gesunden Mannes in der Vollkraft seiner Jahre, den nicht Gefahren zu Wasser und zu Lande, nicht Strapazen und Entbehrungen, nicht Kasteiungen und grausame Strafen aus der Bahn zu werfen vermögen. Nirgendwo findet man bei Paulus solche unendlichen Stimmungsschilderungen wie bei Frau von Guyon. Knapp, klar und scharf, männlich und fest, klug und verständig, ernst und trotzig ist des Paulus Wesen und das Wesen seiner Frömmigkeit, trotz seiner Verzückungen. Uebrigens sind diese keineswegs sehr häufig gewesen; er lebt nicht wie die Quietistin von ihnen und empfindet die ruhigen Stunden seines Lebens nicht als schlimme, gottferne Unterbrechung eines nur der Kontemplation und der Ekstase gewidmeten Lebens. Er hat gewiß viel in der ekstatischen Sprache der „Zungenrede" gesprochen, „mehr als die andern alle" [1], aber er muß schon vierzehn Jahre zurückgehen, um auf so hohe Gemütszustände wie jene Verzückungen ins Paradies und in den dritten Himmel zu treffen [2]. Gewiß ist die Frömmigkeit des Paulus verwandt mit der jener verzückten Visionärin; aber sie ist mehr als Verzückung, sie ist stetes, ruhiges, beglücktes, tapferes Leben im Geist oder in Christus.

Aber eben das nennt ja Nietzsche eine Zudringlichkeit gegen Gott, die jede Scham vermissen lasse. Nun ist die Formulierung des Gedankens, wie sie an der zuletzt zitierten Stelle auftritt, sehr unglücklich. Denn nur ganz selten spricht Paulus von einem Leben in Gott. Nicht eine echt jüdische Zudringlichkeit gegen Gott hat Paulus, sondern eine echt jüdische Ehrfurcht vor Gott. Eine Ehrfurcht, die das Gefühl, das andere Völker ihren Göttern gegenüber hatten, bei weitem übersteigt, indem es in der Gottheit den erhabenen, allem Menschentum an Kraft und Fülle weit überlegenen Willen anbetet, der zu retten vermag und zu verdammen in die Hölle. Niemals konnte der Jude auf den Gedanken Senekas kommen,



die Götter „auf gleicher Höhe neben sich" zu sehen. Nichts liegt Paulus ferner. Eher ist sein Gott in eine so furchtbare Höhe gerückt, daß er uns erschrecken könnte, wie wir gesehen haben.

Vielleicht aber ist es unrecht, so am Worte zu kleben. Man könnte zu Gunsten Nietzsches einwenden, es sei gleichgültig, ob Paulus von Gott oder seinem Geiste oder von dem Christus spreche: die Zudringlichkeit, die Ueberhebung sei dieselbe. Das ist jedoch keineswegs der Fall; denn der Glaube, daß der Geist Gottes den Menschen ergreife, daß ein neues gewaltiges Leben aus der Höhe über den Menschen komme, war ein uralter Glaube in Israel; mit diesem Gedanken umschrieb man bestimmte Erlebnisse, wie jene Ekstasen und Verzückungen, die doch nun einmal da sind und nicht gemacht werden, sondern den Menschen überfallen, wie die Gedanken und Erkenntnisse, die Empfindungen, Gefühle und Träume. Darin, daß für Nietzsche diese Anschauungen der Zeit gar nicht existieren, liegt aber die große Ungerechtigkeit, die er immer wieder gegen Paulus begeht. Es fehlt ihm doch auch der rechte historische Sinn, die Geduld, sich in das Weltbild, in die Anschauungen der andern hineinzudenken. Was Paulus bewegt hat in jener entscheidenden Stunde seines Lebens, war die Sehnsucht seiner Seele nach Reinheit und Güte, nach einem vollen, ganzen und wahrhaftigen Leben, nach der Gewißheit, daß ihm Gott seine Schuld vergeben und ihn aus dem sichern Verderben retten wolle. Diese Sehnsucht hat sich ihm in jener Stunde, als ihm das böse Gewissen den unschuldig Verfolgten als den im Himmelsglanz Lebenden zeigte, in die fröhliche Gewißheit gewandelt, daß Gott ihn gewürdigt habe, gerettet zu werden, einfach weil er solches erleben durfte.

Psychologisch angesehen, hat die Güte seines Wesens als böses Gewissen den Sieg erfochten über seine bisherige Anschauung von Gott und dem Heilsweg. Auch ihm ging auf, daß Gott, wenn er *gerecht* wäre, sich selbst vernichten würde

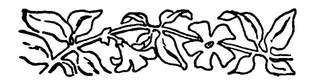
und müßte. Das Gesetz kann nicht das letzte Wort seines Willens sein. Nicht Zudringlichkeit und nicht Herrschsucht ist es, was Paulus glauben läßt, daß ein neues, aus dem Himmel stammendes Leben in ihm angebrochen sei, sondern eine Tatsache, die nämlich, daß in ihm ein anderes Innenleben in Wirklichkeit begonnen hat: er sucht nicht mehr, auf sich selbst zu stehen, mit seiner Tugend und seinen Werken Gott die Anerkennung abzuzwingen, daß er gerecht sei; sondern er hat alles empfangen: gerade als er an sich selbst verzweifelte, ist es über ihn gekommen, daß Gott sich seiner annahm, daß er ihm seines Sohnes Geist ins Herz sandte, damit er jetzt sagen könne: Abba, Vater! und sich nicht wieder zu fürchten brauche vor dem gerechten Gott.

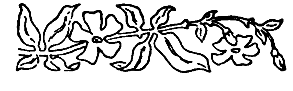
Man hat also umgekehrt zu sagen: es ist Demut, was der Apostel fühlt, indem er nicht sich selbst, sondern einem Höheren zuschreibt, was da aufgeblüht ist in seinem Herzen. Und es ist nicht die falsche Demut, die so oft christlich genannt wird und die so viel von Demut redet, sondern es ist echte Demut, die als Stolz und Kühnheit nach außen hin auftritt. Gewiß erstrebt der Mensch in der Religion „Herrschaft", nämlich die feste Gewißheit, daß er über diese Welt hinaustragende Zwecke und Ziele hat, daß sein Leben einen ewigen Wert hat und daß ihm die ganze Welt nicht den Verlust seiner Seele aufwiegt[1]. Und echte Religion gibt ihm diese Gewißheit, indem sie eine Kraft in die Seele gießt, die den Menschen über sich und sein seitheriges Leben erhebt, die ihn dessen gewiß macht, daß sein Werk und Wollen ein Teil des ewigen Willens Gottes ist und daß er als Mitarbeiter Gottes ein ewiges Leben gewinnt. So wird er ein freier Herr aller Dinge. Aber indem die Religion gerade der großen Menschen diesen Enthusiasmus der Selbstbeurteilung auf ein Wesen außer und über dem Menschen zurückführt, indem sie ihm das neue Leben nur als ein Geschenk Gottes, als ein Leben in Gott gibt, schenkt sie ihm die Demut, ohne welche menschliche Größe ist wie eine

Blume ohne Duft. Und indem sie ihn hineinstellt in die Arbeit an dem Werke Gottes, macht sie ihn wieder zu einem dienstbaren Knecht in der Liebe zu den anderen.

Gerade Nietzsche, der stolze und kühne Mann, hat erfahren, wie dasselbe Erlebnis, wenn es ohne den Glauben an Gott gemacht wird, in Höhen menschlicher Selbsteinschätzung führt, von denen der Fall auf den flachen Sand der Eitelkeit naturnotwendig ist. Auch er hat ja eine Bekehrung erlebt, in der er einen neuen Lebensinhalt erhielt, auch er hat dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß er als Prophet unter sein Volk hinaustreten dürfe und müsse, auch er hat wie jeder Prophet gemeint, „daß um ihn sich fürder die Geschichte drehe", um ihn und um seinen „Uebermenschen": aber das wirkt bei ihm so abstoßend und erschreckend, daß er diese Gedanken gedacht hat ohne einen Glauben an Gott. Als maßlose Selbstüberhebung muß es erscheinen, daß er nur von sich selber reden konnte, wenn er von dem Großen sprach, das er zu erleben und andern zu zeigen sich bewußt war; auch daß er sich als Zarathustra verkleidete, ändert nichts an der Sache. Man merkt es ihm immer wieder an, daß er sich niemals vor dem Geheimnis in seiner Seele beugte, daß er niemals dankbar die Augen aufschlagen konnte zu einem, der ihm sein Bestes gegeben hatte. Das hat der Fromme vor dem Nichtfrommen rein menschlich voraus, daß Stolz und Kühnheit ihm nicht zum Fallstrick der Eitelkeit werden, sondern sich ihm in Demut wandeln. Freilich nur echte Frömmigkeit vermag das; unechte ist immer daran zu erkennen, daß sie ihren Mangel an Stolz und Kühnheit für Demut hält oder eitel ist und Demut heuchelt.

Es bleibt der letzte Vorwurf: der Rausch in der Seele des Paulus. Merkwürdig, daß Nietzsche ihn erhebt. Sonst sprechen so die Philister und die weisen Leute, die wohl den Rausch des Leibes verstehen, denen der Rausch der Seele aber unheimlich und wahnschaffen ist. Nietzsche kann es nicht als





einen Vorwurf gemeint haben, wenn er in den Ruf einstimmt: „Paulus, du rasest!" Dafür war er selbst zuviel Dichter, dafür kannte er zu gut den Rausch der Seele und wußte, daß nur den Seelen das Höchste auf Erden gelingt, die ihn erleben. Nur die Form, in der ihn Paulus erlebte, und der religiöse Hintergrund, auf dem er erwuchs, waren Nietzsche fremd. Den andern aber, die, wenn man ihnen den Apostel so zeichnet, den Vorwurf erheben, er sei ein verrückter Schwärmer gewesen, oder den sanften Frommen, die den Darsteller um dieses echten Bildes willen angreifen, muß man entgegenhalten, daß nicht diejenigen des Gottes voll sind, denen es in wohlgesetzten Worten von den Lippen fließt, sondern die, denen es mit „unaussprechlichen Seufzern" das Herz durchzieht, denen es im Stammeln und Jauchzen aus der Seele sprudelt, und daß nicht die Worte menschlicher Redekunst die Seele der Menschen bewegen, sondern der Beweis des Geistes und der Kraft. Begeisterung entzündet sich nur an Begeisterung, nicht an Weisheit; Glaube nur an Glaube, nicht an Logik. Und das ist nur der rechte Glaube, der wider die Hoffnung auf Hoffnung[1] sich gründet. Solcher Glaube entsteht aber nur in den Seelen, die wie voll süßen Weines sind[2].

Nietzsches Angriff verdient jedoch nicht nur zurückgewiesen, sondern auch beherzigt zu werden. Die gebildeten Pietisten, vor allem die Pfarrer und Theologen, sollten aus ihm zweierlei lernen. Nämlich einmal, daß sie ebenso unhistorisch und ebenso ungerecht gegen ihre Zeitgenossen sind, wie Nietzsche gegen Paulus ist, wenn sie jeden, der des Paulus Mystik und ihre Formel vom „lebendigen Christus" nicht mitmachen kann, weil es ihm sein modernes Weltbild verbietet, für einen Unchristen erklären. Daß Paulus sein Bekehrungserlebnis eben in dieser Form hatte, war doch durch die merkwürdige Psychologie, die man damals allgemein für richtig hielt, nicht minder bedingt als durch das Christusbild des Judentums. Es war eine Psychologie, die den Menschen stets

als „besessen" vorstellte, sobald er Gewalten in sich rege fühlte, die er nicht gemacht hatte, besessen entweder vom Teufel oder von Gott, von einem Satansengel oder von Christus, manchmal auch von beiden zugleich, wie das Paulus von sich glaubte [1]. Man kann aber sehr gut Jesus allzeit vor Augen und im Herzen haben, man kann spüren, wie er, wie seine in uns lebendige Gestalt in uns wirkt und an uns arbeitet, und braucht doch jene massive Psychologie ebensowenig zu teilen wie den ganzen Geisterglauben jener Zeit. Auch wer sich bewußt ist, daß es nur ein Phantasiebild, aus historischer Ueberlieferung und eigner nachschaffender Kraft gewoben, ist, was ihm vor der Seele steht, kann dessen lebengestaltende Macht an sich erfahren.

Zum zweiten sollen sie sich nicht verbergen, daß ihr Pochen auf diese mit den Mitteln antiker Seelenvorstellung geschaffene Mystik dem Christentum selber eine Gefahr ist. Sie machen aus ihr und aus dem Dogma vom Sühnetod Jesu das enge Tor, das zum Himmelreich führt, und indem sie vergessen, daß das die hohen sittlichen Forderungen Jesu sein sollten [2], schließen sie die Tür des Himmelreichs vor vielen Menschen zu.

Wichtiger als dieses ist aber die Frage, ob das „Christentum" nicht die Religion Jesu in wesentlichen Punkten inhaltlich verändert hat, ob des Paulus Frömmigkeit nicht eine neue Religion darstellt. Das ist nicht der Fall. Es ist hier wie dort die Freude der Gotteskindschaft, die der lebendige Mittelpunkt der ganzen Religion bildet: nicht Gesetz, nicht einzelne äußere Handlungen sind es, die den Menschen selig machen, sondern volle Hingabe des ganzen Menschen an Gott und ein neues Leben, das aus dieser Hingabe erblüht. Ob diese Umkehr der ganzen inneren Haltung Reue, Buße und Vergebung der Sünden genannt wird oder Leben in Christus, im Geist, das ist für die Sache selbst gleichgültig. Es ist – abgesehen von einzelnen Resten des Alten, die wir schon betrachtet haben und noch betrachten müssen – die sittliche Erlösungsreligion, die in Jesus und Paulus, dort durch





eine Vertiefung und Verinnerlichung, hier durch einen gewaltigen Bruch, aus der sittlichen Religion des Judentums entsprungen ist. Im Höchsten und Letzten sind Paulus und Jesus einig, so sehr auch die Formeln bei ihnen verschieden sind, ja so verschieden sie selbst in ihrem ganzen Wesen sind. Dort eine Gestalt, die bei allem Kampf und Wechsel der Stimmungen von der Gottinnigkeit und Gottesgüte ganz durchleuchtet ist, hier ein gewaltig ringender und kämpfender Mensch, der mit Fleisch und Dämonen in sich selber heftig zu streiten hat, dessen Wesen bis in sein Alter hinein eine leidenschaftliche Glut atmet, die ihn nicht zur Ruhe kommen läßt.





Der Apostel.

Der Ruf des Herrn.

Der neue Mensch, der an dem Tage von Damaskus geboren ward, hat vor unserm geistigen Auge gestanden. Wir haben den Propheten einer neuen Religion gesehn und dem gelauscht, was in seinem Herzen kämpfte und redete. Was immer auch erst in späteren Jahren sich entwickelt haben mag von der eigenartigen Frömmigkeit, wie sie in Paulus lebte: in jener Stunde vor Damaskus ist es zuerst hervorgebrochen. So keimartig und knospenhaft die Anfänge gewesen sein mögen, sie trugen die volle Blüte doch in sich.

Jene Stunde gab aber dem Pharisäer auch eine neue Aufgabe nach außen, den „Beruf", „ein Apostel Jesu Christi" zu sein, sein Bote, mit der Frohbotschaft ausgeschickt zu den Heiden.

Apostel Jesu Christi, das ist der einzige Titel, auf den Paulus Wert legt, den er immer wieder stolz in Anspruch nimmt, wo man ihn ihm streitig machen will, mit dem er vor seine und fremden Gemeinden [1] hintritt, wenn er Eindruck machen, wenn er gebieten und zurechtweisen will [2]. Nur wo er besonders freundlich und herzlich schreibt, wo er mit lieben Gemeinden als väterlicher Freund verkehrt, läßt er seinen stolzen Titel weg und wendet sich als ein Bruder an seine Mitbrüder [3]. Wo aber gar sein Apostolat heftig angegriffen und in Frage gestellt ist, wo Gemeinden im Abfall von ihrem Apostel begriffen sind, da schreibt er schroff und scharf: „Paulus, Apostel nicht von Menschen noch durch einen Menschen, sondern durch Jesus Christus und Gott Vater, der ihn auferweckt hat von den Toten, und alle Brüder mit mir an die Gemeinden in Galatien." Ein Bote Jesu Christi zu sein, das

war sein Stolz und seine Freude, seines Lebens Kraft und großes Opfer.

Nicht ein Mensch, sondern Gott hat ihn dazu gemacht; denn jene Stunde vor Damaskus war es, die ihm die neue Bahn wies. Gott hat ihn ausersehen von Mutterleibe und in ihm seinen Sohn geoffenbart, damit er ihn unter den Heiden verkünde; er hat den Herrn gesehn und ist damit ein Apostel geworden [1].

Warum bedeutet jene Stunde vor Damaskus für Paulus einen neuen Beruf?

Wir haben schon gesehn, wie die Frömmigkeit des Apostels selbst zur Mitteilung und zur Gemeinschaft drängt: aus dem Propheten wird mit Notwendigkeit der Apostel. Die Gewißheit, über Sünde und Schuld, über Leid und Tod hinausgehoben zu sein, schafft einen Ueberschwang des Herzens, aus dem heraus der Mund reden muß. Und die Liebe zu den andern, die im Begriffe sind, verloren zu gehen, die der Prophet dem Abgrund zutaumeln sieht, treibt ihn nicht weniger dazu, zu suchen und zu retten. Dazu kam bei Paulus, daß er während der ganzen bangen Zeit vor der Bekehrungsstunde sich selber hatte verurteilen, sein Leben sich hatte absprechen müssen. Fand er es von neuem, so konnte es ganz nur dem geweiht sein, der es ihm geschenkt hatte: „Gott durch Jesus Christus", das wird sein Feldgeschrei. Und hatte er vorher den Herrn verfolgt, hatte er seine Gläubigen getötet, so konnte er allein durch die Hingabe seines ganzen Lebens zeigen, daß es ihm ernst war mit der Umkehr. Er bestrafte sich gleichsam zum zweiten Male mit dem Tode, nun nicht mehr mit dem Tode, aus dem es keine Rettung gibt, sondern mit der Teilnahme an den Leiden des Christus, die ihm und andern Rettung, Leben und Auferstehung mit Christus bringen sollen [2]. Das alles wogte in dem Herzen des Apostels durcheinander. Und er empfand seinen neuen Beruf darum nicht als ein Wollen, sondern als ein Müssen: „Daß ich das Evangelium

verkünde, dessen darf ich mich nicht rühmen: ich kann nicht anders. Denn wehe mir, wenn ich es nicht tun wollte"![1]

So begreiflich und verständlich es ist, daß der Prophet zum Apostel wurde, so schwer ist es zu verstehen, warum er gerade zum Heidenapostel ward. Lag es nicht viel näher für ihn, seinen Volksgenossen zu predigen, auf welche Geburt und Erziehung ihn hinwiesen, die er auch innerlich besser verstand als die Griechen? Konnte er nicht viel mehr für sie arbeiten als für die Fremden? Hat er nicht selbst gesagt, daß er verdammt sein wolle und ewig getrennt von seinem Herrn, wenn er sie dadurch retten könne?[2]

Vielleicht können uns die beiden Stellen Gal. 5, 11 und 2. Kor. 5, 16 einen Schlüssel zur Lösung unsrer Frage in die Hand geben, wenn wir uns die Angabe des Apostels selbst, daß er in jener Offenbarungsstunde auch seinen neuen Beruf bekommen habe, psychologisch näher bringen wollen. Es kann nämlich in ihnen der Gedanke gefunden werden, daß Paulus einst, als er noch Saul war, die Beschneidung und den Christus nach dem Fleisch d. h. einen irdischen, jüdischen Messias gekannt und gepredigt habe, daß Saul schon vorher Lehrer und vermutlich auch Missionar gewesen sei. Dann würde in jener Stunde ein vielleicht schon angefangener oder wenigstens als Wunsch im Herzen ruhender Beruf in ihm zu voller Stärke erwacht sein. Er würde erkannt haben, daß nun, wo kein Gesetz den Heiden mehr den Weg versperre, die große Stunde des Eingehens in das Gottesreich für sie gekommen sei, und daß er mit seiner neuen Erkenntnis vom Gesetz den besonderen Beruf habe, sie hereinzuführen. Andrerseits weiß er, wie es im Herzen seines Volkes aussieht, daß dort das „Aergernis des Kreuzes" noch zu stark ist und daß sein Volk vielleicht erst kommen wird, wenn es die Menge der Heiden Christen werden sieht. Das alles wird in seinem Innern nicht in solcher logischen Klarheit, sondern als unbewußtes Leben gewesen sein und ihn in die neue Bahn hinein-

getrieben haben. Bestätigend kommt hinzu, daß er vierzehn Jahre lang als Missionar in seiner Heimatgegend Kilikien und in dem angrenzenden Syrien gearbeitet hat. Die religiöse Sehnsucht der Heiden, die er seit seiner Jugend kannte, und die wohl schon lange sein Herz mit suchender Liebe erfüllt hatte, sie ist ihm wohl zuerst als der geeignete Boden seiner neuen Mission erschienen.

Daß damals bereits der Blick der Juden, die ja in großen Mengen über das ganze Reich zerstreut waren, auf die Gewinnung der Heiden für Jehova gerichtet war und die Heidenmission eifrig betrieben wurde, dafür sind viele Stellen bei jüdischen und römischen Schriftstellern Zeuge; auch Jesus selbst hat mit wenigen anschaulichen Worten den Eifer der pharisäischen Missionare geschildert, wie sie über Meer und Land ziehen, um einen einzigen Proselyten zu gewinnen [1]. Und Paulus hat uns das hohe Selbstbewußtsein, mit dem der Jude seine Mission übte, also gezeichnet: „Du nennst dich einen Juden und stützest dich auf das Gesetz, du rühmst dich Gottes und kennst seinen Willen, du kannst Gut und Böse unterscheiden kraft deiner Gesetzesbildung und traust dir zu, ein Führer für Blinde, ein Licht für die in Finsternis zu sein, ein Erzieher für Unverständige, ein Lehrer für Unmündige, da du ja die Erkenntnis und die Wahrheit leibhaftig habest im Gesetz". [2]

Wie oft mag der junge Saul mit dem Psalmisten geklagt haben:

> Gut ist ein Tag in deinen Vorhöfen mehr denn tausend sonst;
> Ich will lieber an der Schwelle liegen in meines Gottes Hause
> Als wohnen in den Zelten der Gottlosen! [3]

Er wußte nicht, was für ein Segen für ihn und alle Völker daraus wachsen sollte, daß er in den „Zelten der Gottlosen" gewohnt hatte, daß er ihre Sehnsucht und ihr Leben kannte, mit ihnen fühlen konnte, die Sprache ihrer Lippen und ihres Herzens verstand, und daß er das alles geschaut

hatte mit glühendem Eifer für Jehovas Sache und mit einem Herzen voll Liebe. Zur Tat freilich konnte das alles erst werden, als die neue Religion mit ihrer ungeheuren Kraft sein Herz ergriffen, es von aller Furcht und Sorge befreit und ihm eine Macht geschenkt hatte, welche die Menschenherzen unwiderstehlich fortriß.

Der Boden der Mission.

Gewaltig ist die Kraft eines Mannes, der sein Leben ganz für eine Sache einsetzt. Was Paulus erreicht hatte, als er starb, war etwas ganz Außerordentliches. Als er bekehrt wurde, war das Christentum wirklich nur eine kleine jüdische Sekte, die den Messias gekommen glaubte, eine mildere Auffassung des Gesetzes hatte, seine sittlichen Gedanken in den Vordergrund rückte und es prophetisch auslegte. Ihr kostbarster Besitz waren die Worte ihres Herrn, deren ganze Bedeutung man aber nicht verstand. Denn als bereits gesetzesfreie Gemeinden in großer Anzahl entstanden waren, suchte die Jüngergemeinde die neue Religion durch Einführung einer milden, aber doch prinzipiell in den Grenzen des Judentums bleibenden Speisegesetzgebung[1] im Alten festzuhalten. Als Paulus starb, gab es bis hin nach Rom freie heidenchristliche Gemeinden, in denen das Bewußtsein immer mehr erstarkte, eine neue Religion zu besitzen und ein neues, drittes Menschengeschlecht neben und über Juden und Heiden zu sein. Nicht als ob Paulus überall im Reiche selber Hand angelegt hätte, im Gegenteil, selbst so bedeutungsvolle Gemeinden wie Rom sind weder von Petrus noch von Paulus begründet worden; unbekannte Missionare, reisende Handwerker, Kaufleute und Aerzte haben diese weltgeschichtlichen Taten getan: aber Paulus ist es gewesen, der mit starker Hand den Bann gebrochen hat, der über der ältesten Jüngermission lag, Paulus ist es vor allem gewesen, der gerades Wegs in das Herz des Feindes, nach Europa, vordrang, und mit Bewußtsein die Straße nach

Rom zog, wenn er es auch freilich erst als Gefangener und von andern überholt erreichte. Sein großes Beispiel hat die andern fortgerissen. Teils seine Schüler und Nachfolger, teils seine Gegner und Konkurrenzmissionare, zogen die andern nun auch hinaus in das große Reich, Christus zu predigen. Es wiederholt sich hier, was so oft in der Weltgeschichte beobachtet wird: ein genialer Mensch steht selten allein, meist wird er eine ganze Schar anderer Menschen erwecken; und wenn er sie auch nicht auf seine Höhe zu heben vermag, er wird sie doch über sich hinaus heben und zu Leistungen anspornen, die ihnen sonst ganz unerschwinglich gewesen wären.

Aber das alles würde doch nicht hinreichen, den ungeheuren Erfolg der neuen Religion zu erklären. Auch große Menschen können einsam stehen und einsam untergehen, flammende Vorzeichen am fahlen Morgenhimmel, wenn der neue Tag noch fern ist. Bei Paulus war es nicht so; die Zeit war reif für seine Botschaft. Wir sind von der Schule her noch zu sehr gewöhnt, des Paulus Missionsreisen als etwas ganz Einzigartiges anzusehen, das für uns kaum einen Zusammenhang mit der großen Kaisergeschichte Roms hat; sie werden in einer ganz anderen Unterrichtsstunde behandelt und unter dem kleinen Gesichtspunkt eines Reisetagebuchs gelernt: von Cypern nach Perge, von Perge nach Antiochien, von Antiochien nach Ikonion usw. usw. Sie scheinen nur einiger schönen Sprüche wegen, die der Apostel dabei spricht, unternommen zu sein. Das aber heißt die Dinge auf den Kopf stellen.

Die Mission des Christentums ist nur eine Welle in dem großen Strome orientalischer Religionen, der sich damals über das römische Reich ergoß. Es wurde auch getragen durch soziale Bedürfnisse und Strömungen mannigfacher Art, denen es stark verwandt war oder sich anpaßte, und durch große gemeinsame Nöte, für die es Hilfe hatte.

Schon ganz äußerlich kam der Mission das Weltreich zu Hilfe. Wenn Paulus auch noch viel von Gefahren zu berichten

weiß, die seinen Weg bedrohen, im ganzen ist er doch als der Bürger eines großen und wohlgeordneten Reiches mit verhältnismäßiger Sicherheit und Schnelligkeit gereist. Auch seinen Beruf konnte er viele Jahre hindurch ausüben, ehe ihn die Feindschaft seiner Landsleute endgültig der römischen Obrigkeit überlieferte.

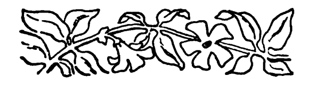
Bedeutsamer aber war die innere Struktur des Weltreiches für die Entwicklung der Mission. Was Alexander der Große und zum teil schon die großen Reiche Vorderasiens angefangen hatten, Rom hatte es vollendet. Die Nationen von Indien bis zu den Säulen des Herkules vereinigte es in sich, und wenn sie auch ihr eignes Leben immer noch weiter führten, sie waren doch mit einer großen gemeinsamen Kultur überzogen, deren Religion zum großen Teil orientalisch, deren Denken griechisch und deren Verwaltung und Militär lateinisch, deren Gesamtcharakter aber, eine Mischung aus dem allem und tausend volkstümlichen Besonderheiten dazu, ein ziemlich einheitlicher war. Hellenistische Kultur — erst langsam lernen wir verstehen, was sie war und was sie für Europa bedeutete. Sie ist uns, in die Kirche eingeschmolzen, die große Mittlerin der klassischen Kunst, Wissenschaft und Religion geworden, sie hat uns in einem wundersamen Konglomerat die Bausteine einer großen Zukunft gerettet, mag sie auch mit der Kirche immer unaufhaltsamer dahingehen, nachdem sie fast zweitausend Jahre den westlichen Kulturkreis beherrscht hat. Von Babylon und Egypten, Syrien und Asien, Thrakien und Griechenland, Rom und punischem Afrika, von überall her flossen die Quellbäche und Flüsse in dies große Meer, an dessen Ufern wir heute noch wohnen. Man mag über das „Völkerchaos" noch so harte Urteile fällen, seine ungeheure Bedeutung und seinen erziehenden Wert für den westlichen Kulturkreis kann man im Ernste nicht bestreiten.

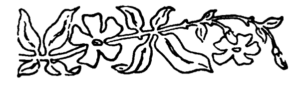
Ausgeglichen wurden die Unterschiede in diesem großen Reiche äußerlich schon durch eine Verkehrssprache, die eigent-

lich — vom äußersten Westen und Osten abgesehen — überall verstanden wurde: das Griechische. Durch ihren Besitz war Paulus imstande, wohin er kam, sich ohne Dolmetscher an seine Hörer zu wenden, und wenn das auch nicht so viel bedeutet, wie man sich vielleicht vorstellen mag, es half ihm doch sehr und gab ihm sicher einen Vorsprung gegenüber Petrus, der sich für seine Predigten nach einer guten Ueberlieferung eines Dolmetschers bedienen mußte. Mit dem Aramäischen (Syrischen), das Petrus sprach, konnte man in Vorderasien allerdings gleichfalls sehr viel erreichen; es war dort eine weit verbreitete Verkehrssprache. Paulus hat wahrscheinlich auch diese Sprache, welche die Juden schon seit vielen Generationen mit ihrer alten hebräischen Sprache vertauscht hatten, gesprochen. So konnte er also auch nach seiner Sprache den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche sein.

Mächtig gefördert wurde die Mission in ihrer Bildung neuer Gemeinden dadurch, daß die alten Formen des politischen und öffentlichen Lebens, so eifrig ihr Schein auch aufrecht erhalten wurde, in Wahrheit dahingesunken waren. Das Reich war scheinbar ein konstitutionell regierter Staat, in Wahrheit eine absolute Militärmonarchie. Da flüchtete sich das öffentliche Leben und die Lust am politischen Arbeiten in die Vereine, die, vom Staate teils verfolgt, teils geduldet, in ungeheurer Fülle emporwuchsen. Meist Vereinigungen der kleinen Leute und des Mittelstandes gaben sie dem Kleinbürgertum und dem Proletariat die Möglichkeit, den Wunsch des Menschenherzens nach gegenseitiger Hilfe, nach gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Zielen und nach freier Aussprache im Kreise von Gesinnungsgenossen zu befriedigen. Hier konnte man im kleinen herrschen und regieren, als es im großen nicht mehr möglich war. Begräbnisvereine, Sterbekassen waren wohl die häufigsten Formen dieser Genossenschaften. In die Reihe dieser Vereine trat für die Draußenstehenden das junge Christentum ein, so ward es ihm eine zeitlang ermöglicht, sich ruhig zu

entwickeln. Vielleicht hat es selbst auch den einen oder den anderen Beamtennamen wie Bischof (*episkopos* = Aufseher, Präsident) oder sogar das Amt selbst von dort entlehnt. Freilich haben diese Vereine für die innere Entwicklung der neuen Religion nie viel bedeutet, wohl aber waren sie ein Schutz nach außen, und die Strömung nach Vereinsbildung, die sie hervorrief, machte auch dem Christentum die Organisation leichter. In denselben Kreisen, in denen diese Vereine lebten, fand das Christentum seine ersten Anhänger; Paulus selbst entstammte ihnen und gehörte, trotz seiner theologischen Bildung, ihnen an. Wir würden sagen, er war ein wandernder Fabrikarbeiter: er war ein Weber des groben Filztuches, das in Kilikien gemacht wurde und zu allerlei Zwecken, vor allem als Zelttuch, Verwendung fand. Als eine soziale Botschaft hat das Christentum in diesen Schichten gewirkt, nicht bloß durch seine starke Wohltätigkeit und seine Arbeitsvermittlung für die Brüder, die es im weitesten Maße in die Hand genommen hat, sondern vielmehr noch durch die Tatsache, daß in diesem Bruderbund der Reiche mit dem Armen das Herrnmahl aß, sich nicht schämte an einem Tisch mit einem Sklaven zu sitzen, daß man den früheren Räuber und Dieb nicht mit herablassender Schonung und in christlichen Anstalten behandelte, sondern ihn als einen Geretteten und Erlösten, als einen Verlorenen und Wiedergefundenen mit tausend Freuden aufnahm und wirklich als Bruder achtete, nicht bloß gnädig so bezeichnete. Solcher, uns ungeheuerlich erscheinender Enthusiasmus, wie ihn heute nur noch die Heilsarmee kennt, hat mehr für die soziale Neubildung der Menschheit getan als alle schönen Theorieen, an denen jene Zeit nicht weniger reich war als die unsrige. Diese Seite des alten Christentums wird leider noch viel zuviel verkannt; sie ist aber für die werbende Arbeit der ersten Zeit von der allerhöchsten Bedeutung gewesen. Die Bilder vom verlorenen Sohn, von der Sünderin und von der Ehebrecherin, von dem Zöllner und dem Bettler Lazarus waren damals mehr



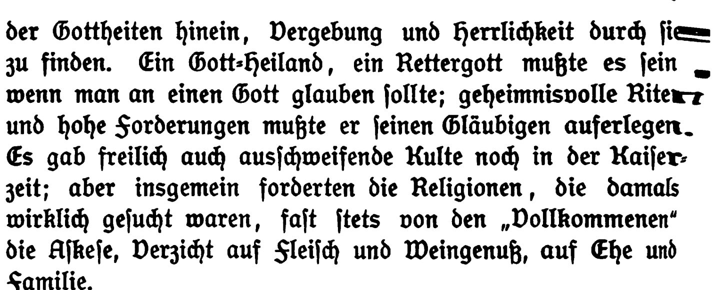


als schöne Worte, sie waren Tat und Leben.

Noch tiefer endlich war das religiöse Bedürfnis, welches das Christentum trug, die Sehnsucht, die ihm entgegenkam. Freilich durch nichts ist auch umgekehrt das Christentum mehr umgestaltet worden als durch diese religiöse Sehnsucht der Zeit. Die Philosophie hatte die alten Götter der Volksreligionen zerstört, wenn auch zunächst nur für die gebildeten Kreise. Aber auch das Volk hörte und wußte von dieser „Weisheit", der Philosophie, und führte die Parole der „Bildung" nicht weniger leidenschaftlich im Munde als heutzutage. Die „Griechen", sagt Paulus, wollen „Weisheit" hören, wie die Juden Zeichen sehen wollen[1]. Und eine Weisheit zu verkünden, ist der Apostel sich auch bewußt[2]. Der christliche Monotheismus ist nicht bloß als Religion, sondern vor allem als Bildung nach dem Abendland gewandert.

Aber weit stärker als diese Sehnsucht der unteren Schichten nach Bildung war die Sehnsucht in allen Kreisen nach Offenbarung. Alle Götter der ganzen Welt hatte man zusammengeholt und alle Priesterweisheit, um diese Sehnsucht zu stillen. Je älter und je weiter aus dem Orient hergekommen diese Religionen und Offenbarungen waren, desto höher schätzte man sie. Eine Zeit, in der der Zweifel an allen schlichten und einfachen Wahrheiten rüttelt, wird sich immer wieder in solches wildes Verlangen nach übernatürlicher Offenbarung stürzen und um so mehr geneigt sein, Glauben zu schenken, je mehr ihr das Absurde und Absonderliche zugemutet wird.

Indessen hinter dieser Sucht nach dem Seltsamen und Fremdartigen, die alles Orientalische mit wahrem Heißhunger verschlang, verbarg sich doch eine echte und tiefe Sehnsucht nach Reinheit, Güte und ewigem Leben. In alle Mysterien ließ man sich einweihen, um Reinheit und Seligkeit zu finden; Bluttaufen und Weihetränke, Schauspiele und Liturgieen mußten der Seele über ihre Sehnsucht weghelfen. Verzweifelnd an der eignen Kraft, stürzte man sich in das geheimnisvolle Leben



der Gottheiten hinein, Vergebung und Herrlichkeit durch sie zu finden. Ein Gott-Heiland, ein Rettergott mußte es sein, wenn man an einen Gott glauben sollte; geheimnisvolle Riten und hohe Forderungen mußte er seinen Gläubigen auferlegen. Es gab freilich auch ausschweifende Kulte noch in der Kaiserzeit; aber insgemein forderten die Religionen, die damals wirklich gesucht waren, fast stets von den „Vollkommenen" die Askese, Verzicht auf Fleisch und Weingenuß, auf Ehe und Familie.

Das war der Boden, auf den das junge Christentum hinaustrat. Gewiß, es kam „als die Zeit erfüllt war",[1] erfüllt noch in einem viel tiefern Sinne, als es Paulus selber wußte. Und eine große Tür hatte sich ihm aufgetan, nicht nur in Ephesus, wie er selbst[2] sagt, sondern überall im ganzen Reich. Der Boden war reif, es brauchte nur der Säemann zu kommen, seinen Samen zu säen. Und Paulus war ein geschickter Säemann. Er war tief eingetaucht auch in die Mischreligionen seiner Zeit mit ihren Weihen und Sakramenten, wir haben ihren Einfluß auf die sittliche Erlösungsreligion bei ihm schon betrachtet. So sehr das dem Wesen seiner Frömmigkeit Eintrag zu tun drohte, so viel hat es seiner Mission genützt. Er vermochte das Christentum so darzustellen, wie es die Zeit brauchte: für die Juden als Gerechtigkeit, für die Griechen als Weisheit, für alle aber als Erlösung und Offenbarung, — die höchsten Güter, nach denen sich die Menschheit damals wie heute gesehnt hat[3].

Das Missionsgebiet.

Unsere gewöhnliche Vorstellung von der Mission des Paulus steht ganz unter dem Einflusse des Bildes, welches die Apostelgeschichte von ihr gibt. Dieses Bild selber aber kann auf Genauigkeit keinen Anspruch machen. Es deckt sich nur in einzelnen Zügen mit den Angaben in den Briefen des

Apostels und verrät deutlich, daß es in Einzelheiten durch die Mangelhaftigkeit der Quellen, im ganzen Aufriß aber durch die Absicht des Schriftstellers, Paulus möglichst oft in Jerusalem auftreten zu lassen, in wesentlichen Zügen getrübt ist. Die aus der Apostelgeschichte entnommene Vorstellung ist die von drei großen Rundreisen des Apostels, die, letztlich von Jerusalem, direkt von Antiochien aus unternommen, den Apostel immer wieder zu den Uraposteln und der Heimatgemeinde Antiochien zurückführen. Mit einer feierlichen Szene beginnt die große überseeische Mission: fünf Propheten und Lehrer der Gemeinde zu Antiochien beten und fasten, worauf der heilige Geist durch den Mund eines von ihnen gebietet: „Sondert mir aus Barnabas und Paulus zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe." Da fasten sie und beten, legen die Hände auf sie und lassen sie gehen[1]. So reisen denn nun Barnabas und Paulus über Cypern nach Pamphylien und Pisidien, von wo sie fast auf demselben Wege mit Auslassung Cyperns zurückkehren. Danach findet die feierliche Zusammenkunft der Apostel in Jerusalem statt. Einige Zeit nach der Rückkehr von dort beginnt Paulus die zweite Reise, die ihn zunächst durch die Gemeinden in Syrien und Cilicien, dann über das Missionsgebiet in Pisidien, darnach auf neuen Boden führt: durch Kleinasien nach Europa, wo er besonders in Philippi, Thessalonich, Beröa, Athen und Korinth predigt. Nach einem ungefähr zweijährigen Aufenthalt in Korinth kehrt er zur See nach Syrien zurück, nachdem er zuvor in Ephesus, wohin das Christentum schon ohne ihn gekommen ist, angeknüpft hat[2]. In Cäsarea angekommen, „geht er hinauf und grüßt die Gemeinde", doch wohl in Jerusalem[3], und zieht dann hinab nach Antiochien. Die dritte Reise führt ihn von da endlich über Galatien und Phrygien nach Ephesus, wo er länger als zwei Jahre bleibt; er besucht von hier aus Mazedonien und Achaja mit seiner Hauptstadt Korinth, kehrt dann denselben Weg zurück und fährt der

Küste Kleinasiens entlang nach Jerusalem, wo er gefangen genommen wird.

Von seiner Missionstätigkeit bis zu seiner Zusammenkunft mit den Uraposteln in Jerusalem hat uns Paulus selbst im Galaterbrief[1] einige Andeutungen gegeben, die eine andere Vorstellung näher legen. Darnach ist er in dieser ganzen Zeit nur einmal, drei Jahre nach seiner Bekehrung, in Jerusalem gewesen und hat in den seit seiner Bekehrung verflossenen vierzehn oder siebzehn Jahren[2] sich in Syrien und Cilicien aufgehalten. Vielleicht ist er auch über diese seine Heimatsgegend hinaus in Galatien tätig gewesen; man kann Gal. 2,5 so verstehen. Jedenfalls war der Erfolg seiner Tätigkeit so groß, daß man in Jerusalem auf seine Mission aufmerksam wurde. Die Aussprache in Jerusalem, die er daraufhin herbeiführte, war freilich friedlich verlaufen; aber in Antiochien war er im hellen Streit von Petrus geschieden, nachdem er durch die Erfahrung gelernt hatte, daß der Kompromiß, den er in Jerusalem geschlossen hatte, nicht aufrecht zu erhalten war.

Von Stund an verläßt er sein östliches Missionsgebiet, um gerades Wegs nach Europa vorzugehen. Ob der Streit mit Petrus die wirkliche Veranlassung zu der raschen Ausdehnung der Mission nach Westen gewesen ist, oder ob langsam reifende Entschlüsse diesen äußern Anstoß brauchten, sich in Wirklichkeit umzusetzen, ist jetzt nicht mehr zu sagen. Tatsache ist, daß sich auch die Missionsweise des Apostels von dort ab geändert hat. Denn wenn Paulus so viele Jahre in der Nähe seiner Heimat missioniert hat, so muß er früher auch an kleinen und kleinsten Orten gearbeitet haben, während er von jetzt an den Handelsstraßen nachzog und in den großen Städten seine Mission ausübte. Dadurch ist das Christentum im Westen eine städtische Religion im besondern Sinne geworden; in Syrien ist das stets anders gewesen. Ein Bild aus den Jahren der ersten östlichen Mission hat uns die Apostelgeschichte in ihrem 13. und 14. Kapitel bewahrt. Freilich, wie weit es

wirklich der Geschichte entspricht, ist fraglich. Schon der Anfang, den wir soeben betrachtet haben, will sich nicht leicht zu Gal. 1, 1 schicken, man muß denn das hier stehende Wort „Apostel, nicht von Menschen noch durch einen Menschen" stark mildern oder die Bedeutung der Szene in Antiochien wesentlich herabsetzen. Auch die große Rede des Paulus in Kapitel 13 ist trotz einiger Besonderheiten im ganzen den andern Reden der Apostelgeschichte zu sehr verwandt und an der einzigen Stelle, wo die Rechtfertigungslehre des Paulus vorkommt[1], so unpaulisch, daß man auch in ihr nur die Feder des Schülers, nicht die Sprache des Meisters wiedererkennen kann. Aber man nehme solche Szenen wie die mit dem Magier Elymas auf Cypern oder wie die in Lystra, wo Paulus und Barnabas nach der Heilung des Lahmen für Götter gehalten und bald hernach halbtot gesteinigt zur Stadt hinausgeschleift werden, getrost als Typen von der Art, wie diese Missionstätigkeit sich abgespielt haben kann, wenn man nur zuvor die volkstümlichen Uebertreibungen des Wunderhaften abgezogen hat.

Man streitet darüber, ob die Stationen dieser Reise, Ikonium, Lystra, Derbe, zu den galatischen Gemeinden gehörten, an die Paulus einen Brief gerichtet hat, oder ob diese weiter nördlich zu suchen sind, da wo wirklich Reste versprengter galatischer d. h. keltischer, gallischer Stämme wohnten, die auf ihren Wanderungen und Beutezügen bis hierher gelangt waren. Sichere Gründe für die Entscheidung nach der einen oder der andern Seite sind bis jetzt nicht beigebracht worden; was am meisten für den Norden spricht, ist die Anrede „Galater", Kelten, an die Empfänger des Briefes. Ein Spiel der Phantasie, nicht ohne Reiz, war es, wenn man schon manchmal unter diesen zum Teil von der linken Seite des Rheines stammenden Galliern auch einige Germanen suchen und Paulus so zum ersten Apostel auch der Deutschen machen wollte.

Nach seinen Briefen müssen wir annehmen, daß Paulus von dem großen Missionszug nach Westen, den er nach seiner

Auseinandersetzung mit Petrus unternahm, nur noch einmal nach Jerusalem zurückgekehrt ist, um die große Geldgabe zu überbringen, die er für die verarmte Muttergemeinde unablässig sammelte, getreu dem Versprechen, das er einst den Aposteln gegeben hatte [1]. Darnach wollte er über Rom nach Spanien gehn, wie er im Römerbrief sagt [2]. Er sah Rom allerdings, aber nur als Gefangener.

Von seiner zweiten großen Missionstätigkeit zeugen die Briefe des Apostels; wir haben aber auch noch von ihrem Anfang und von ihrem Ende in der Apostelgeschichte die leider nur stückweise benutzte Reiseskizze eines seiner Begleiter. Der Anfang (in den neun ersten Versen des 16. Kapitels zu suchen) ist besonders interessant, da er die Gedanken und Empfindungen, die den Apostel auf diesem neuen Wege bewegten, deutlich erraten läßt. Ueberall in Asien ist ein reiches Feld für eine Missionstätigkeit; aber als die Missionare von Phrygien und Galatien aus nach Asien d. h. auf Ephesus zu wollen, „wehrt ihnen der heilige Geist zu predigen". Da wandern sie nach Norden zu durch Mysien hindurch. Noch einmal versuchen sie im Innern, in Bithynien, zu bleiben, aber „der Geist Jesu" läßt es nicht zu. So treibt es sie durch Mysien hin nach Troas. Hier stehen sie am Rand des Meeres, drüben breitet sich Europa vor ihren Blicken aus. Die ersten Europäer, die sie sehen, sind die Mazedonier mit ihrer eigenartigen Tracht am Strande und in den Straßen der Stadt. Und in derselben Nacht hat Paulus einen Traum: ein mazedonischer Mann erscheint ihm und spricht zu ihm: „Komm herüber und hilf uns". Nun erkennt er, warum ihn der Geist hierher getrieben hat: „Wie er aber das Gesicht gehabt hatte, trachteten wir sofort, nach Mazedonien zu gehen, indem wir schlossen, daß uns Gott gerufen habe, ihnen die frohe Botschaft zu verkündigen". [3]

Nach Europa hinüber trieb es den Apostel mit unwiderstehlicher Gewalt, denn jetzt hat ihn der große Gedanke ge-

faßt, der „ganzen Welt" das Evangelium zu verkündigen bis hin an das Ende der Erde, bis nach Spanien. Jetzt nimmt seine Mission auch ein sehr schnelles Tempo an; die Balkanhalbinsel hat er durchzogen, indem er die große Handelsstadt Korinth, in der Menschen aus dem ganzen Reich zusammenströmten, zum Mittelpunkt seiner Wirksamkeit machte. Den ganzen Kranz der Küstenstädte hat er durchlaufen von Philippi an, wo er den Anfang machte[1], über Thessalonich[2] und Athen[3] nach Achaja und dann an der Westküste hinauf bis nach Illyrien[4]. Auch nach Rom hat er so auf dem Landwege kommen wollen; aber immer wieder ist er daran gehindert worden[5]. Diese Worte des Römerbriefes schrieb Paulus, nachdem er inzwischen eine neue Wirksamkeit in Ephesus für lange Zeit gefunden hatte. Was ihn dorthin trieb, wissen wir nicht mehr genau; er selbst hat nur gesagt, daß er dort eine besonders reiche Tätigkeit entfalten konnte[6]; allerdings fand er auch viele Widersacher da, und einmal ist er sogar in Todesgefahr gewesen, aus der ihn vielleicht die aufopfernde Liebe der Priska und des Aquilas gerettet hat[7]. Von Ephesus aus ist der Apostel mindestens noch einmal für kürzere Zeit nach Korinth und Mazedonien gekommen, ehe er nach Jerusalem reiste.

Ueber die Zeit, in der die Missionsreisen des Apostels stattfanden, ist ebensowenig mit völliger Sicherheit etwas auszumachen, wie über viele Einzelheiten ihres Verlaufes. Ich kann die feinen Untersuchungen, welche durch diese Unsicherheit sowohl der relativen als der absoluten Chronologie nötig gemacht werden, hier nicht einmal andeuten. Nur die ganz sichere Angabe, daß die Missionstätigkeit des Paulus zwischen die Jahre 30 und 64, höchstens 68 fällt, sei hier ins Gedächtnis zurückgerufen wie die andere, daß seine uns bekannte Wirksamkeit etwa 25—28 Jahre gedauert hat. Da er bei seiner Bekehrung, seiner Stellung in der Verfolgung entsprechend, schon ein Mann in den Dreißigen gewesen sein muß,

so hat er die volle Kraft seiner Mannesjahre an seinen großen Beruf setzen können. Ihm ist also dasselbe Glück geworden wie Luther, dessen große Tätigkeit fast genau ebensolang gedauert hat.

Mit ihren letzten Worten deutet die Apostelgeschichte[1] noch eben an, daß Paulus nach den zwei Jahren seiner römischen Gefangenschaft nicht mehr in seiner eigenen Wohnung in Rom bleiben, sich auch nicht mehr frei bewegen und das Evangelium nicht mehr predigen konnte. Sie läßt auch den Apostel so deutlich mit der Rede an die Aeltesten in Milet sein Testament machen, so deutlich eine Weissagung auf die kommenden Gnostiker wie auf seinen Tod aussprechen[2], daß wir ohne weiteres annehmen dürfen, sie habe gewußt, daß der Apostel nach den von ihr noch erwähnten „ganzen zwei Jahren" verurteilt und hingerichtet worden ist. Im Widerspruch mit diesen Andeutungen steht eine alte Meinung, nach der Paulus noch einmal frei gekommen sein, nicht nur in Spanien Mission getrieben, sondern auch seine Gemeinden im Osten besucht haben soll. Das letzte ist ja freilich nur erfunden, um die Briefe an den Timotheus und den Titus datieren zu können, da diese sich in dem bekannten Leben des Apostels nicht unterbringen lassen. Die Reise nach Spanien dagegen ist nicht so ohne weiteres für unmöglich zu erklären. Sie ruht auf alter Ueberlieferung und ist vielleicht schon in dem um 100 n. Chr. verfaßten ersten Clemensbriefe angedeutet, in dem wir auch die älteste Nachricht vom Tode des Paulus haben:

„Stellen wir uns die guten Apostel vor Augen: den Petrus, der um ungerechten Hasses willen nicht eine oder zwei, sondern viel mehr Mühsale ertrug, und so zum Blutzeugen geworden, an den Ort der Herrlichkeit ging, der ihm gebührte. Durch Haß und Streit mußte Paulus den Siegespreis der Geduld sich erkämpfen; nachdem er siebenmal Fesseln getragen hatte, sich hatte flüchten müssen, gesteinigt worden war, im

Morgenland und im Abendland, empfing er den edlen Ruhm für seinen Glauben; nachdem er die ganze Welt gelehrt hatte und bis zu der Grenze des Abendlandes gekommen war, verließ er die Welt und ging an den heiligen Ort, er, das höchste Vorbild der Geduld. Diesen Männern, die so heilig wandelten, hat sich eine große Menge von Auserwählten zugesellt, die viele Schändlichkeiten und Qualen aus Haß erlitten und dadurch das schönste Vorbild unter uns geworden sind."

Mit den letzten Worten meint der Römer deutlich die Opfer der Neronischen Verfolgung und nennt sie alle „edle Vorbilder aus unsrer Generation". Nach dem Wortlaut der Stelle ist freilich nicht ganz sicher, ob Petrus und Paulus zusammen und ob sie wirklich in der Neronischen Verfolgung gestorben sind.

Jedenfalls haben wir also nur von den beiden großen Missionsgebieten des Paulus, dem östlichen auf dem Boden mehr des syrischen Volkstums und dem westlichen auf dem Boden des griechischen, bestimmte Nachricht. Dort hat Paulus vierzehn oder siebzehn, hier elf Jahre gewirkt. Von dem westlichen Gebiet haben wir allein genauere Kunde durch die Briefe des Apostels. Auf die Mission in Europa bezieht sich deshalb vor allem das, was wir von der Missionstätigkeit des Paulus zu erzählen haben.

Das Leben des Missionars.

Die Toten sind stärker als die Lebenden, so glaubte es der primitive Mensch in banger Furcht vor den Geistern, die des Nachts ihre Gräber verlassen, ihm zu schaden oder zu helfen. Die Toten sind stärker als die Lebenden, das ist eine Erfahrung, die in ganz anderem Sinne sich auch uns immer wieder aufdrängt. Das Größte haben auf Erden nicht die Menschen gewirkt, die das Leben liebten, sondern diejenigen, welche es verachteten und mit ihm fertig waren. Das Leben bezwingt am besten und lebt am stärksten, wer ihm gestorben

ist. Man kann das bei Frommen und Unfrommen, bei Paulus wie bei Rousseau, beobachten. Die Toten sind stärker als die Lebenden.

Seit jener Stunde, wo Saul vor Damaskus starb und der Leib, der einst ein Mensch war, nun ein bloßes Glied Christi ward, war sein Leben nichts anderes mehr als ein einziges Opfer für die Mission, die als ein Zwang auf ihm lag[1], den Hellenen und den Barbaren zu gute, den Weisen und den Unverständigen, deren Schuldner er geworden war[2]. Treuer Schülerliebe, wie sie Clemens im Herzen trägt, verdanken wir eine kurze Darstellung dieses leidens- und geduldvollen Lebens des Apostels; wir haben sie im vorigen Abschnitt betrachtet. Eine andere verdanken wir den gemeinen Angriffen der Gegner des Paulus, die ihn zwangen, seiner bedrohten korinthischen Gemeinde einmal zu sagen, wie unrecht es von ihr sei, wenn sie um dieser seiner Gegner willen an ihm irre zu werden beginne. Ihnen hat er stolz und schlicht sagen können: „Ich habe mehr Mühsal ertragen, bin öfter gefangen gewesen, viel öfter gegeißelt worden, oft schwebte ich auch in Todesgefahr. Von den Juden habe ich fünfmal die neun und dreißig Geißelhiebe erhalten, dreimal ward ich mit Ruten gepeitscht, einmal gesteinigt, dreimal litt ich Schiffbruch, vierundzwanzig Stunden rang ich mit den Wogen. Mit vielfachen Wanderungen, mit Gefahren von Flüssen, mit Gefahren von Räubern, mit Gefahren von meinen Volksgenossen, mit Gefahren von den Heiden, Gefahren in der Stadt, Gefahren in der Einöde, Gefahren auf dem Meere, Gefahren von falschen Brüdern, mit Mühen und Beschwerden, in vielen Nachtwachen, in Hunger und Durst, mit häufigem Fasten, in Kälte und Blöße.“[3]

Und mit bitteren Worten hat er derselben Gemeinde, als ein Teil ihrer Glieder die Apostel zu Parteihäuptern machen und damit nach des Paulus sittlicher Auffassung zu Symbolen eigener Eitelkeit und Leidenschaft herabdrücken wollte, vorge-

halten: „Mich dünkt, uns Apostel hat Gott für ‚die Letzten' erklärt, für dem Tode Verfallene; denn wir sind ein Schauspiel geworden für die Welt, für Engel und Menschen. Wir sind ‚Toren' um Christi willen — [der Apostel bezieht sich auf die geringschätzige Beurteilung seiner Predigt durch die Anhänger des Apollos], ihr aber seid klug in Christus; wir schwach, ihr aber stark; ihr im Ruhm, wir in Schande. Bis zu dieser Stunde dürfen wir hungern und dürsten, in Blöße wandern und Schläge hinnehmen, ohne Heimat, uns plagen mit der Hände Arbeit. Wir werden geschmäht und segnen, wir werden verfolgt und dulden, wir werden verleumdet und trösten. Wie der Kehricht auf der Welt, wie der Auswurf aller sind wir geworden bis heute." [1]

Die Vorgänge, die Paulus hier andeutet, kennen wir im einzelnen fast gar nicht, da die Apostelgeschichte uns nur einige spärliche Nachrichten von Gefangensetzung und Geißelung des Paulus überliefert hat; auch mit diesen Lücken ihrer Erzählung beweist sie, wie wenige genaue Nachrichten ihr zur Verfügung standen, sobald sie die alte Quelle des Reiseberichts nicht mehr benutzt, die uns z. B. noch den spätern Schiffbruch des Apostels auf dem Transport nach Rom mit so lebendiger Anschaulichkeit erzählt [2]. Eine andere Nachricht, die sie von einer Flucht des Apostels über die Stadtmauer von Damaskus gibt [3], wird von Paulus [4] bestätigt, selbst in der Einzelheit, daß diese Flucht in einem Korb geschah, der durch eine Lücke in der Mauer herabgelassen wurde; nur über die Verfolger gehen die Berichte auseinander, indem Paulus den Statthalter des Königs Aretas und seine Soldaten, die Apostelgeschichte aber nach ihrem Schema „die Juden" nennt. Freilich braucht diese Verschiedenheit keinen wirklichen Widerspruch auszumachen, wenn Juden den Statthalter aufgehetzt hatten. Die zweite Einzelheit, die Paulus nennt, ist die Todesgefahr, in der Priska und Aquilas „ihren Hals für sein Leben hingelegt haben" [5], wie schon gesagt, vielleicht dieselbe Gefahr, auf die

die Worte[1] anspielen: „Wir wurden im Uebermaß, weit über unsere Kräfte bedrückt, so daß wir selbst am Leben verzweifelten. Ja, von uns aus mußten wir uns das Todesurteil sprechen [und solche Not hat Gott geschickt], damit wir nicht auf uns selbst unser Vertrauen hätten, sondern auf den Gott, der die Toten auferweckt."

Zu der Gefahr gesellt sich die Sorge, freilich nicht die Sorge für das eigene Leben. Für Paulus haben die Fragen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? keine Rolle gespielt. Aber doch drang ein Heer von Sorgen tagtäglich auf ihn ein: „Neben allem, was sonst kommt, werde ich täglich [mit Anfragen und Bitten] überlaufen, liegt auf mir die Sorge für alle Gemeinden. Wo ist einer schwach, und ich wäre es nicht [mit ihm]? Wo nimmt einer Anstoß, und es brennt mich nicht?"[2]

Von allen Seiten bestürmte man ihn. Es war ja so vieles, ja alles unfertig in den neuen Gemeinschaften. Die Neugewonnenen wußten so wenig, wie sie sich mit ihrer neuen Welt im Herzen in der alten Welt draußen zurechtfinden sollten. Zweifel und Gewissensnot, Kleinglaube und übersprudelnder Enthusiasmus, Streit und Zank, alte und neue Sünde, von außen kommende Einflüsse aller Art erschütterten das zarte neue Leben immer wieder bis in seine Wurzeln. Ein Heer von Sorgen für das liebevolle Herz des Mannes und eine stete Frage an sein Gewissen; denn er wußte, daß er am Tage des Herrn werde Rechenschaft ablegen müssen für jeden Menschen, den ihm der Vater gegeben hatte[3].

Das Leben des steten Opfers, das der Apostel führt, wird aber dazu noch ein Leben der steten Selbstüberwindung in der Askese. Denn um seines Berufes willen ist Paulus ein Asket gewesen. Er hat sich scheiden müssen von Volk und Vaterland, so sehr er sein Volk noch immer liebte. Alles, was ihm einst so teuer war, für nichts mußte er es achten, für Kehricht[4]. Sein Volk hat ihm seine Abkehr mit grimmigem

Haß bis zum Tode vergolten; selbst von den zum Christentum übergetretenen Juden ist er zum teil als Vernichter des Gesetzes bitter angefeindet worden, ja bis in spätere Jahrhunderte hinein ist sein Andenken von ihnen mit Schmutz beworfen worden. Das muß dem Lebenden sehr schmerzlich gewesen sein. Ob seine eigenen Eltern tot waren, als er Christ ward, ist nicht bekannt; aber es ist vielleicht nicht weniger schmerzlich, seine toten Eltern innerlich zu verlieren, als es wehe tut, sich von den lebenden trennen zu müssen. Wie seine Schwester zu ihm stand, wissen wir nicht; daß ihr Sohn ihn aus Todesgefahr rettete[1], beweist noch nicht, daß er und seine Mutter innerlich auf des Apostels Seite standen. Nie hat die Liebe und Fürsorge einer Frau dem Paulus das Leben des Missionars erleichtert, wie dem Petrus und den Brüdern des Herrn, die mit ihren Frauen reisten[2]. Und obwohl es selbstverständlich war, daß ein Apostel von der Gastfreundlichkeit seiner Gemeinden lebte, so selbstverständlich wie daß der Soldat von seiner Löhnung, der Winzer von seinem Weinberg, der Hirt von der Milch seiner Herde lebt, und obwohl „der Herr selbst geboten hatte, daß die Verkündiger des Evangeliums vom Evangelium leben sollten“, so hat doch Paulus niemals von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht[3]. Niemals und von niemand hat er Gaben angenommen außer von der Gemeinde zu Philippi, mit der ihn ein besonders enges Verhältnis verband. Er hat sich von seinem mühseligen und wenig lohnenden Handwerk ernährt, weil er dem Vorwurf entgehen wollte, er verkaufe das Evangelium um Geld[4], und weil er außerdem, wie er selbst sagt, auch etwas haben wollte, worauf er stolz sein, dessen er sich vor Gott rühmen könnte und wofür er einen Lohn von Gott erhoffte[5]. Hier klingt wieder einmal etwas Katholisches in der Frömmigkeit des Apostels an; er scheint seinen Verzicht auf Geld und Gastfreundschaft als ein besonders zu belohnendes gutes Werk anzusehn, wie es die katholische Theologie mit ihren sogenannten evangelischen

Ratschlägen tut. Allein es ist doch anders gemeint: alles, was Paulus sonst hat und tut, ist ihm von Gott geschenkt und ein unabänderliches inneres Haben und Müssen. Nun möchte er aber doch auch etwas haben, womit er Gott Ehre machen kann; er will vor Gottes Richterthron treten und sagen können: Siehe, auch ich, ich als Mensch, habe etwas getan. Es ist vielleicht nicht korrekt lutherische und nicht einmal korrekt Paulische Lehre; aber es ist menschlich so begreiflich und liebenswert wie die Freude des Kindes, das seinem Vater von dessen eignen Geld ein Geburtstagsgeschenk gibt, wie die Freude des Mannes, der mit Stolz sein vollendetes Werk betrachtet. Man mag darüber lächeln oder jammern ob der Unbekehrtheit ihrer Herzen, die noch so stolz sind; wer gesunde Menschenherzen liebt, wird sich mit ihnen freuen. Ungesund wird diese Stimmung erst, wo sie sich verächtlich gegen andere wendet; davon ist Paulus frei.

So hat er seine Askese angesehn in der Weise Jesu als die ihm notwendige Art seiner Berufserfüllung. Nur die Ehe hat er mit den dekadenten Stimmungen seiner Zeit als minderwertig beurteilt, da er sie nur von ihrer sinnlichen Seite zu würdigen wußte[1]. In allem andern aber hat er durchaus die gesunde Anschauung des Evangeliums, und einmal hat er ihr so schönen und treffenden Ausdruck gegeben wie kaum jemand nach ihm[2]: „Ich habe mich in dem Herrn sehr gefreut, daß wieder einmal eure Sorge für mich ihre Blüte entfalten konnte [er meint die Unterstützung, die sie ihm geschickt haben]; an der Gesinnung hat es ja nicht gefehlt, aber an der Möglichkeit. Nicht als ob ich Mangels halber davon redete; denn ich habe gelernt, mit dem, was ich habe, zufrieden zu sein. Ich kann im Mangel und aus dem Vollen leben; ich bin mit allem und jedem vertraut: satt sein und hungern, Ueberfluß haben und Mangel leiden. Alles kann ich in dem, der mir Kraft gibt.“ Innerlich steht er also – wenn man von seinem Wort über die Ehe absieht – über der Askese, wie Jesus; sie ist ihm kein Gottes-

dienst und keine besondere Reinheit, sie ist seine besondere Berufspflicht und sein Berufsleiden. „Alle Wettkämpfer leben in strenger Enthaltsamkeit. Und doch wollen sie nur einen vergänglichen Kranz erhalten, wir aber einen unvergänglichen. Ich jedenfalls will nicht in den Tag hineinlaufen, will nicht meine Streiche in die Luft hinein führen, nein: ich zerschlage und bändige meinen Leib, um nicht, während ich anderen predige, selber ein unbewährter Mensch zu sein.“ [1]

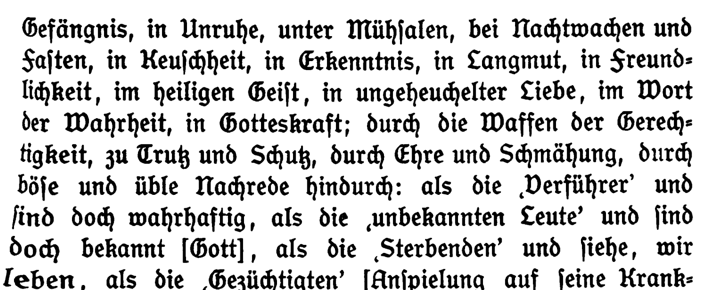
Das war das Leben des Apostels: ein unaufhörliches Opfer für die andern, ein schweres, hartes Arbeiten, ein Hineingehen in Armut und Gefahr, ein ruheloses Wandern ohne Heimat und liebe Angehörige, keine Stunde ohne Mühe und Sorge, rings umlagert von Gefahren und mit der Aussicht auf ein schreckliches Sterben unter den Steinwürfen einer wütenden Volksmenge. Aber keinen Augenblick ist der Apostel vor ihm zurückgeschreckt; Gott wollte es, er mußte hindurch.

Doch war es auch ein Leben voll hoher Freude, wie sie die dumpfe Alltäglichkeit in ihrer faulen Sicherheit nicht kennt, und voll der starken Liebe, wie sie aus Menschenherzen quillt, die im Höchsten und Innersten eins sind. Das junge Christentum war überhaupt kein griesgrämiger Knechtsdienst und keine wehleidige Tränenseligkeit in diesem Jammertal. Paulus zumal hat sein Leben voll fröhlicher Tapferkeit geführt; denn durch Todesnot und Leid hindurch sieht er das freundliche Auge Gottes auf sich gerichtet, des Gottes, der „von den Toten erweckt“ und durch Leid und Gefahr hindurch den Menschen helfen will. Freude ist ein Wort, das bei ihm eine große Rolle spielt. Alle seine Briefe, selbst die in den schwersten Zeiten geschriebenen wie der Philipper- und der zweite Korintherbrief, sind voll von Freudenrufen und Aufforderungen zur Freude [2]. Man könnte als Motto über sein Leben schreiben, was er selbst einmal [3] gesagt hat: „Und wenn ich auch mein Blut vergießen soll zu Opfer und Weihe eures Glaubens, so freue ich mich, freue mich mit euch insgesamt. Ebenso aber

sollt auch ihr euch freuen und mit mir freuen."

Der Grund solcher Freude ist nicht nur die Liebe und die Freundschaft, die ihm von denen widerfährt, mit denen ihn das Band des neuen Lebens stärker als alle natürlichen Liebesbande verknüpft, eine Liebe und Freundschaft, die schließlich doch auch alle seine Sorge verklärt, die ihm seine Schüler aufladen; denn sie ist ja nichts anderes als bangende und schutzsuchende Hingebung, als vertrauende Liebe. Der Grund solcher Freude im Leiden liegt noch höher. Niemals wußte er sich Gott näher, niemals fühlte er den Christus in sich lebendiger und kräftiger, als wenn es galt: „von außen Kampf, von innen Furcht" [1]. Wenn er fühlt, wie alte finstere Mächte sich gegen ihn verbinden, wie Satan ihn hindern will, sein Werk zu tun, dann flammt die Gewißheit, daß sein Werk Gottes Werk ist, nur um so höher in ihm auf, da wird die Hoffnung nur um so mächtiger: aus der Trübsal wächst die Hoffnung und die Hoffnung läßt nicht zu schanden werden, denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in sein Herz durch den heiligen Geist [2]. Die Kraft des neuen Lebens, das in seinem Herzen geboren ist, wird nur größer in aller Anfechtung, in Not und Gefahr. „Wir sind überall bedrängt und doch nicht erdrückt, zagend und doch nicht verzagend, verfolgt und doch nicht verlassen, niedergeworfen und doch nicht vernichtet; stets tragen wir das Sterben Jesu an unserm Leibe herum, damit auch das Leben Jesu an unserm Leibe sich offenbare. Denn mitten im Leben geben wir uns beständig in den Tod dahin um Jesu willen; damit auch das Leben Jesu an unserm sterblichen Leibe sich offenbare." [3] So steht der Apostel vor unsrer Seele, wie er sich selbst in einer heiligen Stunde seines Lebens gezeichnet hat, in voller Wahrhaftigkeit seine Ehre gegen schmähliche Angriffe schützend: „Niemand geben wir irgendwie sittlichen Anstoß, damit nicht der Dienst zum Spott werde. Vielmehr beweisen wir uns in allem als Diener Gottes: in vieler Geduld, in Drangsalen, in Nöten, unter Schlägen, im





Gefängnis, in Unruhe, unter Mühsalen, bei Nachtwachen und Fasten, in Keuschheit, in Erkenntnis, in Langmut, in Freundlichkeit, im heiligen Geist, in ungeheuchelter Liebe, im Wort der Wahrheit, in Gotteskraft; durch die Waffen der Gerechtigkeit, zu Trutz und Schutz, durch Ehre und Schmähung, durch böse und üble Nachrede hindurch: als die ‚Verführer' und sind doch wahrhaftig, als die ‚unbekannten Leute' und sind doch bekannt [Gott], als die ‚Sterbenden' und siehe, wir leben, als die ‚Gezüchtigten' [Anspielung auf seine Krankheit, die er selbst für dämonisch hält!] und werden doch nicht getötet, als die mit Leid Ueberschütteten und sind doch in steter Freude, als die Armen und machen doch viele reich, als die nichts haben und besitzen doch alles."[1]

So lebte der erste große Missionar des Christentums.

Die Missionspredigt.

Man kann aus den Briefen des Paulus noch deutlich erkennen, was der Inhalt seiner Missionspredigt gewesen ist und in welcher Weise er etwa gepredigt hat. Man würde aber sehr fehlgreifen, wenn man meinen würde, der Inhalt seiner Briefe decke sich mit dem Inhalt seiner Predigt. Genau das Gegenteil ist der Fall. Denn in den Briefen schreibt der Apostel ja gerade über solche Dinge, die er den Gemeinden noch gar nicht oder doch nicht genau auseinandergesetzt hat. Wollen wir vielmehr erfahren, was er gepredigt hat, so müssen wir seine ausdrücklichen Angaben darüber vergleichen.

An einer Stelle hat er selbst in knappen Worten den Inhalt seiner Predigt geschildert, wenn er den Thessalonichern sagt: „Ihr habt euch zu Gott bekehrt von den Götterbildern weg, zu dienen dem lebendigen und wahren Gott, und aus dem Himmel seinen Sohn zu erwarten, den er auferweckt hat von den Toten, Jesus, der uns ‚rettet' aus dem kommenden Zorn[gericht]."[2] Hier ist deutlich ein Punkt in den Vordergrund gestellt, der in den Briefen fast keine Rolle spielt: der





Kampf gegen die Götter für den einen, lebendigen und wahren Gott. So begann die Predigt: Laßt ab von den Göttern; es sind tote Götzen, Steine und Klötze! Es sind nur „sogenannte" Götter und Herren[1]. Und wenn auch nicht zu leugnen ist, daß in mancherlei Wunderwirkungen, in Heilungen und Träumen, diese Götter ihre Macht bezeugen, so sind sie selbst, diese Bilder, doch „nichts"[2], denn sie sind stumm und tot. Böse Dämonen sind es, die diese Wirkungen hervorbringen, Dämonen, die ihre Lust haben am Opferdampf und denen darum das Opfer auch eigentlich gilt[3], die aber ihre schlimme dämonische Natur darin beweisen, daß sie ihre Verehrer in Torheit und Sünde hineinstürzen. Die klugen Griechen, die so sehr viel von Weisheit und Bildung sprechen, sie scheinen blind dafür zu sein, daß sie, anstatt den großen Gott und seine Herrlichkeit zu ehren, die doch auch sie aus der sichtbaren Welt erkennen sollten und könnten, nur Bilder vergänglicher Wesen, von Menschen, Vögeln, Vierfüßlern und gar von Reptilien anbeten[4]. Solche unsinnige Verblendung so gebildeter Menschen kann nur auf die Bosheit der Dämonen zurückgeführt werden, sie ist nur erklärlich durch den Abgrund des sittlichen Dunkels, in den dieselben teuflischen Geister die Griechen zuerst hineingelockt haben. Und damit kehrt sich des Paulus Predigt gegen die Götter um zu einer Predigt an die Gewissen.

Gott hat euch dahingegeben an die Leidenschaften eurer Herzen, die euch so unglücklich machen, die ihr selbst als Schande und Entehrung eures eignen Leibes empfindet, schimpfliche Leidenschaften, welche Seele und Leib in gleicher Weise verderben. Und nicht nur die Männer handeln so, auch eure Frauen haben Würde und Scham verloren und eure Jünglinge und Knaben sind dem Verderben verfallen. Und zu dem Laster, das die Seele schamlos macht und erniedrigt, gesellen sich alle gemeinen Sünden, die es im Gefolge hat: Bosheit, Habsucht, Neid, Mord, Streit, Lug und Trug; ihr werdet

klatschsüchtig und verleumderisch, Gottesfeinde, frech, hoffärtig, prahlerisch, Ränkespinner, den Eltern ungehorsam, seid ohne Verstand und Halt, ohne Herz und Barmherzigkeit. Das ist euer Leben!" [1]

Und doch, so wie sich Gott in seinen Schöpfungswerken in der Natur nicht unbezeugt gelassen hat und ihr ihn dort sucht, und wie ihr hier und da auch einmal einen Hauch seines Geistes verspürt, so hat er auch in eure Herzen seine Stimme gegeben, euch zu warnen und zu schelten [2]. Oder wißt ihr nicht selbst, daß eure Leidenschaften euch schlecht machen? Erkennt ihr nicht selbst aus den Gedanken, die euch in euren eignen Herzen verklagen, Gottes Rechtssatzung: daß, wer solches tut, des Todes wert ist? Trotzdem tut ihr es und seht mit Beifall, wenn andere es tun! [3] Wahrhaftig, der Gott dieser Welt hat eure Augen verblendet und eure Gedanken finster gemacht [4]. Er und seine Dämonen sind es, die euch hinreißen in rasendem Taumel zu den stummen Götterbildern! [5]

Darum kehret euch ab von ihnen und hin zu dem einen Gott, dem lebendigen. Leben, ewiges Leben, das ists, was ihr sucht. Geben kann es nur der lebendige Gott, Er, der in Wahrheit Gott ist, der seine Gottheit und sein Leben auch beweist in seinen Werken und in euren Gewissen, der sein Leben und seine göttliche Kraft vor allem bewiesen hat durch die Auferweckung seines Sohnes von den Toten!

Damit ist Paulus zu dem Mittelpunkt seiner Predigt angelangt. Von hier aus empfing alles andere erst Kraft und Begründung, Leben und Glanz. Daß da ein Mann aus Nazareth aufgetreten sei, mächtig an Taten und Worten, daß ihn die Juden getötet haben, daß sie ihn den schmählichen Tod des Verbrechers haben sterben lassen, daß dieser Mann Gottes Sohn gewesen, daß sein Tod für die Sünde geschehen sei, daß Gott ihn durch den Tod hindurch vor aller Welt als seinen Sohn erwiesen habe durch die Auferstehung von den Toten, und daß diese Auferstehung von den Jüngern, und zuletzt auch

von ihm, erlebt worden sei, von ihm, dem einstigen Verfolger, der nun hier vor ihnen stehe und sein ganzes Leben diesem Sohne Gottes opfere, das war das Höchste, was Paulus sagen konnte [1]. Da setzte er sich ganz ein, da schloß sich ihm Herz und Mund auf, und seines eigenen Lebens Kampf und Not, Umkehr und Sieg klangen zitternd und ergreifend in die Herzen der Hörer hinein. Wenn er so künden konnte, wie Gott sie alle, die Apostel, einzeln ergriffen hatte, wie ihr Herr sich ihnen lebendig und mächtig erwiesen hatte, da flammte die Glut der Begeisterung auch in kalten und lange tot gewesenen Seelen auf. Und staunend sahen sie, die eben noch unter der Wucht seiner Anklage gestanden hatten, das Glück, das dem Prediger aus den Augen leuchtete. Viel hat Paulus von Jesus nicht erzählt, nur von seinem Tod und seiner Macht hat er geredet. Er sagt selbst, daß er den Galatern Jesus vor die Augen gemalt habe als den Gekreuzigten [2]; er hat [3] auch bei der ersten Mission in Korinth nur den Gekreuzigten verkündet, denn er hatte beschlossen, mit keinem anderen Wissen unter sie zu treten als mit Jesus Christus und zwar dem gekreuzigten [4]. Hier konnte er den Ernst der Sünde, die Liebe und die Macht Gottes am erschütterndsten zeigen, ganz abgesehen davon, daß das Kreuz das große „Aergernis“ seines eigenen Lebens gewesen und zum Mittelpunkt seines neuen Lebens geworden war. Vom Leben Jesu selbst hat Paulus wenig oder nichts erzählt; die Sittengebote, als welche er bereits mit der Gemeinde Jesu Sprüche verstand, traten wohl erst im Laufe der späteren Unterweisung mehr hervor. Ebenso ward hier erst der ausführliche Beweis aus den Weissagungen des Alten Testamentes gegeben, wenn auch gewiß schon die erste Predigt einen Hinweis auf die uralte Gottesoffenbarung enthielt.

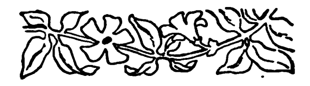
Von Jesus aber wandte sich die Predigt noch einmal zurück zu Gott. Sein Dasein hatte er wahrlich bewiesen; aber einmal wird er es noch mächtiger beweisen, wenn sein Zorn

hereinbricht über alle Uebeltäter! Angst und Bedrängnis wird über sie kommen, wenn der Feuerstrom vom Himmel herniederbricht, der alles Ungöttliche verzehrt. Gerettet wird nur, wer durch den Glauben zu Jesus gehört[1] und das Böse meidet. Denn Ungerechte werden das Reich Gottes nicht ererben, nicht Unsittliche und Götzendiener, Diebe, Habgierige, Trunkenbolde, Lästerer oder Räuber[2]. Wie Jesus, so gründet auch Paulus seinen Bußruf auf die Predigt vom Ende: Werdet andere Menschen; denn das Himmelreich ist nahe. Nur lautet die Botschaft jetzt: Glaubt und laßt euch taufen; denn der Sohn Gottes wird kommen, zu richten und zu retten. Wie stark Paulus im einzelnen das Gericht oder die Seligkeit ausgemalt hat, wissen wir nicht; aber das läßt sich sagen, daß auch er, wie Jesus, darin sehr zurückhaltend gewesen ist, denn nicht nur die Christen von Thessalonich, wo er nur kurz gewirkt hat, sondern auch die Korinther kommen zu ihm mit Fragen über die Endzeit und zwar mit so elementaren Fragen, daß man sich wundern muß, wie Paulus über sie noch nichts gesagt haben konnte[3].

Ein dreifaches Ziel hat die Missionspredigt des Paulus gehabt, ein religiöses, ein sittliches und ein kirchliches, wenn auch das letzte Wort nur mit Vorbehalt ausgesprochen werden darf.

Ihr erstes Ziel war religiös. War der alte Gottesglaube erschüttert und die Sehnsucht nach dem wahrhaftigen und lebendigen Gott erweckt, war die Sünde als Leid vertieft worden zur Sünde als Schuld gegen diesen Gott, seine Größe und Liebe, so bot sich dem Reuigen das Heil hier an in Jesus, der Sühnung für alle Schuld, dem lebendigen und ewigen Herrn. Der Missionar bot es nicht nur in dem inneren Akt des Gläubigwerdens an, von dem er freilich bloß zeugen konnte und für dessen Kraft nur das aus ihm selbst strahlende Glück sprach; nein, er bot es auch, wie jene Zeit es verlangte, in zwei geheimnisvollen sakramentalen Akten zu sinnlicher Er-





fahrung an, in der Taufe draußen am einsamen Ufer des Flusses und in dem seltsamen Mahl, das keiner schauen durfte, der es nicht essen sollte, von dem bald die merkwürdigsten Gerüchte umgingen, die je die blutgierige Phantasie menschlicher Neugierde ersonnen hat.

Zum zweiten verlangt die Missionspredigt das ernste Gelübde eines neuen sittlichen Lebens. Wir haben schon die elementarsten Verbote gehört. Gewiß aber kam überall auch das Positive hinzu, die Frucht des Geistes, wie sie Paulus [1] in Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Keuschheit zerlegt hat. Dieses Bild eines neuen Lebens, in wenigen markigen Strichen gezeichnet, hat gewiß die Herzen nicht weniger ergriffen als das Bild des Gerichtes, das Paulus vorher entrollt hatte. In allen seinen Briefen hat Paulus einen solchen praktisch-sittlichen Teil an seine theoretischen Ausführungen angeschlossen, deutlich einer Gewohnheit folgend, die er doch wohl beim Predigen ausgebildet hatte.

Das dritte Ziel endlich, das kirchliche, verwirklicht sich gleichfalls durch die Taufe und die Verpflichtung zu einem neuen Leben hindurch: der Eintritt in die neue Gemeinschaft. Einen Geist haben alle Getauften empfangen, sie dürfen alle den einen Leib des Christus essen und werden alle seine Genossen, aufgenommen in die geheimnisvolle Gemeinschaft mit einem Wesen aus dem Jenseits und darum stärker an einander gebunden, als Bande des Blutes und der eignen Wahl zu binden vermögen [2]. Indem sie so „Auserwählte“ Gottes und „Heilige“ geworden sind, aufgenommen in das Leben der Gottheit, herausgehoben aus dieser profanen Welt — denn das und nicht sittlich gut sein heißt „heilig“ sein — sind sie untereinander „Brüder“ geworden, die sich gehören im Leben und im Tod. Zwar sollen sie in der Welt und in dem Beruf bleiben, ja in dem Stand und Los, in dem sie berufen sind [3]; aber sie gehören doch einer neuen Gemeinschaft an, die s



nach ihren Regeln leben heißt, die sie auch äußerlich in ganz anderer Weise mit einander und für einander leben läßt als sie je vorher zusammenlebten.

Das alles enthielt die eine große Forderung der Umkehr und der Taufe.

Nach alledem, was uns Paulus von seiner Missionspredigt andeutet, scheint endlich sicher zu sein, daß sie gerade das, was wir „Paulinismus" nennen, nicht enthalten hat, nämlich die eigentümliche Lehre des Paulus von der Rechtfertigung und Erlösung. Sie bewegt sich in viel allgemeineren, einfacheren Gedanken, in Gedanken, wie sie die Predigt der Jünger Jesu wohl ebenfalls in den Vordergrund stellte. Ja sie lief sogar ein großes Stück in den Bahnen der jüdischen Missionsrede, sowohl in ihrem Angriff auf die Heidengötter wie in ihrer Sittenpredigt und in ihrer Weissagung vom Ende.

Ueberblickt man die ganze Gedankenfolge der Missionspredigt des Paulus, so erscheint sie ungeheuer einfach und eben darum geradezu klassisch. Ist nicht alle christliche Missionspredigt, ja alle Erweckungspredigt bis auf den heutigen Tag in ihren Spuren gegangen? Und gewiß hat diese Predigt auch bis heute ihre großen Erfolge, es ist die Predigtweise des Methodismus im weitesten Sinne. Einfache große Drohungen und Forderungen, dazu alles einmündend in eine unmittelbare Tat, dort die Taufe hier das Bekennen, und bei beiden der Eintritt in die neue Gemeinschaft sowie das Gelöbnis des neuen Lebens. Indessen darf man sich eins nicht verhehlen, nämlich daß diese Form der Erweckungspredigt heute nur noch auf gewisse Menschen und nur da wirkt, wo das Christentum, d. h. der herkömmliche christliche Unterricht stark in der Phantasie nachwirkt. Bei gebildeten, modernen vom Glauben abgekommenen Menschen wirkt dies Gedankengefüge nicht mehr. Wir brauchen eine andere Begründung der Sittlichkeit und vor allem eine tiefere Nachweisung des

Gottesglaubens; damit ist es uns aber auch viel schwerer gemacht, den Grundgedanken unsrer Religion, daß Sünde nicht bloß Leid sondern Schuld ist, in Kopf und Herzen der Missionierten zu prägen.

Aber auch damals schon, als Paulus mit dieser seiner Missionspredigt auszog, hat mehr als ihr Gedankeninhalt das gewirkt, was hinter ihr stand: die Sehnsucht des Volkes und die Persönlichkeit des Apostels. Er selbst hat das wohl gewußt. Er hat es auch ausgesprochen: nicht das Wort der Weisheit, nicht treffende Beweisführung und kunstgerechte Rhetorik war es, was ihm die Herzen gewann, sondern der Beweis des Geistes und der Kraft[1]. Das Glück des erlösten Menschen, das ihm aus den Augen strahlte, und die Kraft, die von diesem gotterfüllten Herzen sich in die anderen ergoß, machte, daß sie an Leib und Seele gesund und stark wurden.

Der Prediger.

Wenn wir uns aus der Kritik seiner Gegner ein Bild davon machen wollten, wie Paulus gepredigt und wie seine Predigt unmittelbar auf seine Hörer gewirkt hat, und wenn wir seine eigenen Aeußerungen darüber naiv hinnehmen würden, so würden wir ein ganz falsches Bild bekommen. Immer wieder bekundet Paulus, daß auch er Beredsamkeit für eine „Tugend zweiten Ranges" hält; er betont, daß er selbst ein Laie in Bezug auf Rhetorik[2] — Luther übersetzt noch kräftiger, aber mit Verfehlung der Nuance, daß er mit Reden albern — sei, und seine Gegner haben ihm höhnisch gesagt, seine Briefe seien gewaltig und kräftig, aber sein persönliches Auftreten sei schwach und sein Wort verächtlich[3]. Augenscheinlich war Paulus kein Mann, der durch blendende unsieghafte Erscheinung gewann, auch nicht einer jener wunderbar anziehenden Orientalen, wie sie die jüdische Rasse heute noch hin und wieder einmal hervorbringt, sondern ein Mann, der auf den ersten Blick unscheinbar und häßlich erschien. Im

zweiten Jahrhundert hat ihn ein Verehrer auch in dieser Weise noch genauer geschildert; aber diese Schilderung ruht vielleicht nicht auf Erinnerung, sondern auf dem Dogma, daß Gott das Niedrige, Häßliche und von der „Welt" Verachtete zum Werkzeug seiner Pläne mache. Dennoch ist die Tatsache an sich durch des Paulus Briefe genügend bezeugt. Zudem aber hat Paulus niemals die Vorzüge einer richtigen griechischen Bildung genossen. Sein Griechisch ist nicht das schlechteste, aber auch nicht das beste im Neuen Testament, in dem überhaupt nur ein Schriftstück, der Hebräerbrief, einigermaßen ästhetisch-stilistischen Ansprüchen genügen kann. So fanden die Leute, die auf eine Rhetorik im Sinne jener Zeit Wert legten, bei ihm keine Befriedigung. Es fehlte ihm Korrektheit und Eleganz der Rede. Auch unsre heutigen Kirchgänger würden sich vielleicht bei ihm nicht „erbaut" haben. Sie sind ja viel zu sehr durch den liturgischen Pomp unsrer feierlichen Kultrede verbildet und viel zu sehr daran gewöhnt, lediglich zu fragen, ob der Pfarrer „schön" predige, als daß die meisten für das schlichte, im Augenblick aus der Seele quellende Wort empfänglich sein sollten.

Daß aber Paulus doch ein großer und herzbezwingender Redner gewesen ist, das belegen drei Tatsachen ganz sicher: nämlich der Erfolg seiner Mission im ganzen, dann die ausdrücklichen Nachrichten über sein Auftreten in Galatien und Korinth und endlich Teile seiner Briefe, die in ihrem Stil den gewaltigen Prediger noch unmittelbar offenbaren. Nach diesen Zeugnissen predigte auch er freilich nicht wie die Schriftgelehrten, aber wie einer, der Macht hat über Menschenherzen, über gute und böse Geister. Aus seinen Briefen schlägt uns noch heute die Glut einer wilden, aber hinreißenden Beredsamkeit entgegen. Sie hat gewiß nichts von der polierten Geistreichigkeit griechischer Sophisten an sich, affektiert auch nicht die Derbheit und Witzmacherei der damaligen Volksredner, sondern fließt aus einer Seele, die in den Strom jener

Beredsamkeit eingetaucht ist, der das Alte Testament durchzieht, die an der gewaltigen, bilderreichen Poesie der Propheten und Psalmisten genährt ist. Selbst in der Form der häufigen Antithesen und Parallelismen verrät sich das alttestamentliche Vorbild deutlich. Freilich entsprach diese Form der Rede auch dem innersten Wesen des Apostels. Wie sein ganzes Leben, so ist auch seine Rede ein fortwährender Kampf, ein stetes Sichbewegen im Gegensatz, ein Ringen mit Widerspruch und Einwänden. Seinen Gegner nimmt er sich persönlich vor und spricht mit ihm Auge in Auge. Wenn er im Eingang des Römerbriefes nachweist, daß die Heiden in Unwissenheit und Sünde verloren sind, sieht er plötzlich den Juden neben sich stehen, wie er im behaglichen Gefühl seiner Ueberlegenheit ihm lächelnd Beifall zunickt. Da wendet er sich diesem zu und fährt ihn an: Jedem Menschen gilt, was ich sage, jedem, auch und gerade dem, der da meint, Richter der andern sein zu dürfen. Dir und mir! Dem Juden zuerst und dann dem Griechen! Bist du besser? Du hast wohl das Gesetz; aber tust du es auch? „Du predigst, nicht zu stehlen, und stiehlst selber! Du verbietest den Ehebruch und brichst die Ehe! Du verabscheust die Götzenbilder und raubst Tempel aus! Du rühmest dich freilich des Gesetzes, aber du machst Gott Unehre, indem du es übertrittst!“ [1]

So sprach Paulus, so rang er mit dem Gegner, Ich gegen Ich, Mann gegen Mann. Das bezwang, das überwand. Dieses volle Einsetzen der Person, dieses Angreifen macht alles zu einer ganz persönlichen Sache des Hörers. Auch in der Form der Sätze tritt das deutlich hervor. Die ganze Redeweise ist sprunghaft und oft überraschend, sie setzt viel voraus und läßt noch mehr zwischen den Zeilen lesen. Sie überstürzt sich und hastet auf das Ziel los, muß deshalb manches nachbringen und einschalten, sie bewegt sich in Fragen und Ausrufen: Was sollen wir nun dazu sagen? Das sei ferne! u. a. Alles das sind die Zeichen des lebhaften Temperaments, das

den Apostel auszeichnet, der so gar nicht weise und abgeklärt ist. Sie sind so charakteristisch an ihm, daß die Briefe an die Epheser, an Timotheus und an Titus, schon deshalb, weil sie so gar nichts davon an sich haben, sondern ganz auf feierliches Kirchentum und Gesetzlichkeit gestimmt sind, nicht von dem Manne sein können, der die Korintherbriefe und den Galaterbrief geschrieben hat. Umgekehrt war es eine Geschmacklosigkeit, den Galaterbrief um seiner Sprunghaftigkeit willen für unecht zu halten, dies echteste Kind dieser wilden, glühenden Seele, in einer Stunde geboren, da die Wogen der Angst und des Zornes über sie hinweggingen.

Die Redestücke, die hier und da in den Briefen des Apostels aufglänzen, verraten alle diese Glut seiner Seele und den Schwung seiner prophetischen Sprache. Das Hauptstück einer solchen großen Rede, der Verteidigungsrede 2. Kor. 11, 8—31, ist schon größtenteils auf S. 136 abgedruckt worden. Eine andere Stelle [1], welche die hinreißende Wucht des Predigers, der sie schrieb, deutlich verrät, gebe ich hier in sinngemäßer Abteilung der Verse wieder; man lese sie sich einmal laut vor. Denn eigentlich sind alle Briefe des Apostels laut zu lesen, schon deshalb, weil er sie alle diktierte und im Tone seiner Predigtweise sprach.

Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denn sie sind nach seinem Willen Gerufene.

Denn die er ausersehen hat, die hat er auch vorher bestimmt, dem Bilde seines Sohnes gleichgestaltet zu werden, auf daß der sei der Erstgeborene unter vielen Brüdern;

die er aber vorher bestimmt hat, die hat er auch gerufen,
und die er gerufen hat, die hat er auch gerechtfertigt,
die er gerechtfertigt hat, die hat er auch verherrlicht.

Was werden wir nun dazu sagen?

Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!
Hat er doch seinen eigenen Sohn nicht geschont,

sondern ihn für uns alle dahin gegeben,
wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken!
Wer will die Auserwählten Gottes anklagen?
Gott ist es, der sie freispricht!
Wer ist es, der sie verurteilt?
Christus Jesus ist hier, der Gestorbene,
nein vielmehr der Auferweckte,
der zur rechten Hand Gottes steht,
er tritt auch für uns ein!
Wer wird uns scheiden von der Liebe des Christus?
Trübsal oder Bedrängnis oder Verfolgung oder Hunger oder
Blöße oder Gefahr oder Schwert? – wie geschrieben steht:
Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag,
sind wir geachtet wie Schlachtschafe –
Nein, in dem allem überwinden wir weit
durch den, der uns geliebt hat,
Denn ich bin gewiß:
weder Tod noch Leben,
weder Engel noch Gewalten,
weder gegenwärtige noch zukünftige [Geister] noch Kräfte,
weder Höhe noch Tiefe noch sonst ein Geschöpf
vermag uns zu trennen von der Liebe Gottes,
in Christus Jesus, unserm Herrn.

Liest man diesen Hymnus mit seiner Leidenschaft und seinem Schwung, so versteht man, warum er unsern größten Liederdichter zu einem seiner schönsten Lieder („Ist Gott für mich") angeregt und ihm Zug für Zug den Stoff geliefert hat.

Was Paulus äußerlich an Schönheit und Sieghaftigkeit des Wesens und an Bildung des Geistes versagt war, das war ihm ersetzt durch die Kraft und die Größe seines inneren Lebens. Mit Furcht und Zittern und in Schwachheit, vielleicht krank, stand er vor den Korinthern, als er zum erstenmal dort predigte[1]. Er wußte wohl, was ihm alles fehlte. Und doch, er kam mit dem Beweis des Geistes und der Kraft. Er riß sie hin. Trug er die Sache nicht, so trug sie ihn. Das

innere Leben, das in ihm aufleuchtete, wenn er von seiner großen Sache sprach, verklärte seine kleine, häßliche Gestalt. Je mehr er gebangt, je mehr man seine Angst gefühlt hatte, desto mehr wurden viele überwältigt, wenn nun sein Auge wunderbar erglühte, drohend und gütig zugleich. Und es war wie bei Jesus, wenn er sprach: die Ergriffenheit war so groß, daß Wunder geschahen. Das meint Paulus mit dem Beweis der „Kraft", Kranke wurden gesund, gequälte Herzen beugten sich und bekannten erschüttert und beglückt: Wahrhaftig, Gott ist in dir![1]

Aehnlich war es in Galatien. Paulus wollte nach Europa, da warf ihn ein schwerer Anfall seiner Krankheit nieder, der Satansengel schlug ihn wieder einmal mit Fäusten. Sollte Satan den Sieg behalten? Nein, Gottes Kraft vollendet sich in der Schwachheit[2]. Er raffte sich auf und gewann den Sieg über seinen Leib. Dableiben mußte er, aber Gottes Werk sollte der Satansengel auch hier gefördert haben. Paulus predigte. Und die sieghafte Gewalt, mit der er seine Krankheit und den „Teufel" bezwang, bezwang die Herzen. Sonst wandte man sich mit Schauder und Grausen von solchen Kranken ab; hier nahm man einen von ihnen „wie einen Engel Gottes" auf, und man hätte sich die Augen ausgerissen und ihm gegeben, wenn man ihn hätte gesund machen können[3]. Wie einen Engel Gottes — auch hier wieder das Staunen vor dem Uebermächtigen, vor der wundersamen Kraft, die den Apostel über sich hinaushob, vor dem Leben, das diesem Leib eine Macht gab, die alles bezwang.

Wieder eine andere Szene stellt sich uns vor die Seele, wenn Paulus die Thessalonicher an sein erstes Auftreten in ihrer Mitte erinnert:

„Ihr wißt es selbst, Brüder, daß unser Auftreten bei euch nicht erfolglos gewesen ist, sondern nach all den Leiden und der Mißhandlung, die wir, wie ihr wißt, vorher in Philippi erduldet hatten, traten wir doch voll mutigen Vertrauens auf

unsern Gott auf, um das Evangelium Gottes in schwerem Kampfe euch zu verkündigen." [1]

Man fühlte es diesem Manne und seiner Rede an: er war kein tönendes Erz und keine klingende Schelle. Er setzte sein Leben ein für das, was er sprach, und darum machte, was er sagte, solchen Eindruck. Er kann wohl weichen, wo die brutale Gewalt ihm sein Arbeitsfeld raubt; aber seine Arbeit kann ihm niemand rauben. Wer so aus der Ueberfülle des Herzens spricht und so mit seinem Leben hinter seinen Worten steht, der kann die Rhetorik und Homiletik getrost entbehren; seine Rede wird vielleicht nicht schön, aber sie wird ein Beweis des Geistes und der Kraft sein.

Das hat Paulus selber in dem dreistrophigen Hymnus auf die Liebe ausgesprochen [2], der voll eigenartiger Poesie wohl das Schönste ist, was Paulus je geschrieben hat:

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen rede,
    und habe die Liebe nicht,
    so bin ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.
Und wenn ich wunderbar predigen kann
    und weiß alle Geheimnisse und alle Erkenntnis,
    und wenn ich allen Glauben habe
    und Berge versetzen kann,
    und habe die Liebe nicht,
    so bin ich nichts.
Und wenn ich alle meine Habe austeile
    und wenn ich meinen Leib hingebe
    und mich verbrennen lasse,
    und habe die Liebe nicht,
    so hilft es mir nichts.

*

Die Liebe ist langmütig, gütig ist die Liebe, sie neidet nicht.
    Sie prahlt nicht und blähet sich nicht auf.
    Handelt nicht unedel und sucht nicht ihren Vorteil.
    Läßt sich nicht erbittern und trägt das Böse nicht nach.

Freut sich nicht der Ungerechtigkeit, freut sich vielmehr mit der Wahrheit.
Alles deckt sie zu, alles glaubt sie, alles hofft sie, alles duldet sie.

*

Die Liebe höret nimmer auf.
Predigtgabe — sie geht dahin,
Zungenrede — sie hört einst auf,
Erkenntnis — sie geht dahin.
Denn Stückwerk ist unser Erkennen,
Stückwerk unser Predigen;
wenn aber das Vollkommene kommt,
so ist es mit dem Stückwerk vorbei.
Als ich ein Kind war,
redete ich wie ein Kind,
fühlte ich wie ein Kind,
dachte ich wie ein Kind.
Als ich ein Mann ward,
war es mit des Kindes Welt vorbei.
Denn jetzt sehen wir im Spiegel ein Rätselbild,
einst aber von Angesicht zu Angesicht.
Jetzt ist mein Erkennen nur Stückwerk,
einst aber werde ich erkennen so ganz, wie ich erkannt bin.
Ewig dauern Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei;
die Liebe aber ist das Höchste unter ihnen.

Das Missionsverfahren.

Die Apostelgeschichte läßt Paulus nach einem ganz bestimmten Schema seine Missionsarbeit tun. Stets geht Paulus zuerst in die Synagoge des Ortes, in den er gekommen ist, und hält den Juden eine Predigt. Einige lassen sich von ihm gewinnen, die Mehrzahl aber wendet sich gleichgültig von ihm ab oder gar feindlich gegen ihn. Darauf legt Paulus feierlich das Zeugnis gegen sie ab, daß sie das Heil verschmäht haben, und geht zu den Heiden, die ihn mit Freuden hören und sein Wort annehmen.

Mag der Apostel, selbst nach der Abmachung von Jerusalem, daß er und Barnabas zu den Heiden, die Urapostel dagegen zu den Juden gehen sollten[1], hier und da vielleicht einmal so verfahren sein, seine Briefe beweisen im Gegenteil, daß er sich als Heidenapostel gefühlt und Heiden bekehrt hat. Es ist ja möglich, daß er, wie nach dem Reisebericht seines Begleiters in Philippi[2], zu dem jüdischen Gottesdienst gegangen ist, um dort Heiden zu treffen, die überhaupt ihr religiöses Suchen zum Monotheismus und zur jüdischen Sittlichkeit hinzog. Sie waren die Leute, bei denen er anknüpfen mußte, vor allem diejenigen Proselyten, die nicht völlig zu Juden geworden waren und sich nicht hatten beschneiden lassen, die sogenannten Gottesfürchtigen, die vor dem jüdischen Zeremonialgesetz und einer Aufnahme in den Volksverband zurückschreckten, aber das Judentum um seiner Ethik und seines Monotheismus, seines Alters und seiner Weissagungen willen interessant fanden und ihm anhingen.

Ein anderes Mal wird Paulus jene kleine Propaganda von Mund zu Ohr geübt haben, wie sie im neunzehnten Jahrhundert der Sozialismus in seinen Anfangsstadien ausgebildet hat. Im Kreise seiner Handwerksgenossen oder in andern religiös interessierten kleinen Kreisen begann Paulus wohl seine Arbeit, und so wenig geräuschvolle Erfolge diese Arbeit kennt, so rasch erfolgt doch gerade auf diesem Wege die Ausbreitung von Ideen, wenn sie der Sehnsucht der Menschen entgegenkommen. Der Hörsaal eines Popularphilosophen mag ein anderes Mal wieder der Ort gewesen sein, an dem Paulus seine neue Religion predigte[3]. Meist aber wird es wohl das große Empfangszimmer eines Privathauses gewesen sein, in dem Paulus predigend auftrat. Jener „Gottesfürchtige“ Titius Justus, den die Apostelgeschichte nennt[4], Stephanas, der sich mit seinem Hause in den „Dienst“ der Heiligen zu Korinth gestellt hat[5], Phöbe, die „Dienerin“ *(diakonos)* und Patronin der Gemeinde zu Kenchreä war[6], sind Beispiele von begüter-

ten Leuten, deren Schutzbefohlene gleichsam die jungen Gemeinden ihrer Vaterstädte waren, in deren Häusern man zusammenkam, die alles nötige für Wortgottesdienst und Herrnmahl vorbereiteten: Gastgeber und Kirchendiener in einer Person.

Gewöhnlich erfolgte der Eintritt in die neue Gemeinschaft außerordentlich schnell. Wer ein- oder zweimal die Missionspredigt gehört hatte, von ihr im Innersten ergriffen worden war und die Taufe begehrte, ward getauft und aufgenommen, ein Heiliger und Geretteter, ein Mensch, dem das ewige Leben sicher war und der „die Engel richten sollte"[1]. Es liegt ein ungeheurer Enthusiasmus in diesem Vertrauen auf den begeisterten Entschluß und die Taufe. Ein Enthusiasmus freilich, der sein innerstes Recht aus der nachfolgenden stillen und emsigen Arbeit an den Neubekehrten bekam. Alles Große auf Erden wird so geschaffen: im Enthusiasmus geboren und durch schlichte sittlich strenge Kleinarbeit gefördert und im Wachstum gehalten. Wo eines von den beiden fehlt, wird kein Leben erweckt oder keines erhalten werden.

Es ist kein schönes Wort, das wir für die schönste Seite der Tätigkeit eines rechten Pfarrers gebildet haben, das Wort Seelsorge. Es klingt nach Kränklichkeit und Aengstlichkeit, und kein rechter Mann und keine Frau von zartem Innenleben wird nach einem „Seelsorger" begehren. Man sollte das Wort fallen lassen; aber die Sache, recht verstanden, ist das Höchste, was ein Mensch — und nicht bloß ein Pfarrer — dem andern leisten kann und soll. Diese Freundesarbeit an den neu gewonnenen Freunden, sie war es auch, die dem Apostel recht eigentlich Hauptarbeit seines Lebens wurde und auf die er sich, wie seine Briefe beweisen, meisterhaft verstand.

Die höchste Eigenschaft, die ihn dazu befähigte, war die unbedingte Echtheit seines Wesens. Er knechtete und bändigte seinen Leib, damit er nicht andern predigend selber ein Heuchler erfunden werde[2]. Opfer verlangte er nur, die er selber



gebracht hatte. Sein Leben der unbedingten Hingabe war das erste, das gewann. Das Leben der Begeisterung, das er führte und das aus seinen Worten jeden anwehte, der ihn hörte, setzte sich im täglichen Verkehr um in ein Leben der Liebe für die andern. Diese Liebe wirkte um so gewinnender, als man gesehen hatte und immer wieder sah, wie dieser Mann aufflammen konnte im Zorn, wie er hassen und drohen konnte, wo man seine Sache, seinen Gott und seinen Herrn angriff oder anzugreifen schien. Ein scharfer Verstand ließ diese Liebe sich nicht ziellos verpuffen, sondern machte es ihr möglich, den Menschen von allen Seiten nahe zu kommen, um sie zu gewinnen. Paulus konnte sich, so sauer es ihm bei seiner ausgesprochenen Eigenart ward, in jede Schale finden, die dem Menschen Erziehung, persönliche oder nationale Eigenart gaben. Er wußte eben immer wieder das Menschliche im Menschen zu finden und zu seinem Bundesgenossen zu machen: „Ich bin den Juden wie ein Jude geworden, um die Juden zu gewinnen, den Gesetzesfrommen wie ein Gesetzesfrommer, obgleich ich nicht unter dem Gesetze stehe – um die Gesetzesfrommen zu gewinnen; denen ohne Gesetz wie ein Gesetzloser, und doch bin ich nicht ohne Gottes Gesetz, sondern beuge mich dem Gesetze Christi — um die ohne Gesetz zu gewinnen; ich bin den Schwachen ein Schwacher geworden, um die Schwachen zu gewinnen; allen bin ich alles geworden, um allenthalben einige zu retten.“ [1] Schon bei Lebzeiten haben dem Apostel seine Gegner daraus einen Vorwurf schmieden zu können geglaubt, und so wörtlich genommen klingt der Satz ja auch etwas nach Geschmeidigkeit. Aber sieht man sich die Stelle, an der die Worte stehen, einmal näher an, so merkt man bald, daß sie nicht Zeugen eines geschmeidigen Wesens, sondern der Herbe und der Schärfe sind, die der Apostel überall verrät. Paulus hat dies sein Eingehn auf die Besonderheit der Menschen direkt zur Askese gerechnet, die er als „Wettkämpfer“ für Christus üben muß. Wie Fasten und Ehe-

losigkeit so hat er seine Liebenswürdigkeit angesehen; denn die eben zitierten Worte stehen zwischen folgenden zwei Sätzen: „Obwohl ich frei bin von allem, habe ich mich doch zum Knecht aller gemacht. . Das alles tue ich um des Evangeliums willen.“ [1]

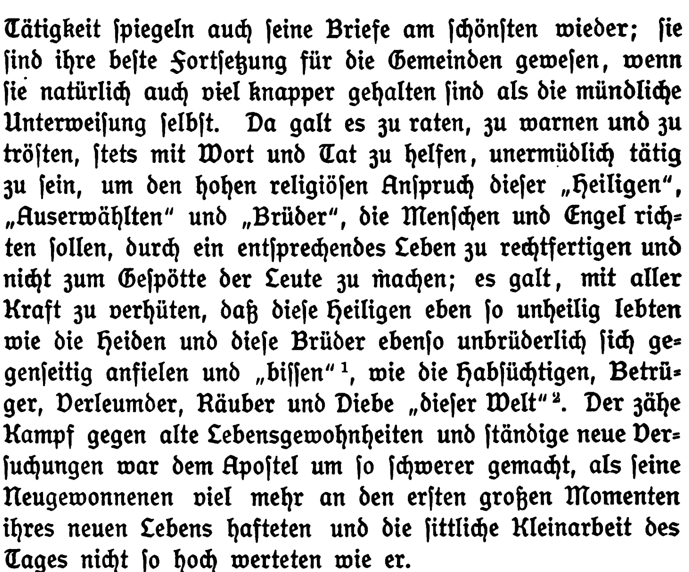
Verleumdungen, die seine Gegner auszustreuen nicht müde wurden, verdanken wir es, daß er uns diese stille Missions- und Erziehungsarbeit einmal etwas ausführlicher geschildert hat, wie sie von ihm in Thessalonich geübt worden ist:

„Unsere Zusprache geschah nicht aus irrer Schwärmerei noch aus unreinen Absichten und Arglist; sondern wie uns Gott auserwählt hat, uns mit dem Evangelium zu betrauen, so reden wir, nicht um Menschen zu gefallen, sondern dem Gott, der unsere Herzen prüft. Wir sind weder irgendwann mit Schmeichelworten gekommen — das wißt ihr — noch mit Kunstgriffen der Habsucht — Gott ist mein Zeuge —, noch haben wir von Menschen Ehre gesucht, weder von euch noch von andern, obwohl wir uns hätten in die Brust werfen können als ‚Christi Apostel‘. Sondern wir waren freundlich unter euch, so wie eine Mutter ihre Kinder hegt und pflegt. So hat es uns zu euch hingezogen und getrieben, nicht nur das Evangelium Gottes euch zu bringen, sondern unsre Seele euch zu geben; denn wir hatten euch lieb gewonnen.

Ihr gedenkt wohl noch, meine Brüder, an unsere Mühen und Beschwerden. Tag und Nacht haben wir gearbeitet, um keinem von euch zur Last zu fallen, während wir euch das Evangelium Gottes verkündigten. Ihr seid Zeuge und Gott, wie treu, wie gerecht, wie tadellos wir gegen euch, die ihr zum Glauben kamt, gewesen sind, wie ihr denn wißt, daß ich jeden einzelnen wie ein Vater seine Kinder mahnte, ihm zusprach und ihn beschwor, damit ihr des Gottes würdig lebtet, der euch berufen hat in sein Reich und zu seiner Herrlichkeit.“ [2]

In dieser Einzelarbeit, die Paulus tat, in dieser Erziehungsarbeit, wo er wie ein Vater zu seinen Kindern war, ist die eigentliche Mission des Apostels zu suchen. Diese seine

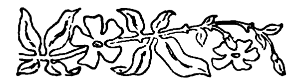




Tätigkeit spiegeln auch seine Briefe am schönsten wieder; sie sind ihre beste Fortsetzung für die Gemeinden gewesen, wenn sie natürlich auch viel knapper gehalten sind als die mündliche Unterweisung selbst. Da galt es zu raten, zu warnen und zu trösten, stets mit Wort und Tat zu helfen, unermüdlich tätig zu sein, um den hohen religiösen Anspruch dieser „Heiligen", „Auserwählten" und „Brüder", die Menschen und Engel richten sollen, durch ein entsprechendes Leben zu rechtfertigen und nicht zum Gespötte der Leute zu machen; es galt, mit aller Kraft zu verhüten, daß diese Heiligen eben so unheilig lebten wie die Heiden und diese Brüder ebenso unbrüderlich sich gegenseitig anfielen und „bissen" [1], wie die Habsüchtigen, Betrüger, Verleumder, Räuber und Diebe „dieser Welt" [2]. Der zähe Kampf gegen alte Lebensgewohnheiten und ständige neue Versuchungen war dem Apostel um so schwerer gemacht, als seine Neugewonnenen viel mehr an den ersten großen Momenten ihres neuen Lebens hafteten und die sittliche Kleinarbeit des Tages nicht so hoch werteten wie er.

Ihnen war der heilige Geist, die neue Schöpfung, der Christus in ihnen, jene wunderbare über sie gekommene Kraft, die sie zuerst an dem Apostel gefühlt hatten in seiner flammenden Prophetensprache, die sie erlebt hatten, wenn er „mit Zungen redete", wenn er in dem höchsten Rausch der Seele nicht mehr sprach, sondern es ihm in Jauchzen und Stammeln von den Lippen floß; sie hatten vielleicht gesehen, wie ein Dämonischer nach einem letzten wilden Anfall, der unter der Wucht seiner gewaltigen Erschütterung ausgebrochen war, gesund davon ging, wie ein Lahmer plötzlich wieder gehen konnte. Sie hatten an sich selbst gemerkt, wie des Apostels flammendes Wort ihnen die Tiefen der Seele öffnete und sie auf die Knie niederzwang, wie sie derselbe Rausch der Begeisterung überfiel, wie sie selbst zu reden begannen in jener wunderbaren Sprache. Und das alles verschwamm für sie zusammen mit der großen Stunde der Taufe, da das Wasser des Flusses





über ihnen zusammenschlug und sie als neue Menschen, als Wiedergeborene aus ihm emporstiegen, in einen einzigen ungeheuren Akkord einer unerhörten neuen Lebensfülle, die aus dem Himmel herabgestiegene Wunderkraft verlieh und sicher in ein ewiges Leben im Himmel hineinführte, ja schon hineinversetzt hatte. Denn so war es: nächstens mußte die Gestalt dieser Welt vergehen [1], wie die Kulissen einer Bühne mußte diese Welt auseinanderrücken und dahinter mit einem Schlage das wahrhaft Wirkliche, die ewige Welt in Glorie strahlend zum Vorschein kommen. — Dieser Rausch der Seele war für sie der heilige Geist, er machte reif für die Taufe, ihn bestätigte sie und schenkte sie neu.

Den Menschen in dieser Gemütsstimmung den harten, dornenvollen Weg strenger Selbsterziehung zu zeigen, als das Köstlichere [2] zu zeigen, ihnen die schlichte sittliche Arbeit als den heiligen Geist darzutun, ohne jenen Ueberschwang der Seele als sinnlose Schwärmerei zu brandmarken; nicht als weiser Alter der Jugend zu predigen, sondern als liebevoller Vater und gleich gestimmter Bruder: das war die Seelsorge, die der Apostel zu üben hatte, das war die große Aufgabe der „inneren Mission", die er leisten mußte, wenn der erste Augenblick der Bekehrung vorüber war. Menschen, die sich um ihrer Wunder und Ekstasen willen für rechte Geistesmenschen hielten, zu sagen, daß sie noch „fleischern" seien, solange sie sich zankten und stritten [3], überall, wie später Ignatius sagte, kalte Aufschläge auf die fiebernden Glieder zu legen, ohne doch den Geist zu dämpfen [4], das war die große erziehende Kunst des Missionars.





Der Gründer der Kirche.

Alles Große, das Menschen schaffen, entstammt dem Unbewußten. Mögen die klugen Leute, die alle Geheimnisse wissen und alle Erkenntnis haben, über diese Tatsache lächeln, sie bleibt. Es ist, als ob der Mensch in manchen Augenblicken nicht mehr persönliches Wesen sei, sondern „außer sich" gerate, wie die Alten sagten, als ob er über sich hinaus wüchse zu einem Stück des Gesamtlebens, zu einem Organe, mit dem die Menschheit ihre Arbeit tut, ihm selber unbewußt oder gar wider seinen bewußten Willen. Es ist, als ob da außer uns in uns ein Fühlen und ein Wollen des Ganzen wäre, das uns treibt und führt, wohin wir nicht wollen, wohin aber die Menschheit muß. Wundersam ist es uns, doch nicht wundersamer als die Geburt eines Menschenkindes selbst, die immer eine Tat der Menschheit ist, nicht bloß der Eltern, die immer etwas schafft, das über das hinausliegt, was zwei Menschen einem dritten geben können. Das unbewußte Leben des Menschen ist größer als das bewußte und bedeutet mehr als sein Denken und Wollen.

Als Paulus auszog, Seelen aus einer verlorenen Welt für den Himmel zu retten, hat er nicht daran gedacht, eine Kirche zu gründen, die dereinst an Gütern und Einfluß die reichste Macht in dieser Welt sein werde. Als der arme jüdische Rabbi und Tuchmachergeselle aus Cilicien von römischen Soldaten als Gefangener der Kaiserstadt entgegengeschleppt wurde, wo „das Tier auf dem Throne" saß, da ahnte er nicht, daß er dazu berufen war, den Thron dieser Cäsaren zu stützen, wenn einst die Scharen nordischer Barbaren an ihm rütteln würden, daß er aus diesem Rom, das er mit seiner Sünde

schon im Weltenbrand lodern sah, die „ewige" Stadt machen werde.

Notwendigkeit und Anfang der Organisation.

Paulus ist der Gründer der christlichen Kirche, aber er hat sie nicht gründen wollen, sondern gründen müssen. Er hat auch das nicht mit Bewußtsein getan. Was er Kirche oder Gemeinde nennt *(ekklesia)*, ist ihm etwas ganz anderes, als was man später je darunter verstanden hat. Es sind ihm, wie wir gesehen haben, alle Christen, sofern er sie als Glieder jenes geheimnisvollen Wesens anschaut, das in ihnen lebt, aus ihnen spricht, durch sie hindurch Wunder wirkt, als Glieder des Geistes, des Christus. Die Kirche ist nicht eine unsichtbare Gemeinschaft — denn in Paulus und Crispus und Gajus kann man sie greifen —, aber sie ist auch nicht Paulus und Crispus und Gajus, sofern man sie zusammendenkt, sondern sofern sie sakramental eine besondre Sphäre in dieser Welt bilden, einen Zauberkreis gleichsam auf der Erde. Das ist die Gemeinde Gottes, wie Paulus sie kennt.

Daß man dies Wesen – denn ein Wesen ist es – organisieren könne oder müsse, der Gedanke lag ihm ganz fern. Organisation, wozu? Sie war nicht nötig. Alle menschlichen Gemeinschaften, alle Gewerkschaften, alle Sterbekassen, brauchen freilich eine Organisation, damit alles recht zugehe. Aber hier sorgte ein anderer für Ordnung: Gottes Geist, denn Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern der Ordnung [1], Christus, denn alle sind Glieder des Christus, und kann der Christus zerrissen werden? [2] Es liegt ein ungeheurer Enthusiasmus in diesem Vertrauen auf den neuen Geist, der in diese Häuflein eingezogen war, die aus „nicht viel Weisen, Mächtigen und Edelgeborenen" [3] bestanden. Und trotz aller bösen Erfahrungen, die dieser Enthusiasmus gemacht hat, ist er nicht zu schanden geworden. – Stärker noch als das Gottvertrauen drängte die Zukunftserwartung den Gedanken an eine Or-

ganisation zurück. Wenn das düstre Rot des Morgens am Himmel brannte: war es vielleicht ein Vorbote des gewaltigen Feuerstroms, der, alles Böse vernichtend, vom Himmel stürzen sollte? Und wenn des Abends die goldnen Strahlen wie Speere durch den Himmel schossen: waren es die Waffen der Engel, die hervorbrachen, um zu vernichten, war es das Glänzen ihrer Sicheln, mit denen sie die Ernte schneiden sollten? Heute, morgen, alle Tage konnte der Himmel sich öffnen, konnte die letzte Posaune erschallen, welche die Leichen aus den Grüften ruft. Und da sollte man den Gedanken einer Organisation fassen? Nein, Paulus dachte gar nicht daran, dachte so wenig daran, daß er nicht einmal seinen kleinen Sondergemeinden ein Ortsstatut gab.

Aber ein anderer dachte und arbeitete für ihn, „der heilige Geist". Er gab den Christen Gaben, die vorher keiner an ihnen gekannt hatte, Gaben des Wortes und des Dienstes; nicht bloß Zungenrede, Prophetie und Lehre, sondern auch Gaben der „Hilfeleistung" und „Leitung"[1], des „Mitteilens", „Vorstehens" und „Almosengebens"[2]. Wenn das „Vorstehen" so mitten zwischen Geben und Almosen steht, kann es doch nicht in dem späteren Sinne des Regierens gemeint sein; es heißt vielmehr „schützen", „vertreten", es meint ein Patronatsverhältnis. Wie jede echte Regierung auf Erden ist auch die christliche ursprünglich kein Recht, auch nicht eine Pflicht, sondern natürliche Ueberlegenheit, Großmut und Liebe, Schützen und Helfen gewesen. So war das, was der heilige Geist schuf; er gab nicht bloß wunderbare Reden, in Begeisterung überquellende Herzen, sondern er machte die Herzen auch mild und liebevoll, zum Geben, Helfen und Dienen bereit.

Das war die erste Organisation, eine Ablehnung aller Organisation, nach Jesu Wort: Wer unter euch der erste sein will, sei aller andern Diener![3] Da war Stephanas in Korinth, „das Erstlingsopfer" Achajas an Gott[4]; was war natürlicher, als daß er sein Haus der kleinen Schar von Gesin-

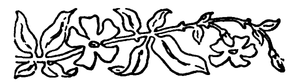
nungsgenossen öffnete, ihnen das Zimmer bereit machen ließ zu ihren Versammlungen? Aber andere wollten helfen, mitarbeiten und auch etwas tun[1]. So ist in Kenchreä eine Frau, Phöbe, der Gemeinde das gewesen, was in Korinth Stephanas war. Und wenn sie „Dienerin" heißt und Paulus von ihr sagt: „Steht ihr in allen Geschäften bei, wie sie euer bedarf, denn auch sie ist Vorsteherin vieler gewesen"[2] – so sieht man wieder, daß „Vorstehen" und „Dienen" dasselbe war und einfach hieß: jedermann in allen Dingen helfen. Das war die Organisation der ersten Gemeinden. Es war die Ablehnung aller der Mittel, die sonst Menschen brauchen, um zu regieren, und das Vertrauen auf die zwei großen Mittel des Wortes und der helfenden Liebe, an die nicht nur die Welt, sondern auch die Christenheit bis auf den heutigen Tag nicht glauben will.

Und hat die Entwicklung diesen Ungläubigen nicht Recht gegeben? Lag nicht von Anfang an mehr in diesen „Gaben", als es scheinen kann, mehr Autorität und mehr Gewalt? Schon im ersten Thessalonicherbrief, also ehe die Stellen, von denen wir eben ausgingen, geschrieben waren, sagt Paulus: „Wir bitten euch, Brüder, daß ihr diejenigen anerkennt, die sich für euch mühen und euch vorstehen im Herrn und euch zurechtweisen, und daß ihr sie recht hoch haltet in Liebe um des Werkes willen, das sie tun"[3]. Und später im Philipperbriefe[4] heißt eine Gruppe von diesen Leuten schon „Aufseher" (*episkopos*, Bischof): ein Wort, das seine Tendenz zur Regierungsgewalt immer wieder beweist, das einzige wohl, was die ersten Christen den heidnischen Kultvereinen entlehnt haben. – Das ist richtig; aber es war alles doch ganz anders als später; es war in den paulinischen Gemeinden das „Zurechtweisen" und „Aufsichtführen" doch noch als ein Liebesdienst gedacht, den man dem andern leistet; man beachte in dem Zitat das erste und. Freilich liegt es so nahe, daß die Menschheit, die ja stets nach Autorität und Führung schreit, nachdem sie einmal

gelernt hatte, aus Liebe und Höflichkeit sich unterzuordnen, auch hier wieder lernte, sich Herrscher zu schaffen.

Noch aber blieb der Enthusiasmus und der Glaube an den heiligen Geist. Das Christentum hat immer an die Masse geglaubt. Freilich nicht der Masse als solcher hat es sein Vertrauen geschenkt; aber es hat gewagt, in der Masse Menschen zu sehen und dem bekehrten, dem begeisterten Menschen zu glauben. Diese kleinen Gemeinden eben getaufter Menschen sollten sich selbst regieren, ihre Begeisterung sollte sie regieren. Paulus sagt das nicht nur, sondern er handelt danach: alle die Dienste, die einzelne tun, verlangt er von allen, alle „Rechte“, die einzelne haben, gibt er allen: „Brüder, wenn auch ein Mensch von einem Fehler übereilt wird, ihr die Begeisterten weist den betreffenden im Geist der Sanftmut zurecht, und sieh auf dich, daß du nicht selbst in Versuchung fällst!“ [1] Wir ermahnen euch, Brüder, weist die zurecht, die sich nicht fügen wollen, tröstet die Kleinmütigen, nehmt euch der Schwachen an, seid geduldig mit allen!“ [2] Das Zurechtweisen wie das „Vorstehen“ kann und soll jeder in der Gemeinde, soll die ganze Gemeinde üben. Was sie beschließt, das ist eine Offenbarung des Geistes, selbst einen bloßen Mehrheitsbeschluß erkennt der Apostel an [3]. Sie übt die Sittenzucht ihrer Mitglieder, sie setzt Leute ein, die Streitigkeiten zwischen den Gemeindegliedern schlichten sollen [4], sie wählt Kommissionen auch für andere Angelegenheiten wie die Kollekte [5]. Die Versammlung aller ihrer Glieder ist noch beschlußfassendes und ausführendes Organ, in den kleinen Verhältnissen das Nächstliegende und Einfachste.

Wurden die Gemeinden größer, so blieb eine Erinnerung an ihre ersten Tage in den Hausgemeinden zurück, denen wir schon 1. Kor. 16, 19 und Röm. 16 begegnen. Die Familie und das Gesinde, Freunde und Verwandte bildeten einen Kreis, der in selbständiger Weise sein Christentum pflegte. In Verfolgungen, wenn die Gesamtgemeinde ganze Zeiten hindurch

zersprengt war, haben diese Hausgemeinden das Christentum am Leben gehalten und gerettet. Sie sind aber doch, um der Gesamtorganisation willen und weil die „Irrlehrer" an ihnen den stärksten Rückhalt hatten, im zweiten Jahrhundert von den Bischöfen und anderen kirchlichen Männern erdrückt worden. Ignatius in Syrien und Hermas in Rom zeigen uns den Kampf gegen sie im vollen Ausbruch.

Das Einheitsband der ersten Gemeinden unter einander war die Liebe und — ihr Apostel. In ihm symbolisierte sich gleichsam die Einheit der Ekklesia. Seine Briefe und seine Schüler, die er mit Antworten und Aufträgen schickte[1], waren die Organe seiner „Zentralgewalt", durch sie hielt er die Tradition seiner Lehre aufrecht: „Ich ermahne euch, seid meine Nachahmer. Eben deshalb habe ich euch auch den Timotheus geschickt, der mein liebes und teures Kind ist im Herrn. Der soll euch an meine Regeln in Christus (= christliche Regeln) erinnern, wie ich überall in jeder Gemeinde lehre." [2] Er unterstützt diese seine Boten auch mit seiner Autorität: „Wenn Timotheus kommt, so sorgt dafür, daß er sich bei euch nicht zu fürchten braucht. Denn er arbeitet am Werke des Herrn wie ich auch. Darum soll ihn niemand gering achten!" [3]

Aehnliche Ansätze einer um einen bedeutenden Missionar sich bildenden Organisation hat es wohl auch sonst gegeben; sie sind die Vorläufer späterer provinzialer und noch größerer Organisationen, wenn diese auch nicht direkt aus ihnen hervorgegangen sind, sondern das sich entwickelnde Bischofsamt zunächst diese patriarchalische Organisation überall zerstörte, wo ihre Reste sich erhalten hatten.

Mit dem, was wir betrachtet haben, sind die Anfänge aller kirchlichen Organisation erschöpft. Von ihnen aus entwickelten sich die großen regierenden Gewalten der späteren Zeit. Aber die Kirche ist weit mehr als ihre Verwaltung, die Kirche ist eine eigenartige Religionsform mit einem eigenartigen Lebensgesetz, das zwar von den

regierenden Organen entwickelt ist, aber sich in ihnen nicht erschöpft. Daß das Evangelium Jesu zur Kirche ward, war eine geschichtliche Notwendigkeit; sie herauszuarbeiten, hat Paulus die ersten Schritte getan und tun müssen. Der enthusiastische Glaube an den heiligen Geist mußte sich schon bei ihm in harte und schlichte Arbeit verwandeln, weil starke zerstörende Mächte sich bald daran machten, sein Werk zu vernichten und den Leib des Christus zu zerreißen. Dabei kann man ganz absehen von dem Menschlichen, Allzumenschlichen, das auch in dieser „Brüdergemeinde" nicht aufhören wollte, ich meine persönliche Eitelkeit, kleinen Ehrgeiz, Klatschsucht und Verleumdung. Es handelte sich wirklich und vor allem um große und sachlich begründete Gefahren. Und zwar um folgende drei:

1. Die Gemeinde in Jerusalem geriet je länger je mehr in die Hände einer extrem jüdischen gesetzlichen Partei, die von den Heiden unter allen Umständen verlangen wollte, daß sie erst Juden und dann Christen würden; sie forderte Beschneidung und Gesetzesbeobachtung von jedem Gläubigen und suchte durch energische Agitation die Gemeinden des Paulus von ihrem Apostel loszureißen, um sie für ihre Gedanken zu gewinnen.

2. Ferner bildeten sich in diesen Gemeinden selbst Kreise mit asketischer Tendenz, denen Fleischessen und Weintrinken Sünde war und die mit den freien Paulischen auf die Dauer nicht zusammenleben zu können glaubten. Es tauchen hier zum erstenmal jene Heiligkeitsbestrebungen auf, die später im gnostischen Kampfe noch schärfer hervorgetreten sind und schließlich zur Ausbildung einer besonderen Klasse der Asketen, der Mönche, geführt haben.

3. Die dritte Gefahr lag in dem heiligen Geist selbst, weshalb auch die Bestrebungen, ihn zu „dämpfen", schon in den Gemeinden des Paulus scharf hervortraten. Die Parole der „Freiheit" drohte schon im Urchristentum wie später in der Reformationszeit die kleinen Gemeinschaften zu zerreißen und in den Anarchismus der Tat hineinzustürzen. Je radikaler,

desto mehr vom „Geiste“ getrieben, so schien es gewissen Gruppen der Christen schon in den Gemeinden des Paulus. Und eben darin lag die Gefahr, daß ihre ganze Existenz an dem festen Gefüge der staatlichen Ordnung zerschellen werde.

Im Kampf gegen diese drei zerstörenden Mächte hat Paulus gestanden, unermüdlich und voll unerschrockener Tapferkeit. Sein Gott ist ein Gott der Ordnung und der Liebe. So hat Paulus den Grund zur Kirche gelegt, ohne daß er es wollte. Was er wollte, war: seine Gemeinden vor dem Untergang im Strudel einer religiösen Revolution, vor Bettel, vor Erniedrigung und vor Lieblosigkeit retten.

Der Kampf um die Freiheit vom Gesetz und die Selbständigkeit des Christentums.

Die gefährlichste Erschütterung hatten die Gemeinden des Paulus zu überstehen, als der offene Kampf mit einer streng judenchristlichen Richtung ausbrach und durch eine uns nicht mehr ganz durchsichtige schwankende und mitunter feindliche Haltung der Jünger Jesu gegen den Heidenapostel genährt wurde.

Jesus hat mit dem nur auf das Innerliche gerichteten Sinn und mit dem nur auf die große Katastrophe der Zukunft blickenden Auge noch weniger als Paulus eine Kirche gründen wollen, ja selbst große praktische Lebensfragen, die schon ihm sich aufdrängen mußten, kaum ins Auge gefaßt. So hat er auch die beiden wichtigen Fragen nach der Gültigkeit des Gesetzes für ihn und seine Jünger und nach der Predigt an die Heiden niemals prinzipiell durchdacht oder gar ihren Zusammenhang erwogen. Er lebte der freudigen Zuversicht, daß man das Gesetz erfüllen könne; denn wer es recht verstand, der verstand es als einen Ausdruck für die zwei großen Forderungen der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Menschen. Und jeder rechte Jünger Jesu sollte ein Herz so voll Liebe haben, daß es ihm ein Leichtes werden mußte, das ganze Ge-





setz und die Propheten zu erfüllen, besser und tiefer als die Pharisäer es vorschrieben und taten. Hielt man Jesu Einzelgebote wie Sabbat- und Reinheitgesetze entgegen, wenn er sich in der freudigen Gewißheit, als Gotteskind nicht ängstlich sein zu müssen, über sie hinwegsetzte, so argumentierte er von dem, was ihm als Gottes Wille im Gesetz entgegenleuchtete, gegen die Einzelgebote, ohne doch eine entscheidende Verwerfung des Gesetzes daraus abzuleiten. Seine Lebenshaltung wird darum auch wie die seiner Volksgenossen im ganzen gesetzlich gewesen sein. Nicht an regelmäßige Nichtbeobachtung des Gesetzes, sondern an einzelne Fälle von Gesetzesübertretung knüpft die Kritik seiner Gegner an. So hat Jesus das Gesetz nach seiner Meinung innerlich erfüllt, in Wahrheit hat er es überwunden. Denn mit Recht betont Paulus, daß das Gesetz als Gesetz notwendig das Entweder – oder enthält: alles oder nichts [1].

Die Konsequenz seines Verhaltens ist Jesu, selbst als er einen der Grundgedanken, auf denen das Gesetz ruht, den der kultischen Heiligkeit [2], radikal bestritt, völlig verborgen gewesen. Erst Paulus hat sie im heißen Kampfe seines Lebens entdeckt.

Aehnlich ist es mit der Heidenmission. Freilich legen alle unsere Evangelien Jesu Befehle zur Heidenmission in den Mund. Aber es ist bezeichnend, wie sie es tun. Sie schreiben sie dem auferstandenen Herrn zu, jedes an anderer Stelle und in anderer, seiner eignen Weise. Bei Markus tut es erst der unechte, aber vielleicht noch der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts entstammende Schluß [3]. Bei Matthäus versammelt Jesus seine Jünger auf einem Berg in Galiläa und gebietet ihnen: „Gehet hin und macht zu Jünger alle Völker, indem ihr sie tauft auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Geistes, und sie zu beobachten lehrt alles, was ich euch geboten habe.“ [4] Schon die dreigliedrige Taufformel beweist, daß diese Worte recht spät sind; in der ältesten Zeit gab es nur eine Taufe

auf den Namen Christi[1]. Lukas läßt den auferstandenen Jesus in Jerusalem noch am Sonntag Abend die Jünger zu allen Völkern mit der Verkündigung der Buße zur Vergebung der Sünden schicken[2] und schließt dann sein Evangelium mit der „Trennung" Jesu von seinen Jüngern und der Schilderung ihrer herzlichen Eintracht. Mit diesen zwei Bildern beginnt er dann wiederum den zweiten Band seines Werkes, die Apostelgeschichte; auch in dieser bekommen die Jünger sofort den Auftrag zur Weltmission[3]. Johannes endlich hat es gewagt, die große „Stunde" der Heidenbekehrung bereits in das Leben Jesu zu verlegen und der Mission ihre Rechtfertigung in dem wundervoll feierlichen Wort an die Heiden, die zu Jesus kommen, zu geben: „Gekommen ist die Stunde, daß der Menschensohn verklärt werde. Wahrlich! Wahrlich! ich sage euch: wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es ganz allein; wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht"[4].

Eigentlich bezeugt auch Johannes hier, daß erst nach Jesu Tod seine Jünger an Mission dachten. Und selbst da übten sie zuerst eine Mission an Juden; der Heidenmission standen sie fremd gegenüber, bis Paulus kam. Jesus selber hat an sie so wenig gedacht wie seine Jünger; die Zeit bis zum Ende war ja auch so kurz, daß sie nicht alle Städte Israels ausrichten zu können meinten, bis der Menschensohn komme[5]. Freilich hätte Jesus keinen prinzipiellen Einwand erhoben gegen die Aufnahme der Heiden, er ist nicht schlechter als sein „Samariter", er hat immer im Menschen, auch im Juden, den Menschen gesehen, und wo ihn aus Heidenherzen ein Strahl warmer Menschenliebe traf, wie bei der Kanaanäerin, oder hilfesuchenden Glaubens, wie beim Hauptmann von Kapernaum, da hat er wohl auch einmal geglaubt und gesagt, daß viele von Osten und Westen kommen würden, mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische zu liegen[6]. Er hat nicht gemeint, daß sie dazu zuvor beschnitten oder getauft werden

müßten, nicht als Juden oder Christen hat er sie gedacht, sondern als liebende und gottvertrauende Menschenkinder. Aber das waren nur gelegentliche Aeußerungen, nur Zeugnisse eines freien und liebevollen Herzens, nicht Anweisungen für bestimmte Arbeit und Organisation.

Mit diesen großen Unklarheiten hat Jesus seine Jünger zurückgelassen, als er von ihnen ging, und niemals haben sie sich aus diesen Unklarheiten herausgefunden. Nur sein Bruder Jakobus, der nicht sein Jünger gewesen war, aber bald eine führende Rolle in der Gemeinde spielte, und Paulus hatten eine bestimmte klare Stellung. Jener wollte wieder zurück zum Judentum, dieser hatte erkannt, daß das Christentum eine neue Religion sei.

Paulus hatte sein gesetzesfreies Evangelium vierzehn oder siebzehn Jahre lang in Syrien und Cilicien mit Erfolg gepredigt. Gemeinden waren entstanden, und weithin gab es Menschen, die an Jesus als den Christus, ihren Heiland und Herrn glaubten, ohne Juden zu sein und ohne das Gesetz zu halten. Je mehr sich sein Werk ausbreitete, desto mehr aber ward Paulus unruhig. Es quälte ihn die eine Sorge: „Ob er nicht umsonst laufe oder gelaufen sei.“[1] Mit einem Male tauchten nämlich in seinen Gemeinden allerlei Leute auf, die sich Brüder nannten, auch an Jesus als den Christus glaubten, aber gar nicht aus dem Verwundern über das, was sie da sahen, herauskommen konnten. Wie, die lieben Brüder hier aßen wirklich Schweinefleisch und Ersticktes? Sie waren wirklich nicht beschnitten? Und Paulus hatte das so angeordnet? Merkwürdig, diese sogenannte Freiheit! O, dann lebten sie wohl auch sonst noch so, wie sie wollten, wie die Heiden? – Frei, ohne Gesetz, das hieß doch wohl überhaupt gesetzlos, zügellos? – Und dann fingen sie an zu erzählen. In Jerusalem war das anders; dort lebten aber auch die „Säulen“[2] der Gemeinde Gottes, ein Petrus und Johannes, Jesu liebste Jünger, und gar Jakobus, der Heilige, der Bruder des Herrn,

der Gerechte, im Gesetz so untadelig, daß ihn selbst Priester und Schriftgelehrte bewunderten[1]. In Jerusalem, ja da lebt man streng und recht. Da wird man es doch vielleicht besser wissen als hier. Wer ist denn überhaupt dieser Paulus? — War das Judentum nicht die wahre Religion, wies nicht Paulus selbst stets auf das alte Testament hin? Ein frommer Jude sein und glauben, daß Jesus der Messias sei, das ist das rechte Christentum! So sprachen die Leute, die von Jerusalem kamen, von Jerusalem, „unsrer Mutter".

Da kam die größte Stunde der Versuchung über Paulus und ein Kampf, wie er ihn schwerer fast nicht vor Damaskus gekämpft hatte; denn in einer Offenbarung entlud sich auch hier zuletzt der Seelenkampf des Apostels.

Nicht die sind die schwersten Stunden der Versuchung, in denen uns das Gemeine versucht, sondern die, in denen uns das Beste, das wir haben, eine Seite zuwendet, durch die es uns in Schuld stürzen kann. Was kann Paulus so gequält haben? Nur eins. Zu Paulus sprach die Stimme des Versuchers: Was gehen dich die Säulen in Jerusalem an? So wenig wie das hier umherschleichende Gesindel von falschen Brüdern, die nur als Spione gekommen sind, dir deine Gemeinden zu verwirren und abspenstig zu machen! Du bist ein Apostel Jesu Christi, dir ist er erschienen, erscheint er und gibt er Weisung und Lehre, du bist im dritten Himmel gewesen und im Paradies, die Wundergabe der Zungenrede und der Heilung hast du – sollst du um das Lob, um die Zustimmung derer betteln, dich vor denen beugen, mit deren Bewilligung so oder so diese Spione hier herumschleichen? Die andere Stimme aber sprach: Du predigst immer von Liebe, Langmut und Einigkeit, nun handle auch danach! Zu der Askese, die du sonst übst, füge noch dies. Beuge dich, gehe hinauf nach Jerusalem. Willst du es wirklich wagen, den Leib des Christus zu zerreißen? Wissen jene Säulen nicht in der Tat mehr als du von ihm, den du verkündest? Und wenn





sie nun gar nicht verlangen, daß du deine Freiheit opferst und deine Gemeinden wieder in Knechtschaft führst? Wenn diese Leute hier gar nicht recht unterrichtet sind? Jedenfalls das eine solltest du tun, die Hand des Friedens bieten, so lange es geht. — Es war ein heftiger innerer Kampf. Eine Offenbarung schloß ihn ab: Paulus ging nach Jerusalem[1].

Er ging, doch nicht als ein Untergeordneter und zum äußersten entschlossen. Er nahm Barnabas mit, seinen alten Freund und Gefährten, einen auch bei den Uraposteln hochangesehenen Mann, der die Grundsätze seiner Mission teilte. Er nahm den Titus mit, einen jungen unbeschnittenen Griechen, ein lebendes Symbol seiner Heidenkirche. Was er in Jerusalem fand, war mehr als er erwartet hatte, wenn es auch nicht so glänzend war, wie es die Apostelgeschichte berichtet, die gerade hier in ihrem berühmten 15. Kapitel die katholische Bearbeitung christlicher Urgeschichte am deutlichsten zeigt. Sie hat aus der Zusammenkunft ein feierliches Apostelkonzil gemacht, auf dem ein Dekret erlassen wird, dessen Hauptteil beginnt: „Der heilige Geist und wir haben für gut befunden ...“ Und doch weiß Paulus von diesem Dekret gar nichts. Was sich aus Paulus entnehmen läßt, ist dies: Seine Leute aus den syrischen und cilicischen Gemeinden traf er wieder. Sie traten stürmisch als seine Ankläger auf und verlangten, daß Titus beschnitten werde. Anders standen die Urapostel. Petrus scheint der freiste gewesen zu sein. Er glaubt, wie Paulus, nach dessen ausdrücklicher Angabe[2], daß man durch den Glauben an Jesus, den Christus, gerettet werde und nicht durch des Gesetzes Werke. Er war also bereit, das Gesetz aufzugeben. Durch die Rede des Paulus, durch die Tatsachen seiner Mission aber ward die ganze Versammlung mit fortgerissen. Die Macht seines Wesens offenbarte sich hier zum erstenmale denen, die er früher verfolgt hatte. Sie fühlten, wie hier ein Mann sprach, mächtig an Taten und Worten. Da sahen sie, daß ihm anvertraut war das Evangelium der Heiden, wie dem

Petrus das der Juden, und daß derselbe Gott, der den Petrus mit Wundergaben zu seiner Mission unter den Juden ausgestattet hatte, dem Paulus für die Heiden die gleichen Gaben geschenkt hatte. Und sie erkannten die Gnade, die ihm gegeben war, Jakobus und Petrus und Johannes, die als Säulen galten; sie gaben ihm und Barnabas die Bruderhand, und man verabredete, Paulus und Barnabas sollten zu den Heiden, jene aber zu den Juden gehen. Allein der Armen in Jerusalem sollten die Brüder im Heidenland nicht vergessen, sondern Gaben zu ihrer Unterstützung sammeln[1]. Das, und nicht was die Apostelgeschichte berichtet, war der Vertrag von Jerusalem. Die Apostelgeschichte[2] macht ganz kühn den Petrus „seit alten Tagen" zum Heidenapostel, während Paulus hier das Gegenteil sagt.

Nach einer aufgeregten Verhandlung, in der Paulus den „falschen Brüdern keinen Augenblick gewichen war", schien er gesiegt zu haben. In Wahrheit war das Ergebnis eine Vermittlung. Man verhüllte sich, wie stets in solchen Fällen, die ganze Schwere des Problems, das vorlag und bei den beiden Parteien eine verschiedene Lösung fand, und Jakobus schwieg, vielleicht einen Augenblick fortgerissen von der Persönlichkeit des Paulus. Man langte bei einem äußerlichen Schiedlich-Friedlich an, das doch den harten Tatsachen des Lebens nicht lange standhalten konnte.

Die Unzulänglichkeit der Vermittlung lag in der Zweideutigkeit des Ausdrucks „zu den Heiden gehen". Paulus versteht diesen Ausdruck immer geographisch. So schreibt er Röm. 1, 5 von allen Heiden, zu denen auch die Römer gehören, und doch gibt es in Rom nach Kap. 7 Judenchristen. Er hat also unter Heiden die Heidenwelt verstanden und gemeint, für alle Gemeinden in der Heidenwelt solle sein Evangelium gelten. Was die Jünger gemeint haben, wissen wir nicht mehr genau. Sicher aber ist, daß sie bald nachher die entgegengesetzte Deutung vertraten. Sie wollten für alle ju-

denchristlichen Gemeinden das Gesetz aufrecht erhalten wissen, wenn sie es auch den Heiden nicht auferlegen wollten. Das war aber in der Praxis sehr schwer durchzuführen; denn ein gesetzesstrenger Jude darf mit einem Nichtjuden nicht zusammen essen. Wie sollte dies Gebot durchgeführt werden in gemischten Christengemeinden, die doch in einer gemeinsamen Mahlzeit ihre größte kultische Feier hatten? An dieser Frage ist denn auch tatsächlich bald nachher der in Jerusalem geschlossene Vermittlungsvertrag gescheitert.

Gerade Petrus, der gute und weitherzige, der leicht begeisterte aber nicht zähe Mann, mußte die Veranlassung zu dem neuen Streit werden, der dem Paulus von nun an das Leben verbitterte und zu all den Sorgen, die er schon hatte, noch die allerschwerste fügte.

Petrus reiste nämlich bald nach den Jerusalemer Tagen nach Antiochien in Syrien, dem Mittelpunkt der neuen Heidenmission, wo nach der Apostelgeschichte schon vor Paulus in den jüdischen Verfolgungen versprengte Gläubige eine heidenchristliche Gemeinde gegründet hatten, die in der bedeutenden Handelsstadt mit ihrem großen Ausfuhrhafen nach dem Westen rasch emporblühte. Was Petrus dort fand, war die volle Freiheit der Paulischen: man lebte nicht mehr nach jüdischer Weise und aß ohne Bedenken das Herrnmahl miteinander. Petrus schloß sich diesem Brauche sofort an; er aß nach jüdischen Begriffen Unreines mit unreinen Menschen, eben weil er überzeugt war, daß nicht das Halten des Gesetzes, sondern der Glaube an Jesus, den Messias, rette und rein mache. Allein das dauerte nur so lange, bis von neuem aus Jerusalem Leute kamen, die Jakobus geschickt hatte, um der einreißenden Gesetzlosigkeit ein für allemal Halt zu gebieten. Das hatte er ja, als er dem Paulus die Hand bot, keineswegs gewollt, daß nun auch die Juden ohne das Gesetz leben sollten, nein, unverbrüchlich sollte es für sie weiter gelten, mochte darüber die Einheit des Christentums zugrunde gehen. Be-

Jakobus wirkten die alten Instinkte und die ererbten Gewohnheiten stärker als der neue Geist: ihm graute vor Schweinefleisch, vor Ersticktem und Blut. – Auf Petrus machte die Strenge des Jakobus tiefen Eindruck. Weiche Naturen werden ja immer geneigt sein, wenn ihre vermittelnde Stellung an den ernsten Forderungen des Lebens zerbricht, wieder zum Alten zurückzukehren; so tat auch Petrus. Er zog sich zurück und nahm am Herrnmahl nicht mehr teil. Sein Beispiel aber bedeutete ungeheuer viel. Alle Judenchristen und selbst Barnabas folgten ihm, Paulus stand mit seinen Heiden allein.

Da flammte er auf. Jetzt stand sein Lebenswerk wirklich auf dem Spiele. Und er war nicht geneigt, es um der Ruhe des Petrus willen dranzugeben, dieses Petrus, der nicht wußte oder nicht wissen wollte, was er eigentlich tat. Ob er ihn und Barnabas vor versammelter Gemeinde Heuchler gescholten hat, wissen wir nicht; im Galaterbrief tut er es und erzählt er, daß er dem Petrus, um ihm die ganze Bedeutung seines Handelns klar zu machen, vor allen gesagt habe: „Wenn du, der du ein Jude bist, heidnisch lebst [diese ganze Zeit daher] und nicht jüdisch, wie kannst du die Heiden nötigen, sich jüdisch zu halten?" Ein Nötigen aber war in der Tat des Petrus Verhalten; denn indem er nicht mehr mit den Heidenchristen aß, erklärte er gleichsam, er werde sie fürderhin erst dann wieder als Mitchristen erachten, wenn sie gesetzlich leben würden. Und das widerstreite, meint Paulus, doch auch der innersten Ueberzeugung des Petrus: „Wir sind von Natur Juden und nicht ‚Sünder aus den Heiden'; aber weil wir erkannt haben, daß der Mensch nicht aus Gesetzeswerken, sondern durch den Glauben an Christus Jesus gerechtfertigt wird, so sind auch wir an Christus Jesus gläubig geworden, damit wir gerechtfertigt würden aus dem Glauben an Christus und nicht aus Gesetzeswerken, denn aus Gesetzeswerken ‚wird kein Fleisch gerechtfertigt'."

Paulus meint, wenn das Gesetz nötig wäre, hätten sie ja

Juden bleiben können; aber eben weil sie das Gesetz für unzulänglich zur Seligkeit erkannt hätten, seien sie zum Glauben gekommen. Wer nun aber wieder das Gesetz zum Maßstab der Christlichkeit mache, der mache Jesus geradezu zum Veranlasser von „Sünde" — im gesetzlichen Sinne: „Wenn wir nun, indem wir suchen in Christus gerechtfertigt zu werden, selber als ‚Sünder' erfunden würden [und wenn dieser gesetzliche Sinn der Sünde der richtige wäre], so wäre Christus ein Diener der Sünde?! das sei ferne! [Und doch müßte ich das annehmen.] Denn wenn ich das, was ich eben zerstört hatte, wieder aufbaue, so stelle ich mich selbst [in meinem früheren Handeln] als ‚Uebertreter' hin!

Ich bin ja dem Gesetze gestorben durch das Gesetz, um Gott zu leben! Mit Christus bin ich gekreuzigt worden; ich lebe jetzt gar nicht mehr: Christus lebt in mir. Sofern ich aber noch im Fleische lebe, lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich hingegeben hat.

Ich verachte nicht die Gnade Gottes. Denn wenn durch das Gesetz die Gerechtigkeit käme, dann wäre Christus umsonst gestorben!" [1]

Was Petrus auf diese Anklage voll Schmerz und Zorn, aber auch voll sieghafter Glaubensgewißheit, erwidert hat und was darauf erfolgt ist, hat Paulus uns, durch seine eigenen Worte bis zum völligen Vergessen der Situation hingerissen, nicht mehr erzählt. Ihre Folge kann nur der Bruch mit Petrus und Barnabas gewesen sein. Wenigstens ging Paulus fortan seinen Weg allein. Die Apostelgeschichte hat freilich nach der Art, wie heute noch in der katholischen Kirche große Prinzipienfragen in persönliche Streitigkeiten umgedeutet werden, diese Trennung des Barnabas von Paulus auf einen Streit um den Neffen des Barnabas zurückgeführt [2]; uns scheint es nicht nur richtiger, sondern auch ehrenvoller, daß ihr alter Bund nicht an persönlichen Kleinigkeiten, sondern an schweren Lebensfragen zersprang.

Von dieser Stunde an aber ist Paulus auch einen neuen Weg gegangen, den Weg nach Europa, wie wir das schon früher gesehen haben. Und von dieser Stunde an sind ihm seine Gegner gefolgt, um seine Gemeinden seinem Einfluß zu entziehen. Nach zwei Fronten hatte er jetzt den Kampf aufzunehmen, nach außen und nach innen.

Die einzelnen Phasen dieses Kampfes hier zu verfolgen, hieße die Briefe des Apostels zu einem großen Teil wiedergeben; denn sie hallen wider von Angriff und Abwehr. Unsicher bleibt bei alledem, welche Rolle die Urapostel in diesem Kampfe gespielt haben. Wir finden zwar in Korinth eine Petruspartei[1]; aber es wird nicht deutlich, ob sie mit den radikalen Gegnern des Paulus, die seinen Ruf systematisch zu untergraben suchten, gleichzusetzen ist. Ob die Jünger Jesu mit den Extra-Aposteln gemeint sind, von denen Paulus höhnisch[2] spricht, ist ebensowenig sicher, ja mir nicht einmal wahrscheinlich. Aber daß sich die Gegner des Apostels, die in allen seinen Gemeinden wühlten, doch irgendwie mit ihren Namen deckten und sich auch sachlich wenigstens auf Jakobus mit Recht berufen konnten, ist nicht bloß aus dem Galaterbrief[3], sondern auch aus den Korintherbriefen zu entnehmen. Die Gefahr war nicht gering; das zeigen die Vorgänge in Galatien, wo bereits ein Teil der Gemeinde sich hatte beschneiden lassen und Festtage zu feiern begonnen hatte. In Korinth haben die Gegner böses Mißtrauen zwischen den Apostel und seine Gemeinde gesät, und mehrmals schien der völlige Bruch nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Bis in die Gefangenschaft hinein haben sie sein Werk zu stören gesucht, selbst im Philipperbriefe noch schilt Paulus im grimmigen Zorn die Hunde, die auf ihr Fleisch vertrauen d. h. auf ihre Beschneidung, „die Verschneidung.“[4] Muß er doch auch klagen, daß sie freilich als Prediger des Evangeliums auftreten[5], aber es im Parteigeist tun, nicht aus lauteren Beweggründen, sondern weil sie damit Leid auf seine Bande häufen, ihm in der Ge-

fangenschaft noch seine Gläubigen entreißen wollen[1]. Hier hat Paulus einmal das bekannte Wort gefunden: „So wie so, mit oder ohne Hintergedanken: Christus wird bekannt gemacht, und darüber freue ich mich."[2] Aber das ist kein Wort der Versöhnlichkeit und Milde, sondern ein hartes Wort der herbsten Verurteilung, ganz dem Ton entsprechend, den er auch sonst diesen Leuten gegenüber anschlägt.

Der Kampf ist von beiden Seiten mit der größten Schroffheit geführt worden, keine von beiden Parteien hat den Gegner in seinen reinen Motiven verstanden, keiner dem andern gerecht zu werden versucht. Nicht den Judenchristen, sondern den Juden gegenüber hat Paulus das Wort geprägt: sie eifern um Gott, aber im Unverstand[3]. Die Judenchristen hat er ganz anders behandelt, als Lügner und Verleumder, als Seelenfänger und herrschsüchtige Ränkeschmiede. In der Tat haben sie auch, zumal in Korinth, mit Hinterlist gearbeitet. Und des Apostels Fehler, die gewaltsamen Ausbrüche seines jähen Temperaments, sind, wenn sie auch ungerecht sind, doch noch leichter zu ertragen als die niedrige und versteckte Kampfesweise seiner Gegner. Der ganze Kampf aber beweist, daß das Urchristentum bei all seiner Größe, ja bei allem Heroismus doch ebensowenig wie irgend eine andere Epoche des Christentums die klassische Zeit der neuen Religion gewesen ist, wenn das Christentum wirklich die Religion der Liebe ist.

Nach einer Seite hin hat Paulus gut gemacht, wo er zu weit gegangen war: den Uraposteln gegenüber. In Antiochien hat er den Petrus offen oder verblümt einen Heuchler genannt, und auch später sind ihm harte Worte gegen die „Säulen" über die Lippen gekommen, wenn ihm der Haß der Leute, die sich auf sie beriefen, wieder einmal recht wehe getan hatte. Dennoch hat er immer wieder für die Armen der Urgemeinde Geld gesammelt und trotz mancher Verleumdungen, die seine Gegner gerade daran knüpften, nicht aufgehört, es zu tun. Er hat auch immer der Urgemeinde und ihren Aposteln

einen Vorzug in religiösen Dingen zuerkannt und verlangt, daß seine Gemeinden mit Ehrfurcht und Liebe an die Muttergemeinde denken sollten[1]. Ja schließlich hat er sogar für den Frieden mit den Aposteln, für ihre Zustimmung sein Leben eingesetzt und verloren. Denn um die Kollekte zu überbringen und doch auch wohl um sich mit ihnen noch einmal zu besprechen, ist er wieder hinaufgezogen nach Jerusalem. Einer seiner Begleiter hat uns diese Reise beschrieben und erzählt[2], wie in Tyrus und in Cäsarea christliche Propheten im Namen des heiligen Geistes den Paulus bewegen wollten, nicht nach Jerusalem zu gehen. Sieben Tage ist Paulus damals in Tyrus geblieben; dann ist er doch gegangen wie einst vor elf Jahren. Er wußte, was seiner wartete.

Aber eins wußte er nicht: daß die Jünger inzwischen gegen die Verabredung von Jerusalem einen Erlaß hatten ausgehen lassen, der als die Bedingungen, unter denen die Judenchristen mit den Heiden zusammenleben zu können glaubten, anführte: die Enthaltung von Götzenopferfleisch, von Ersticktem, von Blut (also von nichtgeschächtetem Fleisch) und von der Unzucht. Jetzt erst ward ihm das mitgeteilt[3]. Es war für ihn ein Schlag ins Gesicht, wenn man das Wort Unzucht auf geschlechtliche Sünden beziehen muß. Es könnte allerdings auch verbotene Verwandtschaftsehen andeuten sollen, und es liegt vielleicht näher an diese zu denken, wenn man die andern Verbote, die alle kultischer, nicht sittlicher Art sind, ins Auge faßt. Beides kann auch zusammen gemeint sein, wie in der alttestamentlichen Stelle, die den Aposteln wohl vor Augen gestanden hat[4]. In diesem wahrscheinlichsten Fall stand aber wieder das naturhaft Heilige neben dem Sittlichen: Unzucht und Nicht-Geschächtetes! Schienen die Jünger damit nicht zu bestätigen, was seine Gegner immer behauptet hatten: er lehre die sittliche Zügellosigkeit, indem er die Gesetzlosigkeit lehre? — Es sollte freilich wieder eine Vermittlung sein: auf die Beschneidung und das Halten des ganzen Gesetzes hatten die

Apostel gemäß der Verabredung verzichtet, scheinbar verlangten sie nur ein kleines Entgegenkommen. Dennoch war ein Schritt ins Judentum zurück mit Energie gemacht: rein war danach doch wieder nicht der Mensch, der eine reine Gesinnung hatte, sondern der, der kein Ersticktes und kein Götzenopferfleisch aß: die Schwachen hatten auch prinzipiell gesiegt und wie überall, wo sie siegen, das Christentum in diesem Punkte auf die frühere Religionsstufe herabgezogen.

Ist alles dann so zugegangen, wie die Apostelgeschichte weiter erzählt — wir haben keine andern Nachrichten —, so hat sich Paulus stumm gefügt, ja selber noch ein Nasiräatsgelübde mit Opfern[1] auf sich genommen, „damit alle Judenchristen erkennen sollten, daß sie falsch von ihm berichtet seien und er selbst dem Gesetz gemäß wandele"[2]. Hat er das getan und ist er dabei im Tempel verhaftet worden, so hat er in Wahrheit tragisch geendet und nicht ohne seine Schuld im höchsten Sinne des Wortes. Er hat dann aus falscher Friedensliebe und um sein Werk zu retten, den Juden noch einmal ein Jude werden-wollen[3]. Aber hier war nicht mehr der Ort dazu. — Wer das von dem Apostel nicht glauben will, mag geschichtlich oder literarkritisch diese Stelle anfechten; die Apostelgeschichte ist keine Quelle erster Güte.

Der Geist der Geschichte war jedenfalls nicht mit dem Paulus, der mit geschorenem Haar, die Weihegabe des Nasir in den Händen, vor dem Altar zu Jerusalem stand. Er war mit dem Manne, der vor elf Jahren in derselben Stadt einen Sieg für die Freiheit vom Gesetz und den Christus in uns erfochten hatte, der die Religion der Innerlichkeit und der Wiedergeburt seitdem verkündigte. Dieser ist von Sieg zu Sieg durch die Welt geschritten, nachdem er in jener entscheidenden Stunde das Christentum gerettet hat; denn indem er die Jünger Jesu dazu fortriß, damals seine Heidenchristen für rechte Christen anzuerkennen, auf Beschneidung und Gesetz prinzipiell zu verzichten, hat er das Hinabgleiten der neuen

Religion auf die Stufe der alten naturhaften Gesetzesreligion verhindert und sie vor dem Untergang im Judentum bewahrt. Mochten schroffe Judaisten auch immer wieder Beschneidung und Gesetz fordern, sie waren und blieben für die große Christenheit abgetan. Nur die Unsicherheit in bezug auf die Speisengebote blieb zurück und wurde erst langsam, wenn auch nicht überall in gleicher Weise überwunden: auch hier blieb wie im Sakrament und im Dogma ein Einfallstor für die frühere Religionsstufe bestehen. Dem Kampf mit den Judenchristen aber verdanken wir so viel, daß wir heute noch dankbar für diesen Kampf sein müssen. Durch ihre Angriffe ist Paulus genötigt gewesen, seine klarsten und bedeutungsvollsten Briefe zu schreiben, wie den Galater- und den Römerbrief, ist er gezwungen worden, sich selbst und sein Leben zu schildern, wie er es sonst nie getan hätte, im zweiten Korintherbrief.

Daß Paulus so hell im Lichte der Geschichte steht, verdanken wir allein diesem Kampf. Aber noch mehr: daß das Christentum in des Paulus Worten immer wieder die Mittel findet, sich seine Freiheit gegenüber jedem Gesetz, der Werke oder der Dogmen, zu erkämpfen, verdanken wir ihm. Auch daß wir das Christentum in Europa haben, ist mit durch diesen Kampf bedingt.

Freiheit und Aengstlichkeit.

Niemals hat Paulus die Judenchristen als „Schwache" behandelt, als Menschen, die nur aus Aengstlichkeit und Scheu sich nicht bis zur rechten christlichen Freiheit emporschwingen könnten. So gaben sie sich auch nicht; sie pochten auf ihre alten väterlichen Heiligtümer, auf das Gesetz und die Beschneidung. Und doch lief sicherlich auch bei ihnen viel Aengstlichkeit und Grausen vor der Freiheit, vor Schweinefleisch und Blut, mit unter, „natürliches" d. h. durch Jahrhunderte lange Entwöhnung zur Natur gewordenes Grausen. Aber hier fühlte Paulus zu deutlich, daß es sich um ein Herabziehen des Chri-

stentums auf die Stufe der alten, unseligmachenden Religion handelte. Darum war er fest und entschieden, bis vielleicht zu jenen Tagen vor seiner Gefangennahme in Jerusalem.

Anders stand er einer zweiten Gruppe in seinen Gemeinden gegenüber, die aus Scheu und Aengstlichkeit den Genuß von Opferfleisch oder von Fleisch überhaupt verwarf. Das Verbot des Opferfleisches steht auch unter den Forderungen des Dekrets der Jünger; aber in Korinth ist es nach der ganzen Art, wie Paulus davon schreibt, nicht eine judenchristliche Forderung gewesen. Was die „Schwachen" vom Genusse des Opferfleisches zurückhielt, war die sakramentale Auffassung des Opfers als eines Blutbundes mit der Gottheit: man fürchtete, ein Genosse der Dämonen zu werden, in eine geheimnisvolle, aber reale Gemeinschaft mit ihnen zu geraten, mit der sie Gewalt über Leib und Seele des Menschen bekommen: „Einige essen nach ihrer seitherigen Gewohnheit noch bis heute das Opferfleisch der Götter als solches, und ihr Gewissen, schwach wie es ist, wird dadurch befleckt." [1]

Andere „Schwache" treffen wir in Rom an [2]. Der Schwache ißt dort Gemüse, d. h. kein Fleisch, und trinkt keinen Wein, ja er nimmt Anstoß am Fleischessen und Weintrinken, ist also strenger Vegetarianer. Auch hält er hier besondere Festtage heilig und arbeitet an ihnen nicht.

Die Askese jeder Art, geschlechtliche Enthaltsamkeit, Vegetarianismus und Antialkoholismus, ist wohl so alt wie die Menschheit auch, so alt wie die Genüsse, deren Verneinung sie ist. Aber es gibt Zeiten, in denen sie eine Großmacht wird. Es sind nicht die gesundesten Zeiten der Menschheit, in denen die Reaktionen der Askese mit elementarer Gewalt ausbrechen; es sind Zeiten der ausschweifendsten Genußsucht und der beginnenden Dekadence. Solche Zeiten, in denen die alten Lebensziele und der Glaube der Väter zerbrechen, in denen das Genießenwollen die Menschen wie ein Wahnsinn erfaßt, in denen sich die tonangebenden Kreise in einen Rausch der

Ueppigkeit stürzen, bringen immer auch jene fast krankhafte Sehnsucht nach Reinheit und dem stillen Insichverglühen der Seele hervor, wie sie die Askese und ihre Begleiterscheinung, die Mystik, dem Menschen schenken. Schwer ist es in solchen Zeiten, den Weg gesunden, natürlichen Lebens zu finden; nicht nur die Völker, auch die einzelnen taumeln von seiner schmalen Bahn immer wieder hinüber in die lockenden Wundergärten des Genusses oder in die geheimnisvollen Wüsten der Askese. Wie die Menschen einer Zeit die Askese begründen, das ist ziemlich gleichgültig gegenüber den physiologischen und psychologischen Bedingungen, aus denen sie in Wahrheit erwächst.

Das römische Kaiserreich war eine Zeit, in der die Wunderblume der Askese und Mystik herrlicher gedeihen mußte als je; denn kaum je mag die Menschheit so mit Bewußtsein in der Ueppigkeit gelebt haben wie damals. Auch das junge Christentum wurde bald von einer stark asketischen Stimmung erfaßt, Mystik ist es seit dem Pfingsttag in Jerusalem, seit der „Auferstehung" Jesu stets gewesen.

Paulus selbst lebte in Ehelosigkeit und hat sie auch durchaus als die höhere Reinheit betrachtet, wenn er auch natürlich genug empfand, um einem, der sich in ihr quälte, zur Ehe zu raten[1]. Er hat nicht bemerkt, daß er damit ganz die Stimmung der Leute teilte, die er sonst „Schwache" nannte; er hat es deshalb nicht bemerkt, weil ihm bei diesen als Aengstlichkeit entgegentrat, was ihm hier als Gnadengabe Gottes und besondere Kraft erscheinen konnte. Aber die Stimmung dieser „Aengstlichkeit" war doch im alten Christentum weit verbreitet, und ihre Träger beurteilten sie gar nicht als Aengstlichkeit, sondern als Heiligkeit, Reinheit und Kraft. Nur beim Essen von Fleisch gaben sie vielleicht selbst als Grund Angst vor Befleckung durch die Tierseele an, die sie mit dem Fleisch zu essen fürchteten. So seltsam uns das zu sein scheint, auch der jüdische Brauch, nur rituell Geschächtetes, seines





Blutes völlig beraubtes Fleisch zu essen, geht auf den Glauben zurück, daß das Blut die Seele sei oder die Seele enthalte. Und ein Essen fremder Seelen macht den Menschen „besessen" von diesen fremden Seelen, ist Geisterbefleckung. Es liegt schließlich also dem Vegetarianismus damals derselbe Gedanke zugrunde wie dem Nichtessen des Opferfleisches und dem Schächten der Juden. Auch im Weine wohnt nach antikem Verstand die Gottheit des Weines, die den Menschen „des Gottes voll" macht im Rausche; mit ihr „befleckt" man sich, wenn man ihren Trank genießt, ihr dient man mit dem Becher. Das sind die Gedanken, welche die Askese damals rechtfertigten, heute tun es andere Gedanken; ihr eigentlicher Grund aber ist in den psychischen Zuständen zu suchen, die wir vorhin betrachtet haben. Daß man so empfand und dachte, zeigen die Beschreibung Johannes des Täufers bei Lukas[1] und die schon erwähnte Schilderung Jakobus „des Gerechten" bei Hegesipp, die also lautet: „Dieser war von Mutterleib an heilig: Wein und [andern] Rauschtrank trank er nicht, Beseeltes [d. i. Fleisch] aß er nicht. Ein Schermesser kam nicht auf sein Haupt, mit Oel salbte er sich nicht, ein Bad brauchte er niemals. [Der Abscheu vor der Kultur geht bis zum Schmutz]. Ihm allein war es erlaubt, in den Tempel [zu Jerusalem] zu gehen. Denn er trug auch nichts Wollenes, sondern Leinenkleider. Und er allein ging in den Tempel, und man fand ihn dort auf den Knieen liegend und um Vergebung für das Volk betend, sodaß sich auf seinen Knieen wie bei den Kamelen Schwielen gebildet hatten, weil er immer knieend zu Gott gebetet und um Vergebung für das Volk gefleht hatte." Wenn diese Schilderung auch nicht der Wirklichkeit entspricht, so sehen wir aus ihr doch, was für ein Ideal christlichen Lebens in gewissen Kreisen der Christenheit herrschte und wie man es begründete. Hier liegen die Wurzeln des Mönchtums.

Weder in Korinth, wo man sich nur vor dem Opfer-





Fleisch fürchtete, noch in Rom, wo man gar kein Fleisch aß, waren diese Richtungen zur Zeit des Paulus so ausgesprochen und energisch wie später in der Christenheit; aber dem Frieden und der Einheit der Gemeinde waren sie gefährlich genug. Denn es trat ihnen eine ebenso bewußte Partei gegenüber, die sich ihre Freiheit nicht verkümmern lassen wollte. Sie stand auf dem rechten Grundsatz, daß nichts Aeußerliches, kein Essen und Trinken, den Menschen rein oder unrein machen könne, meinte aber daraus das Recht ableiten zu dürfen, die andern nicht bloß die Schwachen zu nennen, sondern auch ob ihrer Schwachheit zu verachten. Diese Leute fühlten sich als die, welche „die Erkenntnis hätten", als die „Freien". Andererseits nahmen die „Schwachen" nicht bloß „Aergernis", d. h. sie gerieten nicht nur in Gefahr, vom Christentum wieder abzufallen, weil es ihnen Zügellosigkeit und Verkehr mit Dämonen und Seelen zu sein schien, sondern sie „richteten" auch die Starken und machten dadurch den Riß nur noch größer. Eine gewisse Berechtigung dazu gab den Schwachen nicht bloß der Glaube der Zeit, sondern auch die Tatsache, daß es bei den Opfermahlzeiten sehr schlimm herzugehen pflegte. Sittliche Bedenken unterstützten also ihre religiösen Skrupel. Die „Starken" natürlich wollten gerade zeigen, daß sie auch mitten in der schlimmsten Umgebung und in den schwersten Versuchungen stark bleiben könnten.

Die Gefahr, daß diese beiden Strömungen die Christenheit zerreißen würden, wurde erst im zweiten Jahrhundert dringend. Aber Paulus hat sie mit sicherem Blick bereits gesehen und mit fester Hand zu unterdrücken versucht, ohne doch die Menschen, die sie hervorriefen, unterdrücken zu wollen.

Im Prinzip steht er auf der Seite der Starken, die die rechte Erkenntnis haben. Er weiß, daß es keine Götter gibt, daß also das Opferfleisch nichts ist. Trotz dieser Theorie hat er freilich an diesem Punkt mit seiner ganzen Zeit geschwankt, da er die Götter und ihre Bilder wohl für nichts, d. h. für

ohnmächtige Geistwesen hielt, aber doch glaubte, daß hinter den Bildern die Dämonen wirkten, denen auch in Wahrheit das Opfer gelte und mit denen man durch das Opfer in Berührung komme. Und so hat er auch die Teilnahme am Opfer selbst gänzlich verboten aus Furcht vor den Dämonen. Aber sonst war er über diese Furcht hinaus und hat im ersten Korintherbrief das alttestamentliche Wort „des Herrn ist die Erde und was auf ihr ist" gegen alle Angst vor Befleckung der Speisen angeführt, wie er auch im Römerbrief das schöne, freie Wort gefunden hat: „Ich weiß und bin fest überzeugt in dem Herrn Jesus, daß nichts an sich selber unrein ist." [1] Dies Wort enthält eine ganz klare Erkenntnis der neuen, christlichen Vorstellung von Heiligkeit und drückt die rechte Stellung zur Natur und ihrem gesamten Leben deutlich und scharf aus.

Dennoch verlangt Paulus Aufgeben dieser Freiheit um der Schwachen willen. Daß es hier eine Grenze gebe wie beim Judenchristentum, daran hat er nie gedacht. Er hat dabei Sätze entwickelt, die von seinem frommen und feinen sittlichen Sinn das höchste Zeugnis ablegen, er hat selbst den folgereichen Grundsatz gewagt: „Wenn durch Speise mein Bruder in Gefahr kommt, seinen Glauben zu verlieren, so will ich in Ewigkeit kein Fleisch essen." Von den Schwachen hat Paulus nichts verlangt, als daß sie nicht lieblos richten und den Bruder wegen seiner Freiheit nicht für verloren halten sollten. Augenscheinlich glaubte er, es werde ihm eher möglich sein, die Freien zum Verzicht als die andern zum Hineinwachsen in die Freiheit zu bringen.

Er begründet seine Forderung durch eine Reihe von religiösen Gedanken: Gott ist der Richter aller Christen, nicht soll ein Bruder den andern richten; Christus ist allein unser Herr, nicht soll ein Bruder über das Gewissen des andern Herr sein wollen. Aber wiederum soll keiner den Glauben des andern in Gefahr bringen, denn Christus ist für den Gläubigen ge-

storben: ihr seid zu teuer erkauft, um leichtherzig sein zu dürfen. Endlich: das Reich Gottes, des Christen vornehmste Sorge, ist mehr als die Frage nach Speise und Trank, nach Genuß und Askese, nach Vegetarianismus und Alkohol, es ist Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist![1]

Sittliche Gedanken treten unterstützend hinzu: Höher als die „Erkenntnis" steht die Liebe. Erkenntnis — ohne Sittlichkeit — bläht auf, Liebe erbaut, wirkt stets sittlich fördernd auf den Menschen und seine Umgebung[2]. Wer das nicht „weiß", hat noch nicht die rechte „Erkenntnis". Gewiß: alles ist erlaubt, aber nicht alles ist nützlich, nicht alles erbaut. Keiner soll *sein* Wohl suchen, sondern das des andern!

Stark klingt auch schon ein kirchlicher Ton in diese Ermahnungen hinein. „Haltet euch ohne Anstoß bei Juden und Griechen!"[3] Kirchliches Ehrgefühl sollt ihr haben! Aber noch ist der Ton gemildert durch den religiösen Nebenklang: es ist Gottes Ehre[4], um die es sich handelt, wenn ihr unanstößig lebt, und es geschieht zum besten eurer Brüder, damit sie nicht verloren gehen.

Entscheidend aber für die Entstehung der Kirche ist, daß Paulus, wie die Urapostel in seiner Abwesenheit es taten, seinen Gemeinden ein kirchliches Gesetz in der Speisenfrage gegeben und somit eine kirchliche Sitte begründet hat. Keine Rede ist dabei von dem angeblichen Dekret von Jerusalem, das nach dem fünfzehnten Kapitel der Apostelgeschichte damals bereits vorhanden gewesen wäre, ein neuer Beweis dafür, daß sie jene Verhandlungen falsch dargestellt hat. Selbständig entwirft Paulus die neue Lebensordnung seiner Gemeinden. An einem Opfermahl, also am heidnischen Kultus selbst, soll niemand teilnehmen. Anders aber ist es mit dem Fleischessen überhaupt zu halten: „Esset alles, was auf dem Markte verkauft wird, ohne ‚um eures Gewissens willen' [wie die Aengstlichen sagen] Untersuchungen [über die Herkunft des Feilgebotenen] anzustellen: denn des Herrn ist die Erde und was sie

füllt. Wenn ein Nichtchrist euch einlädt und ihr wollt hingehn, so esset alles, was euch vorgesetzt wird, ohne ‚um eures Gewissens willen' Untersuchungen anzustellen [ob es nicht etwa Opferfleisch sei, was man vorsetzt]. Wenn aber jemand euch sagt: ‚das ist Opferfleisch', so eßt es nicht, um deswillen, der euch darauf aufmerksam macht [mag das ein Heide sein, der den Christen versuchen oder ein ängstlicher Christ, der ihn zurückhalten will] und um des Gewissens willen. Ich meine nicht das eigene Gewissen, sondern das des andern."[1]

Drei Gesichtspunkte sind es, die dem Apostel dabei vorschweben. 1) An die persönliche Ueberzeugung des einzelnen hat das kirchliche Handeln nicht zu rühren. Eine Uniformierung liegt Paulus ganz fern, ein Gesetz soll keinen Christen drücken, und die grundsätzliche Freiheit ist festzuhalten. Aber die neue Gesinnung der Liebe soll um des Bruders oder um der kirchlichen Ehre willen zum Opfer der Freiheit bereit machen. 2) Er will eine feste Schranke gegen die alte Religion haben, eine offene Scheidung der Christen vom Götterdienst. 3) Er will aber doch unnötige Konflikte — bei Einladungen etwa — und unnötig viel Gerede über die Sache vermeiden und es dabei seinen Gläubigen ermöglichen, freundschaftlichen Verkehr und Geselligkeit ganz in der alten Weise zu pflegen. Ein ruhiges und stilles Leben in der Welt — das ist hier wie so oft der Gedanke gewesen, der dem kirchlichen Handeln zugrunde liegt.

Das sind kirchliche Maßstäbe von großer Weite und Weitherzigkeit. Leider hat Paulus aber hier nicht gesehn, daß genau wie die Judenchristen, so auch diese „Schwachen" das Christentum auf eine niedere Religionsstufe herunterzuziehen drohten, in der nicht die reine Gesinnung, sondern die „reine Speise" zum Kennzeichen wahren Christentums gemacht wurde. Er ist dem „Richten" der Brüder nicht schroff genug entgegengetreten, und sein Verlangen eines unbedingten Verzichtes auf die Freiheit um des schwachen Bruders willen geht zu

weit, sie bedeutet am letzten Ende doch ein Aufgeben des Christentums überhaupt.

Es ist einer der interessantesten Kämpfe in der werdenden Kirche, der sich um diese Frage abgespielt hat. Die Kirche hat, immer mehr von den asketischen Stimmungen der Kaiserzeit befallen, das Problem nur sehr notdürftig gelöst, indem sie die Schwachen zu heiligen Mönchen, die Starken zu Christen zweiter Ordnung, zum Weltvolk, gemacht hat. Eigentlich ist das Richten der Schwachen auf die Dauer doch stärker gewesen als die Starken.

Erst Luther hat hier Wandel geschaffen.

Virtuosentum und Gottesdienst.

Weit größere Gefahren als von dem Gegensatz der „Starken" und „Schwachen" drohten der jungen Gemeinschaft von dem „heiligen Geist" selbst, der sie gegründet hatte. Gewiß haben sich auch jene Starken für ihre Kraft und Freiheit auf den Geist berufen und diese Schwachen für ihre Reinheit und Heiligkeit wohl nicht minder darauf, daß sie seine Gefäße sein müßten. Aber seine eigentliche Rolle spielte in den Augen der Neubekehrten der Geist im Gottesdienst.

Wenn man einen urchristlichen Gottesdienst besuchte, ohne an ihn gewöhnt oder mit ihm bekannt zu sein, so mußte man gewaltige und hinreißende, aber auch seltsame und befremdende Eindrücke bekommen. Die Menschen, die in dem einfachen Zimmer standen oder auf den Knieen lagen, waren in einer auffallenden Erregung. Man sah es ihnen an, daß es in ihnen gährte und arbeitete, daß da etwas lebte, das zum Licht wollte, daß jeder von denen, die da zusammenkamen, „einen Psalm, eine Lehre, eine Offenbarung, eine Zungenrede, eine Auslegung hatte." [1] Und wes das Herz voll war, des ging der Mund über in Seufzen und Jauchzen, in Singen und Reden, in Mahnung, Tröstung und Gebet. Wild und jäh brach es mitunter aus. „Sie sind voll süßen Weines", so sagten nicht

bloß Spötter[1]. „Wer es nicht kennt, muß meinen, ihr wäret verrückt", urteilt selbst Paulus[2] vom Ueberschwang der Zungenrede. Freilich wer Sinn hat für das Gewaltige im Menschen, das stärker ist als sein bewußtes Leben, mächtiger als ererbte Schamgefühle und die natürliche Scheu vor dem öffentlichen Bekennen und Reden, den kann auch das Stammeln und Jauchzen der Zungenrede, den kann auch ein Amen und Halleluja mächtig ergreifen, das andern nur Spott und Abscheu auf die Lippen ruft. Paulus verstand aber auch die Regungen des Widerwillens und mahnte deshalb seine Gemeinden davon ab, sich allzu oft und in zu großer Zahl der Zungenrede hinzugeben, die Prophetie, die Gabe begeisternder verständlicher Rede, sollten sie mehr pflegen. Denn auch der Fremdling und Laie, der in die Versammlung komme, werde von ihr mächtig ergriffen und erschüttert werden. Wenn sie so in klaren, machtvollen Worten mit der instinktiven Sicherheit des Menschen, der gelitten und gerungen und sich gesehnt hat wie der Fremde, der da voll Erwartung eine solche Versammlung besucht, die geheimsten Tiefen seines Herzens aufdeckten, dann werde er niederfallen und bekennen: „Wahrhaftig ist Gott in euch!"[3] Das war keine Phrase, Paulus sprach aus Erfahrung. Wie bei einigen jener Spott: Sie sind voll süßen Weines, so ist bei anderen gewiß auch dieses Bekenntnis: Sie sind des Gottes voll, die Antwort auf die gewaltigen Eindrücke eines solchen urchristlichen Gottesdienstes gewesen.

Aber diese Wucht der Begeisterung, diese Gewißheit, unmittelbar ein Organ des heiligen Geistes zu sein, Offenbarungen der Gottheit künden und deuten zu können, und jener unwiderstehliche Drang zum Bekennen, Reden und Lobpreisen, barg zwei Gruppen von Gefahren in sich, die gleicher Weise an Form und Inhalt dieser Gottesdienste sich anschlossen.

Einmal lag die Gefahr nahe, daß das Christentum in einen orgiastischen Kultverein ausartete. Was dann alles in der ekstatischen Raserei der Zungenrede vorkommen konnte,



abzusehen. Muß doch Paulus auf eine Anfrage
er hin erst ausdrücklich erklären, wenn jemand
lucht sei Jesus", so sei da kein heiliger Geist
sondern dämonischer Einfluß![1] Daran kann man
s alles vorgekommen sein mag. Daß selbst solche
f Jesus ausgestoßen worden sein können, ist dem
unglaublich, der weiß, wie in der Ekstase und im Traum
rade auch das unterdrückte und gewaltsam zurückgestoßene Leben der Seele sich mächtig flutend Bahn bricht. Aber wenn auch nur ähnliches vorkam, so war das erschreckend und die Gefahr groß genug. Für das sittliche Leben hatten die Geistesgaben nicht geringere Gefahren im Gefolge: Eitelkeit und Streitigkeiten zwischen denen, die reden wollten, virtuosenhafte Ueberschätzung der Formen des frommen Lebens und Unterschätzung der schlichten Sittlichkeit, das sind die Begleiterscheinungen, die sich jeder „Schwärmerei" so leicht anhängen. In Korinth und in andern Paulischen Gemeinden war das nicht anders.

Die zweite Gruppe von Gefahren knüpfte daran an, nur lag sie mehr nach der Seite des Inhaltes der neuen Religion zu. Die Virtuosen, die Geistesmenschen im besondern Sinne, spalteten nicht nur die Gemeinden in Parteien, sondern sie brachten auch das Christentum in die Gefahr, seinen Stifter zu verlieren. Man fing in Korinth schon an, sich nach Paulus, Apollos und Petrus zu nennen, ja vielleicht trat der Christus-Name schon als Feldgeschrei einer vierten Partei neben diese drei[2].

Gegen beiderlei Gefahren hat Paulus die überragende Stellung Jesu betont. Ein Mensch, der in der Ekstase nicht mehr Jesus seinen Herrn nennt, ist von einem Dämon besessen; ein Mensch, der den Leib des Christus zerreißt, sich oder einen andern seiner Jünger zum Parteihaupt macht, vergeht sich an der Gemeinde Gottes, dem Leibe Christi, dem Tempel des heiligen Geistes: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes

Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt! Wer aber den Tempel Gottes [durch Streit oder Parteiung] verdirbt, den wird Gott verderben. Denn der Tempel Gottes ist heilig, das seid ihr. . . . So rühme sich keiner eines Menschen, es ist alles euer: heiße es Paulus, Apollos, Kephas, Welt, Leben, Tod, Gegenwart, Zukunft, alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes."[1] Auch die höchsten Geistesträger, die Apostel, die alle Gaben in sich vereinigen, sind nur Lehrer und Diener der Gemeinde Gottes, ihr zu gut, Verwalter der Geheimnisse Gottes. Jesus Christus aber ist viel mehr, er ist Grund des ganzen Baues, der Grund, der bleibt und ein für allemal gelegt ist[2]. Jesus, der Herr, und die Gemeinde Gottes, das sind die unerschütterlichen Felsen, an denen die alles verwaschenden Wogen eines enthusiastischen Virtuosentums abprallen.

Ueber die Einheit der Gemeinde Gottes hinüber in die Einheit ihrer großen übersinnlichen Besitztümer greift der Apostel an anderer Stelle, um den Kampf und die Unordnung unter den Geistesgaben in ihrem Unrecht aufzudecken: „Wohl gibt es Unterschiede in den Gnadengaben, aber es ist ein und derselbe Geist; Unterschiede in den Dienstleistungen, aber es ist ein und derselbe Herr; Unterschiede in den Kraftwirkungen, aber es ist ein und derselbe Gott, der alles in allen wirkt."[3]

Und nun tritt er jedem Hochmut, jedem Prahlen mit besonderen Gaben schroff entgegen. Die vielen Glieder am Leibe des Christus sollen sich nicht über einander erheben und einander gering achten, jedes ist gleich bedeutungsvoll und darum soll ein jedes seinen Dienst tun.

Damit wendet er sich zu den schönsten und tiefsten Gedanken, die er jenem hochmütigen Pochen auf virtuose Frömmigkeit entgegensetzt. Höher als alle Geistesgaben ist die höchste Gabe der Liebe. Ihr singt er im 13. Kapitel dann das hohe Lied, immer in scharfer Beziehung zu den andern





abzusehen. Muß doch Paulus auf eine Anfrage
hin erst ausdrücklich erklären, wenn jemand
ucht sei Jesus", so sei da kein heiliger Geist
ndern dämonischer Einfluß![1] Daran kann man
lles vorgekommen sein mag. Daß selbst solche
esus ausgestoßen worden sein können, ist dem
glaublich, der weiß, wie in der Ekstase und im Traum
e auch das unterdrückte und gewaltsam zurückgestoßene
eben der Seele sich mächtig flutend Bahn bricht. Aber wenn auch nur ähnliches vorkam, so war das erschreckend und die Gefahr groß genug. Für das sittliche Leben hatten die Geistesgaben nicht geringere Gefahren im Gefolge: Eitelkeit und Streitigkeiten zwischen denen, die reden wollten, virtuosenhafte Ueberschätzung der Formen des frommen Lebens und Unterschätzung der schlichten Sittlichkeit, das sind die Begleiterscheinungen, die sich jeder „Schwärmerei" so leicht anhängen. In Korinth und in andern Paulischen Gemeinden war das nicht anders.

Die zweite Gruppe von Gefahren knüpfte daran an, nur lag sie mehr nach der Seite des Inhaltes der neuen Religion zu. Die Virtuosen, die Geistesmenschen im besondern Sinne, spalteten nicht nur die Gemeinden in Parteien, sondern sie brachten auch das Christentum in die Gefahr, seinen Stifter zu verlieren. Man fing in Korinth schon an, sich nach Paulus, Apollos und Petrus zu nennen, ja vielleicht trat der Christus-Name schon als Feldgeschrei einer vierten Partei neben diese drei[2].

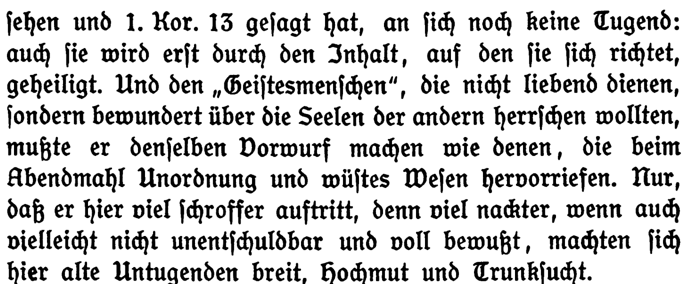
Gegen beiderlei Gefahren hat Paulus die überragende Stellung Jesu betont. Ein Mensch, der in der Ekstase nicht mehr Jesus seinen Herrn nennt, ist von einem Dämon besessen; ein Mensch, der den Leib des Christus zerreißt, sich oder einen andern seiner Jünger zum Parteihaupt macht, vergeht sich an der Gemeinde Gottes, dem Leibe Christi, dem Tempel des heiligen Geistes: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes

lein, wenn du mit Gott sprechen willst — das ist der Grundsatz auch seiner Frömmigkeit, wenn sie gleich nicht so keusch war wie Jesu schlichtes und herbes Wesen.

Neben diese sittlichen Grundsätze hat Paulus auch hier die ersten kirchlichen Anordnungen gestellt, die Anfänge der Liturgie. Sie gehen von dem obersten Gedanken aus, daß Gott ein sittliches Wesen und darum ein Gott der Ordnung sei, deshalb soll alles wohlanständig und in Ordnung geschehen [1]. Während einer Versammlung sollen höchstens zwei bis drei Zungenredner auftreten und einer soll ihr unverständliches Stammeln, Jauchzen und Singen in klarer Rede nachträglich erklären. Auch von Propheten dürfen nur zwei oder drei sprechen, die andern sollen schweigend dasitzen und das Vorgetragene beurteilen. Und damit nie durcheinander geredet werde, soll der Redende sofort schweigen, wenn sich einer der Dasitzenden gedrungen fühlt zu sprechen. Eine scheinbar sehr harte und seltsame Bestimmung, aber leicht erklärlich, da man annahm, daß derselbe Geist in allen spreche und also, wenn er ein neues Instrument erwähle, damit ankündige, daß das frühere jetzt zu tönen aufhören solle. Den Einwand, daß der Redende doch fühlen könne, er habe noch manches zu sagen, schlägt Paulus mit dem Satze nieder, daß die Prophetengeister, jene „Zerteilungen“ [2] des heiligen Geistes, den Propheten untertan seien und Gott ein Gott der Ordnung sei.

Dieser Abschnitt würde unvollständig sein, wenn nicht auch noch des Abendmahls oder, wie man damals sagte, des Mahles des Herrn gedacht würde. Freilich drohte hier Unordnung, Streit und Eifersucht nicht von einem Ueberschwang der Begeisterung aus, sondern sie kam von der natürlichen Leidenschaft und den eingewurzelten Untugenden der neuen Christen her. Eine tiefer eindringende Betrachtung sieht dennoch beides nicht in einem Gegensatz, sondern versteht, wie es im letzten Grund hier wie dort dieselben psychischen Anreize waren, die wirkten. Denn Begeisterung ist, wie Paulus richtig ge-





sehen und 1. Kor. 13 gesagt hat, an sich noch keine Tugend: auch sie wird erst durch den Inhalt, auf den sie sich richtet, geheiligt. Und den „Geistesmenschen", die nicht liebend dienen, sondern bewundert über die Seelen der andern herrschen wollten, mußte er denselben Vorwurf machen wie denen, die beim Abendmahl Unordnung und wüstes Wesen hervorriefen. Nur, daß er hier viel schroffer auftritt, denn viel nackter, wenn auch vielleicht nicht unentschuldbar und voll bewußt, machten sich hier alte Untugenden breit, Hochmut und Trunksucht.

Wie war das möglich? – Um das zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß das Abendmahl ein sakramentales Essen und Trinken geworden war. Ein wirkliches Essen und zwar, dem Namen „Abendmahl" entsprechend, die gegen Abend eingenommene Hauptmahlzeit des Tages war es immer gewesen. Bald aber muß es den Charakter einer Erinnerung an den Tod Jesu ganz verloren haben. Die Apostelgeschichte – vielleicht sogar eine alte Quellenstelle in ihr — erzählt, daß man „im Jubel" „das Brot in den Häusern gebrochen" habe [1]. Und in der Tat hatten sich selbst die Einsetzungsworte, wie wir schon gesehen haben, bis zur Zeit des Paulus so verändert, daß man sie sprechen konnte, ohne an den Tod Jesu zu denken. Die Stelle, an der Paulus vom Abendmahl spricht, ist in vieler Hinsicht so wichtig, daß sie uns ausführlicher beschäftigen muß. Sie lautet: „Vor allem höre ich, daß es Spaltungen unter euch gibt, wenn ihr Versammlung haltet, und zum Teil glaube ich es; denn es muß Spaltungen bei euch geben, damit die Guten unter euch kund werden. Wenn ihr zusammenkommt, so ist es nicht möglich, ein [wirkliches] Herrnmahl zu feiern; denn jeder nimmt sich beim Essen seine eigene Mahlzeit vorweg, und der eine hungert, während der andere im Weine schlemmt. Habt ihr nicht Häuser zum Essen und Trinken? Oder verachtet ihr die Gemeinde Gottes und beschämt die, die nichts haben? Was soll ich euch sagen? Soll ich euch loben? Hierin kann ich es nicht! – Denn ich habe

vom Herrn her überliefert bekommen, was ich euch auch überliefert habe, daß unser Herr Jesus in der Nacht, da er sich in den Tod gab [vielleicht: da er verraten ward], ein Brot nahm und, nachdem er das Dankgebet gesprochen hatte, es brach und sprach: ‚Dies ist mein Leib, der für euch [bestimmt ist], dies tut zu meinem Gedächtnis.' Ebenso auch den Becher nach dem Essen mit den Worten: ‚Dieser Becher ist der neue Bund in meinem Blut: das tut, so oft ihr trinket, zu meinem Gedächtnis.' — Denn so oft ihr dies Brot esset und diesen Becher trinkt, verkündigt ihr den Tod des Herrn, bis er kommt [=wiederkommt]. Daher wer das Brot ißt oder den Becher des Herrn trinkt in unwürdiger Weise, der vergeht sich an dem Leib und Blut des Herrn. Es prüfe sich aber der Mensch selbst, und dann esse er von dem Brot und trinke von dem Becher. Denn wer da ißt und trinkt, ißt und trinkt sich ein Gericht [Strafurteil Gottes, wie es Paulus gleich darauf in der Tatsache erblickt, daß einige Gemeindeglieder in Korinth krank geworden, andere gestorben sind], wenn er den Leib nicht unterscheidet [von gewöhnlichem Abendessen]." [1]

Man sieht deutlich, daß Paulus auch früher schon die Abendmahlsworte überliefert hat, und doch haben die Korinther in freudiger Feststimmung gefeiert, ohne an Jesu Tod zu denken. Es handelt sich in diesen Worten eben um den Leib und das Blut des erhöhten Herrn, des Himmlischen, deren mystischen Genuß man erlebt, um den neuen Bund, dessen Glied man dadurch wird. An den Tod erinnert Paulus nur so, daß er sagt: Besinnt euch darauf, daß Jesus diese Worte in der ernstesten Stunde seines Lebens, in der Nacht vor seinem Tode gesprochen hat, also solltet ihr ernst feiern. Alles was hinter den Worten: „Nacht, da er sich hingab", steht, ist unbetont und nur Wiederholung. Daher setzt nachher Paulus auch noch einmal ein mit einem „denn", das dem ersten ganz parallel steht und den Erklärern, eben weil sie den Abendmahlsworten schon die Todeserinnerung abgewinnen, viel zu schaffen

macht, während Paulus einfach sagt: Ich kann euch nicht loben: denn 1) Jesus sprach die Worte in jener furchtbaren Nacht ... denn 2) ihr verkündigt mit dem Abendmahl den Tod Jesu.

Mit diesen Sätzen nun hat Paulus dem Herrnmahl einen neuen Charakter aufgedrückt: nicht mehr oder nicht nur ist es Genuß des himmlischen Gutes in überströmender Freude, sondern ernste Erinnerung an den Tod Jesu und ernster Empfang des heiligen Gutes! In diesem Zusammenhang steht übrigens auch der berühmt gewordene Satz vom unwürdigen Genuß des Abendmahls, der durch seine verkehrte Verwendung im Katechismusunterricht und in Beichtgottesdiensten der Feier des Abendmahls mehr Teilnehmer geraubt hat als aller Unglaube der Welt. Er hat das Abendmahl zu einem Akt des Grauens und Entsetzens vor allem für viele Kinderseelen gemacht. Es ist wahrlich Zeit, daß man den Spruch in seinem schlichten ursprünglichen Sinn verstehe und alle falschen dogmatischen Deutungen beiseite lasse. Jenes unwürdige Genießen des Abendmahls im Sinne des Paulus ist, wie aus dem Zusammenhang deutlich hervorgeht, einzig und allein das wüste Treiben, das sich in Korinth eingeschlichen hatte, daß die Reichen und Wohlhabenden nicht auf die Armen und Sklaven warteten, um ihnen mitzuteilen, sondern für sich aßen und sich dabei Ausschreitungen bis zur Trunkenheit zu schulden kommen ließen, daß sie den Leib des Herrn nicht unterschieden von einem gewöhnlichen Essen. Ein unwürdiger Genuß, der heute schon einfach durch die Form unsrer Feier unmöglich gemacht ist.

Paulus ist es, der auch dazu wieder den ersten Anstoß gegeben und die ersten liturgischen Formen geschaffen hat. Denn so verfügt er zum Schluß für die Art des Abendmahls-Gottesdienstes: „Daher, meine Brüder, wenn ihr zum Essen zusammen kommt, wartet auf einander. Wenn einer hungert, soll er zu Hause essen, damit ihr nicht euch zum Gerichte Ver-

sammlung haltet." [1] Noch bleibt das Abendmahl ein Mahl, aber das Mahl, das Essen, bleibt nicht mehr die Hauptsache: der Sinn des Ganzen, das dabei gesprochene Wort drängt die Mahlzeit in den Hintergrund.

Auch hier traten also neben den inhaltlichen Gedanken über die rechte Art christlichen Gottesdienstes die ersten liturgischen Gebote, freilich hier wie im Wortgottesdienst alle noch sehr weit und auf die Dauer dem Bedürfnis nach Ordnung und Feierlichkeit nicht gewachsen. Darum hat es noch Jahrhunderte gewährt, bis langsam die großen Liturgieen erwuchsen, wie sie in der katholischen Kirche heute noch gebraucht werden und von denen die evangelischen Liturgieen doch nur mehr oder weniger gelungene Umbauten sind. Freilich hat man gegenüber der zersplitternden Wirkung der Gnosis verhältnismäßig schnell eine einigermaßen feste Ordnung, wenn auch noch keine vollkommene Liturgie, in der Kirche entwickelt. Schon um das Jahr 150 vermag der christliche Philosoph Justin den römischen Kaisern eine weit verbreitete Ordnung des Gottesdienstes als die christliche zu schildern, in der die freie Rede und freies Handeln von Nichtbeamten keine Rolle mehr spielt. Damit war freilich jeder Art von Unordnung ein Ende gemacht; aber das kühne Vertrauen auf den Geist der Ordnung war aufgegeben. Gesetz und Sitte herrschten wieder, und von dieser Stunde an lagerte auch über dem Innerlichsten und Individuellsten die schwere Decke des Beamtentums. Die Stimme des Geistes schwieg allmählich im christlichen Gottesdienst, um der heiligen, hergebrachten Liturgie und der heiligen Schrift wieder Platz zu machen, wie einst im Judentum. Ein kleiner Ersatz des einst so reichen Lebens war die Predigt des Priesters, ein schwacher Ersatz, denn daß die sakramentale Weihe, die später den Priester machte, auch die Gabe der gottentstammten Rede weckt, ist ein seltener Fall. Uebung und Bildung aber vermögen diese Gaben wohl bis zu einem gewissen Grade vergessen zu lassen, doch nicht zu ersetzen. Priester

und Prophet sind zumeist die heftigsten Gegner – auch wieder in der Kirche – gewesen, und der Priester kann nur herrschen, wo er den Propheten getötet oder zum Verstummen genötigt hat.

Aber auch wo, wie in den evangelischen Kirchen, das Priestertum — bis auf geringe Reste — überwunden ist, hat sich bis heute nicht wieder die freie Rede des Herzens eingestellt – höchstens bei den verachteten „Sekten". Der „Beamte" hat bei uns vielfach das Werk des „Priesters" fortgeführt. Die „Gemeinde" ist meist nur ein Gedankengebilde geblieben, da man den einzelnen nicht mehr mit allen Rechten eines mündigen Christen hat ausstatten mögen. Wir kranken nicht nur an den Resten des Sakramentsbegriffes, wie sie sich in „Ordination", besonderem Priesterkleid und teilweise auch besonderer Priesterethik zeigen, sondern noch mehr am Beamtentum, aus dem wir beim besten Willen nicht recht herauskommen.

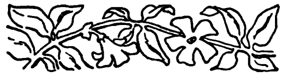
Glaube und Welt.

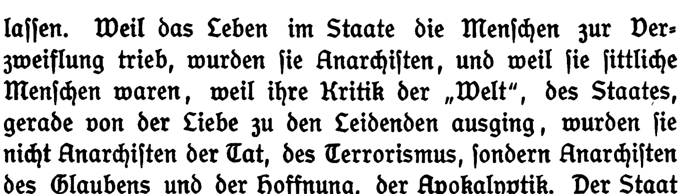
Die größte Gefahr endlich erwuchs der jungen Religion und der neuen Gemeinschaft durch das innerste Wesen ihrer Frömmigkeit selbst. Die urchristliche Religion ist in ihrem Kern Mystik und Apokalyptik: Leben in Gott, in Christus, im Geist, im Jenseits, in der zukünftigen, nicht in dieser Welt. Daraus erwächst, wenn auch nicht immer eine revolutionäre, so doch eine anarchistische Stimmung, eine Feindschaft oder wenigstens eine volle Verachtung gegen „die Welt", ihre Güter und Werte, ihre Gemeinschaften und Organisationen. An nichts hat der Apokalyptiker auf dieser Welt ein positives Interesse; nur im Missionseifer ist er groß, als Missionar des Kommenden will er die Welt bezwingen: „Die Zeit ist nur noch kurz; hinfort gilt es, daß die da Frauen haben, seien, als hätten sie keine; die da weinen, als weinten sie nicht, die sich freuen, als freuten sie sich nicht. Wer Einkäufe macht, tue es im

Gefühl, daß sein Besitz nicht dauern wird; wer die Welt benutzt, im Gefühl, daß er sie nicht ausnutzen wird. Denn die Gestalt dieser Welt ist im Vergehen."[1]

Mit dem sicheren Instinkt der Selbsterhaltung hat der römische Staat sich gegen den Anarchismus der neuen Religion gewandt, der in der Verweigerung der Kaiseranbetung seinen deutlichen symbolischen Ausdruck fand. Wer die ganze Glut der anarchistischen Hoffnungen des ersten Christentums nachfühlen will, der lese einmal das erste heilige Buch, das diese Religion hervorgebracht hat, die Offenbarung des Johannes, das Buch, das einst den Herzschlag christlicher Frömmigkeit offenbarte, heute in der Kirche vergessen und verschollen, der Sektierer Traumbuch und ein eifrig behandeltes Objekt gelehrter Forschung geworden ist. Man versenke sich einmal in die wunderbaren Bilder, in denen dies Buch den Staat und die junge Religion einander gegenüberstellt: dort das Tier, das Gewalt hat über Stämme, Völker, Sprachen und Nationen, angebetet von der ganzen Welt und sein Zeichen der ganzen Welt auf Stirn und Hand schreibend, und hier das Lamm auf dem Berge Zion mit den hundertvierundvierzigtausend Versiegelten, den lügenlosen Friedensmenschen, den Jungfräulichen, die sich mit Weibern nicht befleckt haben; dort die Erde von Asien bis Rom übersät mit den blutigen Leichen der Feinde Gottes, hier das himmlische Jerusalem mit seinen goldenen Straßen und diamantenen Toren, durch welche die Heiligen wandeln in seliger Ruhe. Und ihr Gott wird ihr Licht sein.

Das Christentum war eine einzige große Empörung wider den Staat, den klassischen Staat, den römischen, es war Anarchismus der Gesinnung. Die zertretene Menschheit schrie in ihm nach Erlösung von diesem Staat, seinen Kriegen und seinem „Recht". Man darf sich durch die gelehrte Meinung von der Uebernahme der apokalyptischen Vorstellungen aus dem Judentum, die ja ganz richtig ist, über die wahre innerliche Grundlage dieser Uebernahme und dieser Hoffnung nicht täuschen





lassen. Weil das Leben im Staate die Menschen zur Verzweiflung trieb, wurden sie Anarchisten, und weil sie sittliche Menschen waren, weil ihre Kritik der „Welt", des Staates, gerade von der Liebe zu den Leidenden ausging, wurden sie nicht Anarchisten der Tat, des Terrorismus, sondern Anarchisten des Glaubens und der Hoffnung, der Apokalyptik. Der Staat sollte sterben.

Und er mußte sterben, wenn man schon allein die Grundsätze des Paulus vertrat: nicht mehr heiraten, und das Recht nicht mehr suchen, weil man über ihm steht[1]. Es ist dieselbe passive Gesinnung, die im zweiten Jahrhundert Tatian in seiner „Rede an die Griechen" (11) klassisch also ausgesprochen hat: „Herrschen will ich nicht, reich werden mag ich nicht, Offizier oder Beamter zu sein verachte ich, Unzucht habe ich hassen lernen, Seefahrten aus Habgier unternehme ich nicht, Kränze zu erringen strenge ich mich nicht an, Ruhmsucht habe ich abgetan, den Tod verachte ich, jeglicher Krankheit fühle ich mich überlegen, Kummer reibt meine Seele nicht auf." An solcher Gesinnung, wenn sie bis zum Martyrium entschlossen und wahrhaftig ist, scheitert der Staat in dem Augenblick, wo es ihr gelingt, die Mehrzahl seiner Bürger zu ergreifen. Das hat Tolstoi ganz richtig erkannt, so gut wie es die römischen Kaiser und Beamten gefühlt haben.

Jeder Anarchismus zerscheitert aber an sich selber. Die Macht der Organisation ist stets stärker als er, sie wird ihn eher zerreiben als er sie. Denn schließlich geht er entweder im Martyrium unter oder er drängt doch aus dem Martyrium hinaus zur Revolution, und im offenen Kampf ist er immer der Schwächere. Ueberdies ist das Bedürfnis des Menschen nach Ehe und Familie und nach ihrem Schutz durch eine übergreifende Macht — ein Bedürfnis, das einst den Staat geschaffen hat — so unausrottbar, daß kein weltabgewandter Glaube und kein Ekel vor seinem Mißbrauch es je aus der Welt schaffen kann.



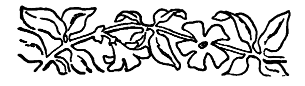


Wie weit das Urchristentum in seiner radikalen Negation des Bestehenden bis zur Tat gegangen ist, können wir heute nicht mehr ganz durchschauen, da uns diese Strömungen nur undeutlich durch die Schilderungen und Maßregeln ihrer Gegner bekannt sind. Unter ihnen steht Paulus an erster Stelle; denn er hat mit dem sicheren Gefühl für die lebenschaffenden und sittlichen Mächte in der Menschheit trotz all seinem prinzipiellen Radikalismus doch scharf und klar die mannigfaltigen Strömungen bekämpft, welche auf eine tatsächliche Zerstörung des Gemeinschaftslebens hinausliefen.

Doch wirkte das Vorhandensein der heidnischen Welt, in die die junge Religion eintrat, auch in entgegengesetzter Richtung. Sie rief nicht bloß eine radikale Opposition hervor, sondern sie bewirkte auch eine allmähliche Angleichung der neuen Religion an die Gewohnheiten, Maßstäbe und Ziele, die vorher vorhanden waren. Die Bekehrten, so sehr sie sich als neue Menschen, als wieder Geborene fühlten, trugen die Spuren des alten Adam doch noch deutlich genug mit sich herum, und nicht nur ihre Sakramente und Erlösungen suchten sie in der neuen Religion, sondern ihre alten andersartigen Gewohnheiten und ihre vorchristliche Gerechtigkeit oder Sittlichkeit brachten ihr neues Leben immer wieder in die Gefahr, schlaff und tot zu werden.

Ueberblickt man die verschiedenen Gebiete des sozialen Lebens und die Anordnungen, die Paulus hier trifft, so begegnet man stets den gleichen Grundüberzeugungen und den von ihnen geleiteten in sich übereinstimmenden Maßnahmen, die der Apostel trifft.

Die Grundlage alles sozialen Lebens, die Ehe, hat Paulus mit den asketischen Strömungen seiner Zeit, wenn auch nicht als etwas schlechthin zu Verwerfendes, so doch als etwas Minderwertiges angesehn: „Gut ist es einem Mann, keine Frau zu berühren.“ [1] Nicht bloß die Erwartung, daß das Weltende nahe bevorstehe, und daß die da heiraten, in der





bevorstehenden Trübsal ihrem Leib Leiden zuziehen[1], hat ihn zu dieser allgemeinen Aussage getrieben. Nein, er sieht die Ehe überhaupt nur vom geschlechtlichen Gesichtspunkt aus an und erlaubt, daß „wegen der Unzucht", d. h. um sie zu vermeiden, jeder seine Frau und jede Frau ihren Mann haben darf[2]. Eine innerliche Schätzung der Ehe findet sich bei ihm nicht. Dennoch ist er jedem Ueberschwang in der Askese, zumal jeder Kraftprobe, wie sie damals bereits in der Christenheit begannen, mit nüchterner Entschiedenheit entgegengetreten.

So hat er zunächst allen denen, die asketisch zu leben versuchten und doch die Gnadengabe, die sich Paulus auf diesem Gebiet zuschreiben darf[3], nicht besitzen, sondern in der Enthaltung „brennen", eindringlich geraten, lieber zu heiraten, als den aufreibenden Kampf weiterzuführen und dabei etwa aus Uebersittlichkeit in Unsittlichkeit zu fallen. Solche Gefahr lag da besonders nahe, wo bereits die Kraftprobe der geschlechtlichen Enthaltung in einer Scheinehe begonnen hatte. Die etwas dunkle Stelle 1. Kor. 7, 36—38 scheint solche Kraftproben, wie sie später ganz häufig waren, bereits für die apostolische Zeit zu bezeugen: junge Männer lebten mit Jungfrauen zusammen im innigsten, nur nicht geschlechtlichen Verkehr und suchten dadurch die Kraft ihrer Sittlichkeit zu beweisen, den Satan unter die Füße zu treten. Die Gefahren eines solchen Zusammenlebens hat Paulus nicht durch Verschärfung des Gebotes, sondern durch Erlaubnis der Ehe abzuwenden gesucht. Dabei hat er aber keinen Augenblick verschwiegen, daß die Durchführung des ehelosen Zusammenlebens durchaus das Höhere und die Heirat nur eine Notauskunft sei: die Heirat ist in diesem Sinne „gut", aber das andere ist „das Bessere"[4].

Aehnlich lagen die Dinge in den schon vollzogenen Ehen. Hier drängten asketische Stimmungen zu einer Umwandlung der Ehen in Scheinehen, und entweder traten dann dieselben



Gefahren nur in vermindertem Grade d. h. nicht nach außen hin auffallend ein, oder es entstand Streit und Haß, wenn etwa nur der eine Gatte solchen asketischen Stimmungen verfallen war. Daher gestattet Paulus ein asketisches Leben in der Ehe nur auf Zeit[1] und nur nach gemeinsamer freundlicher Verabredung und gibt dem einen Ehegatten ein sittliches Recht auf den andern[2]. In Mischehen lagen aber die Verhältnisse noch etwas anders, dennoch hat Paulus die gleichen Gesichtspunkte auf sie angewandt. Er verbietet dem christlichen Teil schlechthin, die Ehe zu trennen. Und doch waren der religiösen Bedenken genug. Konnte man die innigste Gemeinschaft, in der „zwei Menschen Einer werden", wie auch Paulus sagt[3], mit einem Menschen weiterbestehen lassen, über den die Dämonen Macht hatten? Mußte man sich nicht an ihm „beflecken", mußten Heilige nicht unrein werden durch die Gemeinschaft mit dem „Unreinen"? — Man muß sich nur vorstellen, wie stark diese alten animistischen Heiligkeitsgedanken beim Opfer und beim Sakrament noch waren, um das ganze Grausen des christlichen Gatten vor dem unchristlichen zu verstehen. Bei diesen Empfindungen und bei der natürlichen Liebe zu den Kindern setzt darum des Paulus gegenteilige Ansicht auch ein, nicht etwa bei dem Gedanken sittlicher Liebe: „Wenn ein Bruder eine ungläubige Frau hat und diese willigt ein mit ihm zu leben, so soll er nicht von ihr lassen. Und ebenso, wenn eine Frau einen ungläubigen Mann hat und dieser willigt ein, mit ihr zu leben, so soll sie nicht von ihm lassen. Denn der ungläubige Mann ist geheiligt durch die Frau und die ungläubige Frau durch den Bruder; sonst wären ja auch eure Kinder unrein, und sie sind doch heilig!"[4] Paulus behauptet damit, daß die Kraft des Heiligen größer ist als die Kraft des Unreinen, beides im Sinne des Naturhaft-Heiligen der vorchristlichen Religion. Diese Begründung ist aber nicht in Wahrheit das Motiv gewesen, das ihn dazu trieb, dem christlichen Teil das Verbleiben in der Ehe zur

Pflicht zu machen, sonst hätte er die Mischehe überhaupt gestatten müssen. Das hat er jedoch nicht getan: eine Witwe darf nur „im Herrn“ d. h. einen Christen heiraten[1]. Ueberdies hat er dem christlichen Teil geboten, sofort auf einen Scheidungsvorschlag des heidnischen einzugehen; er hat das getan selbst im Gegensatz zu dem berechtigten Missionseifer des christlichen Ehegatten, der immer noch hofft, den Gatten für die neue Religion zu gewinnen. Und dabei hat er endlich auch das Motiv ausgesprochen, das ihn zu all seinen Anweisungen geführt hat: „Wenn sich der ungläubige Teil lossagen will, so mag er es haben. Bruder und Schwester [d. h. Christen] sind an solche nicht gefesselt; in Frieden hat uns Gott berufen. Weißt denn du, o Frau, ob du deinen Mann retten wirst? oder weißt du, Mann, ob du deine Frau retten wirst?“ In der Tat, wenn man sein Bedürfnis nach Ruhe und Frieden, nach einem stillen Sicheinfügen in die Welt mit möglichster Vermeidung von Streit und offenen Kämpfen, ein sittliches, aber noch mehr ein kirchliches Bedürfnis, klar erkannt hat, dann versteht man die Gebote dieses ersten christlichen Gesetzgebers in ihrer inneren Einheit. Und man ist erstaunt, daß derselbe Mann, der so glühend auf den Untergang dieser Welt hofft, so klug sich an sie anzuschmiegen weiß. Aber wahrscheinlich ist — nach der ganzen Stimmung zu urteilen, aus der des Apostels Briefe gehen — das Motiv nicht Weltklugheit, sondern Weltverachtung gewesen: das Gefühl, daß es nicht der Mühe wert sei, den Kampf um diese Dinge aufzunehmen. Es hat so gerade die Gleichgültigkeit gegen den Gegner diesem das Eindringen ermöglicht: eine Beobachtung, die man ja auch sonst oft genug machen kann.

Im Bestreben, den „Frieden“ zu wahren, ist Paulus auf diesem Gebiet endlich so weit gegangen, selbst das Wort des Herrn, das die Trennung der Ehe verbot, beiseite zu setzen. Wie Matthäus nachher in dieses Verbot, einem „menschlichen“ Gefühl folgend, die Worte „ausgenommen den Fall der ehe-

lichen Untreue" eingesetzt hat, so hat Paulus, noch viel stärker dem Nichtkönnen seiner Gemeindeglieder oder ihrer asketischen Stimmung sich anschmiegend, nicht bloß bei einer Trennung von Seite des Nichtchristen die Scheidung geduldet, sondern überhaupt nur verlangt, daß solche, die sich trennen, sich nicht wieder verheiraten [1]. Auch diese Erlaubnis ist einem wohlverständlichen Interesse des „Friedens" entsprungen, während Jesus in kühnem Glauben von zwei harten Herzen, die sich nicht in einander finden zu können meinen, Buße und Liebe verlangt hatte. So wandelt sich die überschwängliche Sittlichkeit Jesu bei Paulus bereits in mögliche kirchliche Sitte und kirchlich durchführbares Gesetz.

Die Kirche hat erst später wieder unter dem Druck starker asketischer und gesetzlicher Neigungen das Scheidungsverbot Jesu hervorgeholt und durchgeführt. Indem sie es aber aus einer *sittlichen* Forderung in ein Gesetz des kirchlichen Rechtes umwandelte, hat sie sich zur höchsten Unwahrhaftigkeit verdammt. Denn da sie eben als Kirche, d. h. als Kompromiß, doch immer wieder genötigt ist, auf die „Herzenshärtigkeit" [2] der Menschen Rücksicht zu nehmen, so ist sie zu der Lüge verdammt, eine Ehe, deren Scheidung ihr aus weltlichen, kirchlichen oder sittlichen Gründen nötig scheint, für ungültig, d. h. für gar nicht geschlossen zu erklären. Dadurch hat sie das ganze Eheleben, so hoch sie es als Sakrament zu werten behauptet, in eine entsetzliche Unsicherheit gestürzt; denn niemand ist seiner wirklichen Ehe d. h. der sakramentlichen Heiligung seiner Ehe sicher in dieser Kirche, die, wenn es ihr gut dünkt, die Ehe nicht trennen, sondern für nicht geschlossen erklären kann. Hier heißt es, wie überall beim kirchlichen Recht, umkehren. Das kirchliche Recht ist eine einzige große Lüge, denn es will sittliches Leben mit Rechtsgesetz zwingen und schützen und verwechselt dann beides, während Recht und christliche Sittlichkeit sich schroff gegenüberstehen. Es ist eines der größten Verdienste der Reformation um die Menschheit,

das erkannt zu haben. —

Jesus hatte von seinen Jüngern den Verzicht auf ihr Recht gefordert, sowohl in Ansehung des Besitzes — wer mit dir um dein Hemd rechten will, dem laß auch den Rock dazu – als in Ansehung der Ehre – wer dich auf die rechte Backe schlägt, dem halte auch die andere hin. Ein Gebot, das in seinen Konsequenzen die ganze „Welt" aus den Angeln heben würde, denn sie hat noch heute alle Hände voll zu tun, um überhaupt erst einmal den Menschen in seiner Rechtssphäre sicher zu machen und zu schützen. Schon in Korinth mußte Paulus mit den alten Gerechtigkeitstrieben kämpfen, so hoch auch die Wogen des Enthusiasmus gingen: es begannen schon wieder Rechtshändel um Mein und Dein zwischen den Gliedern der Gemeinde. Hier hat Paulus zwar in der Theorie noch den Standpunkt Jesu vertreten, aber bereits in einer so abgeschwächten Form, wie es heute unsere Prediger auch tun: „Es ist für euch überhaupt schon ein Mangel, daß ihr Klagen wider einander habt. Warum laßt ihr euch nicht lieber Unrecht tun? Warum laßt ihr euch nicht lieber berauben? Statt dessen übt ihr selbst Unrecht und Raub, noch dazu an „Brüdern" ![1] Man sieht aber fast das Achselzucken des Apostels und hört sein großes Aber und versteht seine Berücksichtigung der menschlichen „Schwachheit", mit der er aufgibt, alles Ernstes und mit sittlicher Strenge den Verzicht auf das Recht zu verlangen. Er ist auch hier wieder ganz der große Kirchengründer — „und dazu an Brüdern!" – und gebietet nur, daß Christen nicht vor heidnisches Gericht gehen dürfen, daß sie sich selber Richter sein sollen. Sie, die einst die Engel richten sollen, werden doch wahrlich auch über Mein und Dein zu entscheiden vermögen![2] Das ist ihm das Schlimme, was vor allen Dingen beseitigt werden muß, daß die kirchliche Ehre verletzt ist: „Brüder rechten mit den Brüdern, und dazu vor Ungläubigen!"[3] Wir verstehen den Apostel, die Motive seines Nachgebens und sein „doch wenigstens"

wohl. Aber indem er auch hier wieder sich anbequemt, hat er den Grund gelegt, auf dem nachher jenes große, wunderbar fein gegliederte Gebäude des kirchlichen Rechts erbaut worden ist, das all die unsäglichen Konflikte zwischen Staat und Kirche heraufbeschwört, Konflikte, in denen nicht die Sittlichkeit mit dem Recht, sondern ein Recht mit dem andern kämpft. Und ein Recht dort, das mit dem Anspruch des Ewigen und Göttlichen auftritt und darum in einen viel schreienderen Kontrast mit der Sittlichkeit geraten muß als das „weltliche" Recht, das zwar sehr langsam, aber doch wirklich der Entwicklung der Sittlichkeit nachfolgt und sich von ihr umbilden läßt, weil es sich seiner Menschlichkeit und Unvollkommenheit, seines dienenden Charakters bewußt bleiben kann.

Zwischen Recht und sozialer Frage standen die Probleme der Emanzipation der Sklaven und der Frau. Die letzten Jahrhunderte vor Jesu Geburt sind in Griechenland und in Italien erfüllt von sozialen Parteikämpfen, die sich in gewaltigen Sklaven- und Proletarieraufständen entladen. Sozialdemokratische, revolutionäre und anarchistische Tendenzen aus der wirtschaftlichen Not geboren brechen überall hervor und bereiten den Boden für die kommenden Erlösungsreligionen, insonderheit auch für das Christentum mit seinen gewaltigen sozialen Leistungen, die aber wieder nicht aus den Motiven moderner Kulturtätigkeit flossen, sondern aus der Verachtung der Welt geboren waren. Eben daher rührt nun aber auch die eigentümliche passive Stellung der jungen Religion, vor allem ihres großen Apostels diesen Nöten gegenüber.

Gewiß innerhalb der Gemeinde, sofern sie sich religiös betrachtete, gab es „nicht Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Weib; alle sind Einer in Christus"[1]. Ein Wesen, ein Leib ist die Ekklesia. Und das waren nicht leere Worte wie heute, sondern heftig hat Paulus die reichen Leute in Korinth angefahren, die sich beim Essen des Herrnmahls absonderten und schnell ihr Teil verzehrten,

bis die Armen und Sklaven von ihrer Arbeit kommen konnten [1]. „Verachtet ihr die Gemeinde Gottes, oder wollt ihr die beschämen, die nichts haben!" Hier waren in der Tat alle gleich, alle Brüder.

Aber wenn man nun aus diesem Glauben eine revolutionäre Forderung ziehen wollte, so schnitt Paulus diesen Radikalismus wieder schroff ab: „Jeder soll in dem Stande bleiben, in dem er berufen ist!" [2] Keinen Augenblick hat sich Paulus in die sittliche und religiöse Gefahr gedacht oder denken wollen, in der der Sklave steht. Wie die Stoiker hat er versichert, ein Sklave sei nach seinem inneren Menschen — in seiner Sprache: in Christus — ein Freier; als ob das wirklich richtig und nicht in manchen Fällen bloß eine Selbsttäuschung sei! Denn der Sklave war doch nun einmal eine willenlose Sache, deren Gewissen einfach das Gewissen des Herrn war, der tat, was ihm befohlen ward.

So deutlich nun stets eine radikale, sozialrevolutionäre Partei im Christentum der ersten Jahrhunderte nachgewiesen werden kann, die auf Freiheit der Sklaven hinarbeitete, so bewundernswert ist es, daß es den Männern der Kirche durchaus gelungen ist, den ungeheuerlichen Widerspruch zwischen der religiösen und der tatsächlichen Stellung der Sklaven niemals zum vollen Ausbruch einer Empörung sich auswachsen zu lassen. Das läßt sich nur verstehen aus der ganzen Glut der Abkehr von „dieser Welt". Das Proletariat erhoffte nichts mehr von politischer Revolution und sozialen Kämpfen; ganz nach innen gewandt waren diese Seelen. Sie hatten gelernt, daß der größte Feind ihres Glückes in ihrem Herzen wohne, und sie hatten in der Seligkeit, die ihnen seine Ueberwindung gab, alle Erdenwünsche begraben.

Leichter war der Kampf um die Stellung der F r a u. Hier ist Paulus auch sehr weit entgegengekommen und hat sein Wort „hier gilt nicht Mann und Weib" für seine Gemeinden wahr zu machen gesucht. Er hat den Frauen, wie sie

verlangten, erlaubt, in der Gemeinde, wenn der Geist über sie komme, zu beten und zu prophezeien. Nur sollten sie dabei die dichte Kopfhülle, die ihr Gesicht ganz verbarg, nicht ablegen. Die Gründe, die er dabei anführt, sind sehr eigener Art. Sein eigentlicher Grund war ein Gefühlsgrund — ihm war es unanständig, daß eine Frau den Schleier abnahm[1] — und wahrscheinlich daneben die Besorgnis vor Verleumdungen der Gemeindefeiern, wie sie nachher gang und gäbe wurden. Der Grund aber, den er aus dem biblischen Schöpfungsbericht hernimmt, daß nämlich das Weib, das ohne Schleier ist, ihr Haupt, ihren Mann, um dessenwillen sie geschaffen ist, beschimpfe[2], und der andere, daß sie „um der Engel willen", wahrscheinlich, um sie nicht zu verführen oder nicht Macht über sich gewinnen zu lassen, eine „Macht", einen Gegenzauber gleichsam, auf dem Haupte tragen soll[3], muten uns mit ihrem rabbinischen Beigeschmack sehr sonderbar an. Paulus hat auch wohl selbst gemerkt, daß hier mehr sein Gefühl als seine Logik redete und zum Schluß jeden Einwand mit der barschen Zurechtweisung erledigt: „Wir kennen solche Sitte nicht und auch nicht die Gemeinden Gottes!"[4]

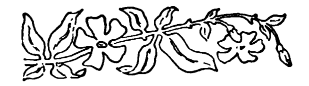
Wenn an einer andern Stelle desselben Briefes[5] aber ein radikales Verbot ergeht: „Wie in allen Versammlungen der Heiligen, so sollen auch bei euch die Frauen schweigen", so ist hier wahrscheinlich ein Einsatz von späterer Hand anzunehmen und nicht nach künstlichen Vermittlungen zwischen diesem scharfen Satz und seinem Gegenteil wenige Kapitel vorher zu suchen. Solche späteren Zusätze können uns nicht erstaunen. Ist doch um das Recht der Frau, im Gottesdienst zu reden, die folgenden Jahrhunderte hindurch ein erbitterter Kampf im Christentum ausgefochten worden. Und die Kirchlichen, die der Frau um des Friedens willen und um jeder bösen Nachrede zu entgehen, immer mehr von ihrer religiösen Gleichheit nahmen und sich in Zurückstellung der Frau wieder der „Welt" näherten, sind weder vor Verleumdung ihrer Gegner noch vor „Kor-

rekturen" an älteren Schriftstücken zurückgeschreckt. Sie taten beides mit gutem Gewissen; denn die Ketzer „mußten" schlechte Menschen sein und die heiligen Apostel „konnten" nicht so frei geschrieben haben, das war und ist naiver kirchlicher Glaube. Gerade mit Bezug auf die Frauenfrage haben wir ein drastisches Beispiel davon in den zwei Textgestalten der Apostelgeschichte. Nach der einen Ueberlieferung steht bei dem Ehepaar Priszilla und Aquilas überall die Frau im Vordergrund als die eigentlich treibende Macht, während die andere sie vollständig hinter ihren Mann zurücktreten läßt. So ist der Zusatz in 1 Kor. 14 gut verständlich, wie denn auch der auf den Namen des Apostels geschriebene, viel spätere erste Timotheusbrief rund heraus erklärt: „Zu lehren gestatte ich einer Frau nicht!" [1]

Auch um den Staat selber brandeten die Wogen des radikalen Enthusiasmus hoch auf. Die glühendste Hoffnung war ja die, daß der Staat, das Römerreich vergehen und das Gottesreich kommen werde, daß der König in Rom von seinem Stuhl gestoßen und der König der Könige, „unser" Herr, sich die Macht und das Reich und die Herrlichkeit endlich nehmen werde: „sein" war sie ja und nicht des teuflischen Usurpators, des Tieres aus dem Abgrund. Durch die ganze altchristliche Literatur hindurch zieht sich der Kampf mit einer radikalen Richtung, die dem zögernden Arm Gottes zu Hilfe kommen will. Um nur ein paar Beispiele zu nennen: Matthäus hat Jesus das Wort in den Mund gelegt: „Stecke dein Schwert in die Scheide; denn wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen!" [2] Immer wieder wird das Gebet für die Kaiser eingeschärft, und im ersten Clemensbrief ist uns ein solches Gebet erhalten, voll feiner Erinnerung daran, daß Gott es ist, der den Kaisern die Macht gegeben hat, und voll der innigen Bitte um Einsicht und Güte für die Inhaber dieser Macht. Ins Licht dieser Stellen ist die ausführliche Erörterung des Paulus in dem berühmten dreizehnten Kapitel des Römerbriefes

zu rücken. Die Heftigkeit, mit der Paulus hier „die Obrigkeit“ in den Schutz Gottes und seiner Autorität stellt, zeigt deutlich, daß da manch eine radikale Stimmung und Gesinnung unter der Oberfläche lag und gefährlich werden konnte. Wir haben schon früher gesehen, daß Paulus freilich mit seinem Volke glaubte, daß alle Obrigkeit — die Engel als Menschenhüter und ihre Stellvertreter auf Erden — von Gott eingesetzt worden sei, aber nicht minder auch, daß diese Engel inzwischen abgefallen seien und die Völker in Unwissenheit, Engeldienst und Unsittlichkeit verstrickt hätten[1]. Haben sie doch ihre jetzige gottwidrige Art auch deutlich genug verraten, als sie den Herrn der Herrlichkeit kreuzigten! Aber in Röm. 13 greift Paulus, als ob nichts geschehen wäre, wieder auf ihre Einsetzung durch Gott zurück, er klammert sich an den Rest ihrer ordnenden Tätigkeit, um ihre göttliche Natur zu beweisen: ihr strafendes Schwert. Und wenige Jahre nachher hatte sich dies strafende Schwert gegen ihn selbst gewandt! War es wirklich eine Macht, „vor der sich nur das böse Werk zu fürchten braucht“[2], von der es galt „tue das Gute, und du wirst Lob von ihr bekommen“? Und was ist es, das der Apostel verlangt? „Steuer und Zoll, Furcht und Ehre“[3]. Wenn Paulus diese elementaren Forderungen mit so starken und ausführlichen Erhebungen der „Obrigkeit“ stützen muß, so ist deutlich, daß der Gegensatz und die Negation stark war. Aus demselben Grunde, aus dem Luther sich so heftig gegen die Bauern ausgelassen hat, hat Paulus die starken Ausdrücke gebraucht, die in Zeiten der Reaktion immer wieder die Lehre vom beschränkten Untertanenverstand haben rechtfertigen sollen: es galt, die Sache der Religion frei zu halten von der politischen und sozialen Revolution. Es ist die Angst, die so über alles Maß hinaus lobt.

Am wenigsten von allen Worten des Neuen Testaments ertragen die vom römischen Staat gesprochenen eine unmittelbare Beziehung auf unsre Zeit. Wo heute noch gepredigt

wird, als sei Röm. 13 eine zeitlos gültige Aussage über das Verhältnis des Christen zum Staat, da verkennt man den Unterschied der Weltlage vollkommen. Und der Katechismusunterricht, der diese Sprüche noch auswendig lernen läßt, als ob sie heute verwendbar wären, ist ein Leeres-Stroh-Dreschen. Eine „christliche Obrigkeit" und eine Obrigkeit, an der alle Staatsbürger teilnehmen, wie es im konstitutionellen Staat der Fall ist, muß nach ganz andern Maßstäben sich selber richten, als nach den Worten, mit denen Paulus seinen Gemeinden eine heidnische, gänzlich unbeeinflußbare Regierung erträglich gemacht hat.

Ehe und Staat, die Grundlagen alles Gemeinschaftslebens drohten vor dem radikalen Feuergeist der neuen Religion zu zerspringen, ja die Arbeitsgemeinschaft der Menschen selbst mußte vor ihm vergehn. Stand der Weltuntergang vor der Tür, so war jede Arbeit überflüssig, die nicht Rettung der Seelen war. Freilich ist noch niemals in der Weltgeschichte die Botschaft vom Weltende über eine ganze Kulturgemeinschaft gekommen, sodaß Hungersnot und Tod ihr Ende gewesen wäre. Immer haben nur einzelne also geschwärmt. Und darin liegt für das sittliche Leben dieser einzelnen die höchste Gefahr, mag ihre Schwärmerei so edel sein, wie sie will! Auch in Thessalonich war es so, wo man aus der Predigt vom Weltende, die so nahe liegende Folgerung zog. Es schlich ein schwärmerischer Müßiggang ein, der nicht lange Zeit dauern konnte, ohne die von Haus aus nicht reichen Christen der offenen Bettelei in die Arme zu treiben. In Jerusalem hatte bereits der Enthusiasmus, der alles hingab, die Gemeinde arm gemacht und zum Bitten um Gaben bei den Heidenchristen genötigt. Als in Thessalonich die gleiche Gefahr von ferne sich zeigte, hat Paulus energisch gegen sie gesprochen, wenn auch mit sehr liebevollen und lobenden Worten: „Von der Bruderliebe braucht man euch nicht erst zu schreiben; ihr habt in Gottes Schule selbst gelernt, euch untereinander zu

lieben, und beweist es ja auch an allen Brüdern in ganz Mazedonien. Wir ermahnen euch aber, Brüder, noch mehr zu tun und eure Ehre darein zu setzen, stille zu sein, eure Berufsarbeit zu tun und mit euren Händen zu arbeiten — wie wir es euch anbefohlen haben —, damit ihr im Wandel nach außen wohlanständig seid und niemandem zur Last zu fallen braucht"[1].

Man sieht, auch ein so edles und hohes Gebot des Enthusiasmus wie das Wort Jesu: Gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen! konnte die Kirche nicht aufrecht erhalten. Geben und Hingeben, ja — aber im Rahmen bürgerlicher Arbeit und des Berufes, so mußte Paulus Jesu Wort wandeln. „Und wenn ich meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht" — auch über diese Erfahrung führt der sittliche Weg vom Enthusiasmus zur Kirche. Und an die kirchliche Ehre hat Paulus hier ebenfalls wieder appelliert: „wohlanständig nach außen!"

Ueberall, auf allen Wegen, auf denen sich aus dem hohen, weltfremden Evangelium die Kirche entwickelt hat, finden wir Paulus. Mit gewaltiger Energie hat er die Wogen des von ihm entfesselten Enthusiasmus zurückzudämmen getrachtet und sich unerschrocken den scheinbaren oder wirklichen Konsequenzen der jungen Religion widersetzt, um sie vor dem Untergang in der Revolution zu retten.

Ueberall ist es ein energischer sittlicher Wille, der die Gefahr der Religion für die Sittlichkeit scharf erkennt, der auch die Gefahr der neuen Sittlichkeit selber in ihrem unvermittelten Hineintreten in eine so ganz andersartige Welt klar durchschaut und mit unermüdlicher Geduld Frieden und Güte, ein rühriges Leben und Wachsen in der Welt zu ermöglichen sucht, so daß alle großen Katastrophen, so lange es irgend angeht, vermieden werden. Dabei will der Apostel zugleich seine Gemeinden nicht so streng von der Welt losreißen, daß durch diese Trennung an sich wieder Streit und Zorn entstehen würde. Als

die Korinther eine Aeußerung in einem Brief an sie, den wir nicht mehr besitzen, so mißdeuten, sagt er das ganz klar: „Ich habe euch in meinem Brief geschrieben, nicht mit unsittlichen Menschen Verkehr zu pflegen; nicht mit den Unzüchtigen dieser Welt oder den Unehrlichen und Räubern und Götzendienern, denn sonst müßtet ihr aus der Welt hinausgehen!"[1]

Aber diese Sittlichkeit, so ernst und verständig, so rein und gütig sie ist, sie beginnt sich schon auf die Welt einzurichten. Sie bricht schon überall Spitzen ab, die Konflikte heraufbeschwören können. Noch will Paulus gewiß nichts von dem Ernste der christlichen Forderung preisgeben, dennoch ist er der Erste, soviel wir wissen, der mit weltklugem Sinn die feine Kunst der Politik geübt hat, die Kunst des „Möglichen". Er verstand, daß er seinen Gemeinden nachgeben mußte, daß er das Letzte und Höchste, das er von sich verlangte, nicht zum Gesetze machen könne für alle, er war pädagogischer als Jesus. Aber er hat damit zuerst den Weg beschritten, an dessen Ende die Kirche steht: das heißt aber die „Welt", die Jesus und Paulus nicht mehr wollten, zu neuem Leben erstarkt, die antiken Großmächte mit christlichen Emblemen verziert, im besten Fall eine Legierung von Antike und Christentum.

Freilich diese Kirche war die Rettung. Nicht rein und ganz konnte sich mit einem Schlag das neue Menschentum, das Jesus geschaut und gelebt hatte, durchsetzen: aus der alten Welt und dem neuen Leben gemischt, mußte sich erst eine mildere Atmosphäre bilden, in der dann wirkliches Christentum, Jesu Religion, lebendig werden konnte. Ohne diese milde Atmosphäre wäre das junge Leben jedesmal, wie in seinem ersten Träger, vom jähen Tode vernichtet worden. Mehr aber als eine solche abgeklärte Welt, gemilderte Antike ist die Kirche nicht.

Das hat Luther innerlich gefühlt, als er den Kernpunkt christlicher Religion wieder gefunden hatte. Er hat den Abbruch der Kirche darauf hin begonnen; er hat gemeint, die Welt

sei christlich genug, um ihr viel, ja alles zu vertrauen. Aber die Notkirchlein, die da im Reformationszeitalter entstanden, sind in vielen Beziehungen noch schlechtere Kompromisse zwischen antiker Sittlichkeit, römischem Recht und Jesu Geist. Und unklar sucht und tastet das Christentum der Reformationskirchen nach einer neuen Form der Weltüberwindung, nachdem es die kirchliche abgestreift hat. Noch meinen viele, die sich in den neuen Notbauten aus der Reformationszeit eingerichtet haben, es sei alles klar und gut. Aber überall regt sich in der Gegenwart die Erkenntnis, daß dem nicht so ist. Da stehen dann viele und schauen aus den engen Fenstern sehnsüchtig hinüber nach dem alten gewaltigen Dom, in dem unsre Väter die Ruhe ihrer Seelen fanden, o daß sie wieder zurück oder ebenso schön bauen könnten!

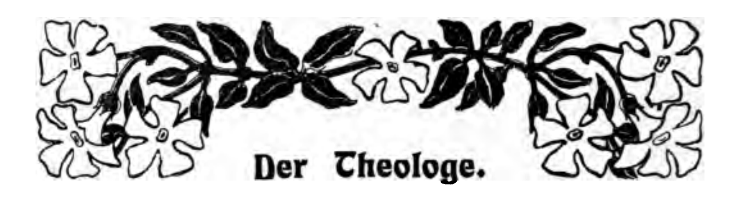
Die andern aber, die von dem jungen Feuergeist ergriffen sind, der in Jesu Seele war, sie träumen hinaus in ferne Zeiten, in denen man Gott dienen wird im Geist und in der Wahrheit, in denen „die Welt" selber vernichtet sein wird, wo man nicht mehr mit ihr Pakte schließt und gegen Ruhe und Frieden seine besten und höchsten Güter hingiebt, wo es möglich sein wird, daß sich auf allen Gesichtern die Klarheit der Gottessohnschaft, das neue Menschentum, spiegelt, wo keine Kirche mehr sein wird, sondern eine Herrschaft Gottes auf Erden.

Freilich wer so das Herz voll goldener Träume für seine Mitmenschen hat, wie einst auch Jesus und Paulus es hatten, der darf darüber kein Träumer werden, sondern er muß ein Arbeiter sein. In langsamem, mühevollem Arbeiten und in lauter einzelnen Entscheidungen muß der neue Weg nach oben gesucht werden, den Paulus einst suchte, als er langsam die ersten Schritte der Kirche zu tat.

Und hier gilt vor allem eins: keine Verschleierung des Zieles! Das Christentum ist nicht gekommen, um alte Heiligtümer und Heiltümer zu stützen. Es ist die Botschaft von der erlösenden Liebe Gottes und der Menschen, es ist nicht dazu

da, um Obrigkeiten „das Schwert in die Hand" zu geben, um „gerechten" Krieg zu heiligen, um Kirchenrechte zu errichten, um alles zu dulden und alles zu tragen, was vorher in der Welt gut und groß war. Können wir all das, was mit dem Christentum in Widerspruch steht, noch nicht beseitigen, weil sonst die Wunden der Menschheit größer würden, statt zu heilen, so sollen wir doch nicht die üble Kunst verstehen, aus einem bösen Ding ein gutes zu machen. Menschenleben ist kein Kinderspiel und kein Faulbett, und wer nicht wagt, Schuld auf sich zu nehmen, soll das Leben nicht wagen. Aber eine Schuld der Menschheit und ihre Herzenshärtigkeit gut zu heißen, Dinge christlich zu heißen, um deren Vernichtung willen einst Jesus in den Tod gegangen ist, das ist Verblendung oder Lüge. Und diese beiden sind niemals lebenfördernd gewesen; aber Schuldgefühl und Aufwärtswollen, das ist lebenschaffend.





Der Theologe.

Die Anfänge des Dogmas.

Was der Prophet erlebt, was der Missionar weiter getragen, was der Kirchengründer gepflegt hat, der Lehrer Paulus hat es in feste Formen gegossen und aus all diesem Leben ein Lehrgebäude geschaffen, das von da an bis auf den heutigen Tag das kirchliche Denken entscheidend bestimmt hat. So entscheidend, daß frühere Generationen den großen Apostel und Kirchengründer lediglich unter dem Gesichtspunkt seiner Lehre, seiner Dogmatik sogar, betrachtet haben. Und doch ist diese Betrachtung nur um ein wenig gerechter als eine, die Friedrich den Großen lediglich als einen Geschichtsschreiber ins Auge fassen wollte. Erst die moderne realistische Theologie, die nicht mehr den Aberglauben hat, als machten die theologischen Systeme die Geschichte der Kirche, die frei ist von aller Blässe der Gelehrtenstube und den großen Menschen in seinem heiligen Leben mit Gott und in seinem sittlichen Handeln mit den Menschen in den Vordergrund rückt, hat die rechte Schätzung für den Apostel gefunden, welche bleibt, auch wenn man sein Lehrgebäude nicht mehr wohnlich finden kann.

Daß diese Lehre die ganze kirchliche Dogmatik beherrscht hat, sie in ihrem Grundriß heute noch beherrscht — mit einziger Ausnahme der Glaubenslehre Schleiermachers —, das hat drei Gründe gehabt. Zunächst einen ganz einfachen, äußerlichen Grund: der Römerbrief ist in der ganzen heiligen Schrift der Christenheit das einzige Schriftstück, das einen Abriß, ein „Kompendium" der christlichen Lehre enthält. Auch das ist freilich nur ein Schein, der vor einer lebensvolleren Betrachtung des Briefes weicht; denn der Brief ist eine Verteidigung der Missionspredigt des Apostels. Aber

der Schein einer Dogmatik ist da. Von des Menschen Schöpfung und Bestimmung, von seiner Sünde und Erlösung, von seinem neuen Leben und dem Endgeschick der Menschen und der Welt handelt der Brief ungefähr wirklich, und das ist doch wohl der Aufriß der kirchlichen Lehre, wie wir sie alle gelernt haben.

Daß aber einst, im kirchlichen Altertum, nicht bloß das Schema, sondern auch der Inhalt dieser Lehre so stark gewirkt hat, das hatte noch eineh andern Grund. Es war zum großen Teil gar nicht des Paulus Eigentum, sondern des Saulus Erbstück, es war ein Gedankengewebe der hellenistischen Zeit, wie es in den Köpfen von Tausenden und Abertausenden lag. Nicht nur der Juden. Auch in Griechenland und Italien kannte man und glaubte Paradies und Hölle, Gott und Dämonen, Riten und Sakramente. Wir haben im ersten Teil dieser Darstellung gesehen, wie groß das Erbe war. In der christlichen Dogmatik aller Jahrhunderte steckt dieses jüdisch-hellenistische Erbe und trotz aller geschichtlichen Erkenntnis gibt es immer noch Leute, die dies Erbe für das eigentlich Christliche am Christentum halten, eben weil sie ihre Dogmatik nicht vergessen können.

Aber mag das Erbe auch noch so bedeutungsvoll gewesen sein, es bleibt doch als dritter Grund für die große Wirkung des Paulinismus das, daß Paulus wirklich ein großer Theologe gewesen ist. Nicht als ob er ein ausgeklügelt Buch oder ein Gelehrter gewesen wäre. Seine Theologie ist nicht ein systematisches Ganze und ist nicht um einer systematischen Einheit der Weltanschauung willen gedacht. Sie ist Apologetik, Verteidigung seines heiligen Erlebens gegen Einwände von neuen Zweifeln und alten Heiligtümern her; aber ist nicht alle rechte Theologie bis auf den heutigen Tag im letzten Grunde Apologetik gewesen, Auseinandersetzung des frommen Erlebens mit dem Weltbild und der Weltanschauung der Zeit? Eben darum ist ja Theologie ein stets Neues und durch keine Be-

kenntnisverpflichtung und behördlichen Druck Aufzuhaltendes. Eben darum ist Paulus ein großer Theolog, weil er nicht nur ein scharfer und geübter Denker war, sondern seine Theologie auch von dem Punkte aus bildete, der aller Theologie im Mittelpunkt stehen muß, vom frommen Erleben aus, als eine gedankliche Auseinanderlegung und einen Schutz dieses Lebens gegen zerstörende Kritik. Dazu verwandte er die Mittel, die ihm seine alte Theologie an juristischen Begriffen und biblischen Beweisstellen an die Hand gab. Daß er ein Kind und Erbe Gottes sei, das sagte ihm der Geist, der in ihm „Vater" rief; aber zum Beweis schien das Innerliche allzeit den Menschen ungenügend. Sie verlangen Begriffe, Schlüsse, Theorieen und Bibelstellen.

Wenn wir an eine Vorstellung der Hauptpunkte der Theologie des Apostels herantreten, so scheiden wir davon also alles das aus, was nicht Theologie des Paulus, sondern Weltbild seiner Zeit ist, ebenso alles, was christliche oder jüdische Missionspredigt im allgemeinen ist. Die eigenartigen Gedankengänge dieses ersten Theologen sollen uns hier beschäftigen. Zuerst seine Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, die das Herzstück seiner Theologie bildet, wenn auch nicht in ihrer Vereinzelung, in der sie „Materialprinzip des Protestantismus" geworden ist.

Die Rechtfertigung aus Glauben und die Abrahamskindschaft.

Die zentrale Frage der Frömmigkeit heißt: Was muß ich tun, daß ich selig werde? Von dieser Frage geht die Theologie des Paulus aus. Und sie arbeitet zunächst mit Voraussetzungen, die Saul aus seinem Erbe mitbrachte. Auch über das, was Seligkeit sei, hat der Christ nicht anders gedacht als der Jude, höchstens, daß zu den alterhofften Heilsgütern: Rettung, Frieden mit Gott, Himmelsglorie, ewiges Leben[1] noch das neue tritt „bei Christus zu sein."[2] Freilich muß

fraglich bleiben, wie viel Gemütston in diesem Wort liegt, und wie viel alte Herrlichkeitshoffnung es noch in sich birgt. Aber es ist ein Neues und konnte zum Träger einer großen Innerlichkeit werden. Diese Seligkeit nun zu erlangen, kennt Paulus immer noch, wie einst Saulus, zwei Wege: die Abrahamskindschaft und die „Gerechtigkeit".

Allen Abrahamskindern gehören die Verheißungen, das ist der nationale Glaube des Volkes aus alten Tagen, ein Glaube, gegen den zu eifern die Propheten nicht müde werden. „Seid ihr mir mehr als die Neger, ihr Kinder Israels?", so hatte einst Amos seinen Gott bitter fragen lassen. „Gott kann aus diesen Steinen dem Abraham Kinder erwecken", so hatte wieder der jüngste, Johannes der Täufer, gerufen. Nicht Geburt, sondern eigene Gerechtigkeit[1], das ward die Losung der prophetisch beeinflußten, der gesetzlichen Frömmigkeit Israels. Im Gericht sollte einst Gott jedes Menschen Taten prüfen und ihn entweder „rechtfertigen" d. h. freisprechen, wenn seine Taten gut oder wenn auch nur seiner guten Taten mehr sein würden als der bösen, oder Gott sollte ihn „verurteilen", wenn er es verdienen würde. Das ist die „Rechtfertigung", ein Wort, das in unserm deutschen Sprachgebrauch fast gar keine Rolle spielt oder eine ganz andere als diese religiöse, und darum in ihr zur oft ganz unverstandenen Formel geworden ist. Man kann es sich am besten verständlich machen, wenn man es stets durch „freisprechen" ersetzt. Dann allein steht uns, wie dem Hebräer bei seinem Wort *hisdîq,* sofort die himmlische Gerichtsszene vor Augen, in der Gott sein Urteil abgibt. Der Jude denkt also bei diesem Akt an einen zukünftigen Richterspruch Gottes; auch Paulus wendet das Wort noch häufig genug in der Form der Zukunft an.

Abrahamskindschaft und Rechtfertigung sind also die beiden Wege zur Seligkeit. Bei dem letzten setzt nun die Theologie des Paulus ein; hat doch auch schon früher dem gesetzesgläubigen Pharisäer immer dieser Gedanke, und nicht das

naturhafte Ideal der Gotteskindschaft, im Vordergrund gestanden. Die Erfahrung seines Lebens hat ihm nun gezeigt, daß der Weg der Gerechtigkeit ungangbar ist. Keiner kann so viel Gerechtigkeit, eigene, erwerben, daß ihm der Freispruch Gottes sicher sein müßte. Vielmehr sind alle Sünder, die Heiden wie die Juden, und durch das Gesetz selbst verurteilt, die einen durch das Gesetz, das sie im Herzen tragen, die andern durch das ausführliche, geschriebene Gesetz des Moses. Sie sind alle Sünder und gehen darum der himmlischen Herrlichkeit Gottes verlustig[1]. Das ist der Hauptinhalt des ersten Teiles des Römerbriefes 1, 18 – 3, 20, es gibt keinen gerechten Menschen, auch nicht einen[2], weder unter den Heiden noch unter den Abrahamskindern. Sie hätten alle in die Hölle gehen müssen.

Da hat Gott beschlossen, Gerechtigkeit „geschenkweise" zu geben, die Menschen „freizusprechen" auch ohne Gesetzeswerke trotz ihrer Sünden. Zu dem Zwecke hat er seinen Sohn, den himmlischen Christus, anstatt ihn, wie die Juden glauben, als herrlichen Herrscher zur Besiegung der Heiden zu schicken, Mensch und Jude werden und ans Kreuz schlagen lassen. Warum das nötig war, warum Gott nicht ohne weiteres die Sünder freisprechen und ihnen die Seligkeit schenken konnte, das soll später erörtert werden. Wir kehren hier wieder zurück in die erste Gedankenreihe, die nicht von Gott, sondern vom Menschen handelt, die wir aber hier, genau wie Paulus Röm. 3, 21 verlassen mußten. Gott hat auf solche Weise der „eigenen Gerechtigkeit", welche die Juden durch das Gesetz zu erwerben hofften, aber nicht vermochten, eine „Gottesgerechtigkeit" gegenüber gestellt, die er „gibt", die er schenkt, die seine „Gnade" dem Menschen zuspricht (Gnade heißt *charis*, schenken *charizesthai*) 3, 21 – 24. Freilich ist diese „Gerechtigkeit", die Gott herstellt, nicht die ursprünglich gemeinte. Paulus hat den Begriff gerade in sein Gegenteil verwandelt. Gerade Nichtgerechte nennt Gott Gerechte, spricht er frei, Sünder sieht er um der Tat seines Sohnes willen für schuld-

los an.

Alle Sünder? Nein, nur die Gläubigen, nur die das Werk seines Sohnes im Glauben hinnehmen, die für wahr halten, daß dieser Jesus der Christus, der Sohn Gottes gewesen, daß er um ihrer Sünden willen am Kreuz gestorben und um ihrer „Gerechtigkeit" willen auferweckt sei [1] und die darauf ihr Leben gründen. Ihnen „rechnet Gott" den Glauben zur „Gerechtigkeit" an [2], ihre Sünden dagegen „rechnet" er ihnen nicht „an" [3]. „In seinen Augen" sind sie Gerechte [4], sie werden durch Jesus als Gerechte „hingestellt" [5].

Wie kann der „Glaube" so große Macht haben, wie kann der Glaube die guten Werke ersetzen? — Nein, ersetzen soll der Glaube nichts, sondern Gott hat ganz auf die Werke verzichtet, er schenkt die Gerechtigkeit, aber der Glaube ergreift sie, d. h. der gläubige Mensch wagt zu glauben, daß Gott ihn für schuldlos ansehe, weil er zum Glauben daran gekommen ist, daß Jesus Gottes Sohn und auferstanden, daß also sein Tod den Sündern zu gut geschehen und demnach Gottes Zorn über die Sünder verschwunden sei. Um das ganz scharf zu verstehen, muß man zweierlei ins Auge fassen, dies nämlich, daß Paulus unter glauben immer ein Ueberzeugtsein von der Auferstehung und dem Sühntod Jesu aus Liebe für uns meint [6] und daß er selbst in demselben Augenblick, wo er Jesus für den auferstandenen Christus halten mußte, das Gesetz als Heilsweg aufgegeben hatte. Von da aus also hat er den Rückschluß gemacht, daß der Glaube an den auferstandenen Herrn, nicht der Weg des Gesetzes der Weg zur „Gerechtigkeit" sei. Wer durch die Predigt, aus der der Glaube kommt, und das Zeugnis der Apostel gewonnen wird, so daß er Jesus für den um der Sünde willen gekreuzigten und auferweckten Christus halten kann, der hat gleichzeitig damit die Ueberzeugung gewonnen, daß Gott die Sünder freisprechen will.

Des Paulus Lehre vom Glauben ist rein psychologisch und rein religiös zu verstehen. Nicht ist der Glaube eine

Leistung, die als Werk genommen wird, nicht einen durch seinen Glauben „Gerechten" spricht Gott frei, sondern einen Sünder, der zu glauben wagt. Und weil dieser Glaube jetzt schon erlebt und in der Taufe besiegelt wird, so kann Paulus auch wohl sagen, daß der Gläubige nicht erst freigesprochen wird, sondern es schon „ist" [1]. Wenn dabei der Geist erwähnt wird, so sieht man auch, daß diese rechtliche Theorie von der Freisprechung nur eine Systematisierung des Bekehrungserlebnisses selbst ist.

Die zweite Gedankenreihe, daß allen **Abrahamskindern** die Verheißung der Seligkeit gegeben ist, hat aber Paulus ganz in gleicher Weise seiner Bekehrung entsprechend umgebogen, und während sie in der reformatorischen Theorie ganz zurückgetreten ist, hat sie für Paulus ganz dieselbe Wichtigkeit wie seine Rechtfertigungslehre. Darum beginnt auch hinter dem dritten Kapitel des Römerbriefes sofort der Nachweis, daß die Christen allein die wahren Abrahamskinder seien. Dieser Nachweis wird hier durch innere und äußere Gründe in interessanter Weise versucht; man muß freilich auch hier, um das Ganze verstehen und beurteilen zu können, die verschlungenen Fäden auseinander lösen und einzeln betrachten. Da steht im Vordergrund der Versuch, Abraham als echten Vater der Christen zu beweisen, sofern er ganz dasselbe erlebt hat wie diese. Auch von ihm heißt es in der heiligen Schrift: „Er glaubte Gott, und es ward ihm als Gerechtigkeit gerechnet". Also, sagt Paulus, nicht durch Werke ist er „gerecht" geworden, sondern durch Glauben: „Denn dem, der etwas leistet, wird sein Lohn nicht als Gnadengabe ‚angerechnet', sondern nach Schuldigkeit [gegeben], nur [von] dem, der nicht arbeitet, aber glaubt an den, der den Gottlosen rechtfertigt [freispricht], [kann man sagen: ihm] wird sein Glaube ‚als Gerechtigkeit angerechnet', so z. B. preist David den Mann selig, dem Gott ‚Gerechtigkeit anrechnet ohne Werke': Ps. 32, 1 f." [2] Paulus beruft sich also philologisch auf den Sprachgebrauch

des Alten Testaments, um nachzuweisen, daß wo das Wort „anrechnen“ [*logizesthai*] vorkomme, stets ein geschenkweises Anrechnen, nicht ein Bezahlen auf grund vorhergehender Leistung vorliege, weil es in dem angeführten Psalm heiße: „Selig die, denen ihre Uebertretungen vergeben und denen ihre Sünden zugedeckt sind: selig der Mann, dem Gott Sünde nicht anrechnet.“ In Wahrheit beweist diese Stelle eher das Gegenteil; denn es ist hier ja von dem Nichtzurechnen einer tatsächlich vorhandenen, nur negativen „Leistung“ die Rede. So ist auch im ersten Buch Mosis die Stelle von Abraham gerade umgekehrt gemeint: der Glaube wird da in der Tat dem Abraham als eine Rechttat, eine Gerechtigkeit angerechnet; nicht wird wie bei den Christen nach der Theologie des Paulus über fehlende Rechttaten hinweggesehen und Glaube anstatt Rechttat gefordert.

Mehr der Wirklichkeit nahe kommend ist es, wenn die Christen „der echte Same“ sein sollen, die echten Abrahamskinder, weil sie Kinder seines Glaubens sind, und er ihr echter Vater, weil er wie sie „wider Hoffnung, auf Hoffnung“ geglaubt hat, wider alle menschliche Erwartung doch gehofft hat auf grund seines Glaubens[1]. Hier ist in der Tat das Wesen der Paradoxie alles Glaubens getroffen. Leider biegt Paulus nun aber sofort wieder den allgemeinen Gedanken in eine rabbinische Spitzfindigkeit um: wie die Christen glauben an den, der die Toten auferweckt, so hat auch schon Abraham geglaubt; „denn ohne schwach in seinem Glauben zu werden sah er, daß sein Leib „gestorben“ [d. h. altersschwach geworden] war, da er doch wohl hundert Jahr alt war, und das Abgestorbensein des Schoßes der Sara; dennoch zweifelte er nicht an der Verheißung Gottes in Unglauben, sondern ward stark im Glauben, pries Gott und war fest überzeugt, daß der die Verheißung gegeben hatte, auch mächtig sei, sie zu erfüllen. Deshalb auch ward es ihm als Gerechtigkeit angerechnet“[2].

Andere Gedankenreihen kreuzen diese, deren Ziel ist, die innere Gleichheit und damit die Verwandtschaft Abrahams und der Christen zu beweisen. Sehr rasch geht Paulus dazu über, darauf aufmerksam zu machen, daß Abraham noch unbeschnitten war, als ihm die Verheißung ward. Also ist er ein Beweis dafür, daß die Seligkeit, die die Verheißung spendet, auch für Unbeschnittene bestimmt ist, für seine Heidenchristen. Und kühn nimmt er dem Juden selbst sein Stammeszeichen und Sakrament ab: nur als Besiegelung der Glaubensgerechtigkeit hat es Abraham empfangen, denn die Verheißung steht in 1. Mos. 15, die Beschneidung danach in 1. Mos. 17. So ist Abraham der Vater aller „derer, die nun in den Spuren des Glaubens wandeln, den er vor seiner Beschneidung hatte"[1].

Endlich macht Paulus noch darauf aufmerksam — das ist sein *ceterum censeo* —, daß die Verheißungen überhaupt nichtig wären, wenn sie an Gesetzeserfüllung geknüpft wären: das Gesetz schafft nicht Gnade, nur „Zorn", den Zorn Gottes gegen die Uebertreter, und übertreten müssen es alle[2].

Man sieht, welche Mühe sich Paulus bei seinem Nachweis gibt. Auch im Galaterbrief treffen wir eine ausführliche Behandlung der gleichen Frage. Auch hier steht im Vordergrund die Sohnschaft, die in dem gleichen Glauben sich gründet[3], „die ‚aus Glauben' sind Abrahamskinder[4], und auf alle Heiden geht die Verheißung, denn sie lautet: in dir werden gesegnet sein alle Heiden"[5]. Für „Völker" und „Heiden" hat der religiöse Sprachgebrauch der Juden und Christen dasselbe Wort[6].

Dann beginnt ein ziemlich verworrenes Durcheinander, in diesem im größten Affekt geschriebenen Briefe noch weniger auffallend als in dem etwas weniger ungeordneten vierten Kapitel des Römerbriefes; nur die hierher gehörigen eingesprengten Gedanken seien hervorgehoben. Im ersten Buch Mosis wird an all den Stellen, wo dem Abraham die Verheißung gegeben wird, der Ausdruck gebraucht „dein Same" in der Einzahl, das heißt aber in der hebräischen Sprache deine

Nachkommen. Nun klammert sich Paulus wieder an diese grammatische Form und behauptet, man müsse diese Verheißung nur von einem Wesen verstehen, von Christus also, auf den sich nach dem Glauben der Zeit ja alles bezog[1]. Weil nun alle Christen „in Christus" mystisch „einer", ein Wesen sind, so sind sie alle zusammen der eine verheißene „Samen" Abrahams, also auch Erben nach der Verheißung[2].

Endlich wird im vierten Kapitel noch jene wunderliche Allegorie von Sara und Hagar vorgebracht, auf die schon früher hingewiesen ward. „Abraham hatte zwei Söhne, einen von der Sklavin [Ismael] und einen von der Freien [Isaak]. Der Sohn der Sklavin war in gewöhnlicher Weise geboren, der Sohn der Freien war durch die Verheißung geboren[3]. Das ist allegorisch gesagt: die Frauen sind die beiden Bundesstiftungen, die eine die vom Berg Sinai, deren Kinder Sklaven werden: d. i. Hagar." Nun findet er weiter, daß darauf auch hinweist, daß Hagar Araberin ist, also den Sinai-Berg in Arabien bedeuten muß und schon deshalb den Bund vom Sinai bezeichnet, nicht bloß darum „sich dem jetzigen Jerusalem vergleichen läßt, daß es im Sklavendienst [des Gesetzes] ist mit seinen Kindern." „Das obere Jerusalem aber ist frei, es ist unsere Mutter", jetzt kinderreich geworden durch die große Mission des Paulus. Endlich eine dritte Aehnlichkeit: Wie Ismael der nach dem Fleisch [=natürlich] Geborene den Isaak, den nach dem Geist [=übernatürlich] Geborenen verfolgte, so tun auch die Juden jetzt den Christen. Aber ihr Lohn wird ihnen werden: der Sohn der Sklavin wird nicht erben mit dem Sohn der Freien, hier wie dort[4].

So geistreich und vielleicht selbst überzeugend diese Gedanken für ihre Zeit gewesen sein mögen, uns sind sie doch nur ein gequältes Spiel mit Bibelstellen, die etwas ganz anderes besagen, und die ganze Theorie von der Rechtfertigung mit ihren juristischen Formeln drückt doch nur sehr unvollkommen den hohen und hellen Gefühlston aus, den das inner-

liche, glühende religiöse Leben hat, das sie verteidigen und rechtfertigen sollte. Wie klingt es anders, wenn Paulus ausruft:

„O ihr unverständigen Galater! Wer hat euch bezaubert? Ist euch doch Jesus Christus vor die Augen gemalt worden, der Gekreuzigte! Nur das eine will ich von euch wissen, habt ihr aus Gesetzeswerken den Geist empfangen oder aus der Kunde vom Glauben? So unverständig seid ihr noch! So großes habt ihr umsonst erfahren! Wirklich umsonst? Der euch den Geist giebt und Wunder unter euch wirkt, tut er es auf grund von Gesetzeswerken oder durch die Kunde vom Glauben?" [1]

Oder wenn er die Abrahamskindschaft fortsetzt in die Gotteskindschaft hinein durch die schönen Worte: „Weil ihr aber Söhne seid, hat Gott den Geist seines Sohnes in unsere Herzen gesandt, welcher schreit: Abba! Vater! Daher bist du nicht mehr Sklav, sondern Sohn; wenn aber Sohn, dann auch Erbe durch Gott!" [2]

Oder wenn er von dem erzählt, was sein tiefstes Herz bewegt: „Alle, die vom Geiste Gottes getrieben werden, sind Gottes Söhne. [Und das erkennen wir so:] Habt ihr doch nicht einen Sklavengeist empfangen, der euch wieder zur Furcht antriebe! Nein, ihr habt einen Sohnesgeist empfangen, in dem wir rufen: Abba! Vater! Gerade dieser Geist bezeugt mit unserm Geist zusammen, daß wir Kinder Gottes sind. Wenn aber Kinder, so sind wir auch Erben, Erben Gottes, Miterben Christi, wenn wir nur mit-leiden, damit wir auch mit-verherrlicht werden [durch die Himmelsglorie]. Denn ich rechne, daß die Leiden dieser Zeit nichts wert sind gegen die Glorie, die sich künftig an uns offenbaren soll" [3].

Ueberall, wo Paulus vom Geist redet, spürt man den lebendigen Herzschlag seiner Frömmigkeit, die Theorie von der Rechtfertigung und Abrahamskindschaft ist juristisch-theologische Formel. Aber man soll die Formel nicht gering achten. In

ihrer schroffen Paradoxie drückt sie doch gegen jede Gesetzesreligion, jüdische oder katholische, das Wesen des Christentums aus.

Die Bedeutung des Todes des Christus.

Von der Rechtfertigungslehre haben wir eine Frage getrennt, die ihre objektive Seite kennzeichnet, die Frage nach dem Tode des Messias. Warum mußte der Messias Mensch werden, Jude werden, sterben und gerade am Kreuze sterben? Das sind die Teilfragen, die jene große Frage in sich schließt.

Diese Frage hat im Denken des Paulus eine große Rolle gespielt und keine geringere in seiner Lehre, nicht weil er sie für sein neues Leben besonders nötig gehabt hätte, das wuchs aus der Kraft des Geistes und der Auferstehung des Messias hervor, sondern weil einst der Tod und gerade der schmähliche Tod Jesu am Kreuz das „Aergernis", das große Hindernis gewesen war, das ihn abhielt zu glauben, daß dieser Jesus der vom Himmel gekommene Messias gewesen sei. Jene Stunde vor Damaskus hatte ihm gezeigt, daß dennoch der Gekreuzigte der Messias gewesen war, daß also sein Tod nicht durch seine Schuld, sondern um der Sünden der Menschen willen, wie die Jünger lehrten, geschehen sein mußte.

An diesem Erleben nun erwächst das dogmatische Denken. Nicht als ob Paulus sich nicht oft und gerne mit jener ersten und einfachen Folgerung begnügt hätte, im Gegenteil: die Mehrzahl seiner Aussagen bleibt bei der einfachen Tatsache stehen, ohne eine Erklärung zu geben.

„Er ist um unsrer Sünden willen dahingegeben und um unsrer Rechtfertigung willen auferweckt worden"[1]. „Er hat sich selber dahingegeben um unsrer Sünden willen, damit er uns herausreiße aus der bösen gegenwärtigen Welt nach dem Willen des Gottes und Vaters von uns"[2]. „Der Sohn Gottes hat mich geliebt und sich für mich (mir zu gut) dahingegeben"[3]. „Denn Christus ist, da wir noch schwach waren, zur

rechten Zeit, für Gottlose gestorben"[1]. „Gott aber beweist seine Liebe zu uns damit, daß Christus für uns (uns zu gut) gestorben ist, da wir noch Sünder waren"[2]. „Wir sind gerechtfertigt durch sein Blut"[3]. „Durch den Gehorsam des Einen (Jesu) werden die vielen als gerecht hingestellt werden"[4].

Alle diese Aussagen und andere derselben Art enthalten noch keine dogmatische Theorie; sie sagen nur d a ß, aber nicht i n w i e f e r n der Tod Jesu eine Heilsbedeutung gehabt habe. Aber Paulus, der Denker und Theologe, konnte bei diesem Daß, welches gemeinsame urchristliche Lehre war[5], nicht stehen bleiben. Er mußte auch das Warum dieses Todes zu ergründen versuchen.

Zu seiner Erklärung boten sich ihm nun verschiedene Gedankenreihen dar.

Am nächsten lag wohl für einen antiken Menschen der Gedanke des O p f e r s. Schon Jesus hatte seinen Tod mit diesem Bilde sich und seinen Jüngern begreiflich gemacht. Nicht das Wort vom Lösegeld Mk. 10, 45, dessen Echtheit zudem zweifelhaft sein kann, sondern das Abendmahlswort enthält mit seinem Hinweis auf das Blut den Gedanken vom Opfer. Auch wo bei Paulus, wie an einer der oben angeführten Stellen, vom Blute die Rede ist, ist zunächst der Tod Jesu als Opfer gefaßt. Denn damals ward das Opfer fast nur noch unter dem Gedanken des Sühneritus mit dem Blut betrachtet. Und es liegt dann dem Bilde der Gedanke zugrunde, den später der Hebräerbrief genauer ausgebildet hat: es bedurfte eines besseren Mittels, unsere Sünde zu tilgen, als das Blut der Tiere, nämlich des Blutes des Messias, des „reinen und unbefleckten Lammes"[6]. Daß Sünde B l u t zur Sühnung fordert, das ist die Grundüberzeugung, von der diese Gedanken ausgehen. Bei Jesus tritt dieser Gedanke ganz in den Hintergrund gegenüber dem Bild: er sieht seinen Leichnam, gebrochen, zerrissen wie das Brot, das er in der Hand hält, von den Steinwürfen der Menge, er sieht aus seiner Wunde das

Blut fließen und deutet seinen Tod: wie einst das Blut beim ersten Bunde floß, so muß es jetzt beim neuen wieder fließen. Der Sühnegedanke liegt ganz im Hintergrunde. Nachher aber trat er umso stärker hervor, als er zur Verteidigung der Messianität notwendig ward und weil die Sühne- und Sakramentsgedanken immer kräftiger wurden. Ihm zu liebe hat man dann auf das Blut Jesu einen so großen Wert gelegt, obwohl Jesu Tod gar kein blutiger gewesen war, er sein Blut gar nicht „vergossen" hat. Erst das Johannesevangelium[1] hat, diesem Bedürfnis folgend, die Erzählung vom Lanzenstich gebildet oder verbreitet.

An einigen Stellen hat Paulus den Gedanken vom Opfer auch noch als bloßes Bild. Nichts mehr als ein solches Bild ist es, wenn er einmal gesagt hat, Jesus sei der Christen Passahlamm[2], ein Gedanke, der den vierten Evangelisten wohl dazu getrieben hat, die Todesstunde Jesu auf den Tag zu verschieben, da man das Passahlamm schlachtete.

An zwei Stellen hat Paulus dagegen den Opfertod Jesu in seiner Wirkung und seiner Notwendigkeit näher umschrieben. Leider sind beide Stellen so dunkel, daß eine völlig befriedigende Erklärung bei keiner von beiden gegeben werden kann. Die eine ist Röm. 8, 1 ff., die ich folgendermaßen übersetzen möchte: „Keine Verurteilung trifft also mehr die, die in Christo Jesu sind. Denn das Gesetz des Geistes des Lebens hat dich in Christo Jesu befreit von dem Gesetz der Sünde und des Todes. — Denn was das Gesetz nicht vermochte, worin es schwach war durch das Fleisch – hat Gott, indem er seinen Sohn im Bilde des Sündenfleisches und um der Sünde willen (vgl. oben Gal. 1, 4) sandte, die Sünde in dem Fleisch verurteilt, damit der Freispruch des Gesetzes sich an uns erfülle, die wir nicht mehr nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist." In dem Begründungssatz, der die entscheidende Aussage enthält, ist Paulus, wie ihm das manchmal passiert, aus der Konstruktion gefallen, und es ist schwer zu sagen, wie

er eigentlich hatte fortfahren wollen. Ferner bleibt die Frage: hat Gott nach Paulus die Sünde in dem menschlichen Leib, den sein Sohn annehmen mußte, dadurch „verurteilt", daß er diesen Leib sterben ließ, oder dadurch, daß dieser Sohn sündlos lebte? Im ersten Fall würde der Gedanke sich mit dem nachher zu erwähnenden vom Fluch des Gesetzes, dem Todesurteil des Gesetzes berühren, das sich an Jesu Leib ausgewirkt hat und dadurch beseitigt ist. Und dazu würde der Anfang des Ganzen passen, wonach die „in Christo" eben dieses Todesurteil des Gesetzes nicht treffen kann. Die zweite Auslegung, daß Christus durch sein sündloses Leben im Sündenfleisch, die Sünde verurteilt habe, paßt mehr zu dem folgenden, wo von denen die Rede ist, „die in Christus" nicht mehr nach dem Fleisch wandeln. Auch dieser Gedankenreihe werden wir noch begegnen.

Die zweite schwer zu enträtselnde Stelle bildet den Höhepunkt des ersten Teiles des Römerbriefes 3, 23—26 und gehört zu den umstrittensten Stellen der ganzen Bibel. Sie lautet so: „Alle haben gesündigt und sind der Himmelsglorie Gottes verlustig — gerechtfertigt geschenkweise durch seine Gnade vermittelst der Erlösung in Christus Jesus. Ihn hat Gott aufgestellt als *hilastérion* durch Glauben in seinem Blut zum Beweise seiner Gerechtigkeit wegen des Uebersehens der Sünden, die vorher in der Ruhezeit Gottes geschehen waren, zum Erweis seiner Gerechtigkeit in der jetzigen Zeit, also: daß er sei [und sich zeige als] der gerechte und rechtfertige (freispreche) den, der ‚aus dem Glauben' in Jesus ist."

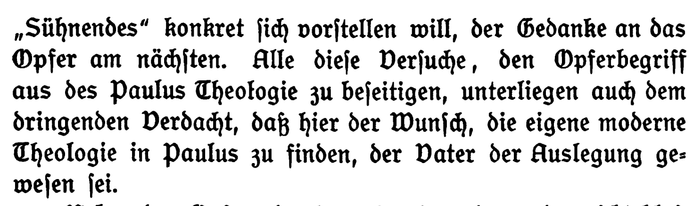
Die letzte Hälfte dieses Satzes ist zwar auch viel umstritten, scheint mir aber auf jeden Fall folgenden Sinn zu haben: Gott hatte früher, in der Zeit seiner „Ruhe" die Sünden der Menschen geschehen lassen, ohne sie zu strafen. Nun ist aber die Zeit gekommen, in der das aufhören sollte; Gott wollte sich endlich als gerechten Gott erweisen. Aber er wollte das nicht so tun, daß er die Menschen vernichtete, wie er eigentlich nach

dem Urteil der Gerechtigkeit hätte tun müssen. Er wollte gnädig sein. Das konnte er aber erst, nachdem seine Gerechtigkeit durch das Sterben Jesu über allen Zweifel hinaus festgestellt war. Und zu dem Zweck hat er eben „Jesus als *hilastérion* öffentlich hingestellt oder sich vorgesetzt = ins Auge gefaßt. Was heißt aber das unübersetzte Wort und wohin sind die Worte „durch Glauben in seinem Blut" zu nehmen? In diesen wenigen Worten stecken eine Unzahl von Deutungsmöglichkeiten. *Hilastérion* kann heißen: 1. als einen Gott versöhnenden, 2. als einen die Sünde sühnenden, 3. als ein Gott Versöhnendes, 4. als ein die Sünde Sühnendes, wobei wieder dieses Versöhnende oder Sühnende a) ein Opfer, b) ein Geschenk oder ein Denkmal, wie man es damals in Gestalt einer Säule, einer Statue oder eines Tempels setzte, sein kann. Die Worte durch Glauben in seinem Blut kann man ferner auf folgende Arten deuten: 1. Gott hat ihn in seinem Blut hingestellt oder durch sein Blut als Sühnendes u. s. w. durch den Glauben (d. h. uns ist er durch den Glauben ein Sühnendes), oder 2) Gott hat ihn als Sühnendes hingestellt durch den Glauben an sein Blut. Von all den Möglichkeiten, die sich durch die Vieldeutigkeit der Wörter und ihre knappe Zusammenstellung ergeben, scheint mir immer noch folgende Uebersetzung die beste zu sein: „den Gott sich ausersehen hat als ein sühnendes [Opfer] durch sein Blut mittelst des Glaubens". Das will sagen: Gottes Wesen ist wohl Liebe und Erbarmen, ja er beweist seine Liebe zu uns damit, daß, „als wir noch Sünder waren, der Christus für uns starb"[1], er liebt die Menschen, die, wenn er sie nach ihrem tatsächlichen Zustand ansah, ihm „Feinde", d. h. verhaßt[2] sein mußten, „Gefäße seines Zornes", nicht seiner Liebe. Aber seine Liebe wollte ihnen helfen, sie mit sich versöhnen. Einfache Vergebung der Sünde war jedoch auch Gott nicht möglich. Er mußte endlich auch seine Gerechtigkeit erweisen, an der die Menschen zweifeln konnten, da er so lange Zeit keine Sintflut mehr hatte über

die Sünder kommen lassen, sondern scheinbar der Sünde ruhig zugesehen hatte. Diese Gerechtigkeit konnte sich genug tun in der Strafe oder in einer Sühne. Strafe ließ die Liebe Gottes nicht zu, also war Sühne das einzig Mögliche. So hat Gott denn seinen lieben Sohn, den bei ihm im Himmel lebenden zur herrlichen Herrschaft auf der Erde bestimmten Messias zur Sühne „ausersehen". Das heißt nämlich gewöhnlich das griechische Wort, das hier in Betracht kommt, nicht „hinstellen", und von dieser gewöhnlichen Bedeutung des Wortes abzuweichen, liegt kein Grund vor. Er hat ihn also, ehe er in Herrlichkeit kommen wird, schon einmal auf die Erde aus dem Himmel geschickt und zwar als Mensch und Jude, um die vom Weibe geborenen und unter dem Gesetz sich mühenden Menschen zu erlösen, loszukaufen, die Sühne für sie zu bringen. Das Wort *hilastérion* ist wahrscheinlich auch deshalb in der Bedeutung Sühneopfer zu nehmen, weil ein Sühnedenkmal oder -Geschenk natürlich nur von Menschen gestiftet wurde, um ihre Sünde gut zu machen. Die geistreiche Paradoxie, die bei Annahme dieser Bedeutung in den Satz käme, würde ihn für die Leser noch schwieriger gemacht haben.

Ich habe hier einmal einen raschen und nur sehr oberflächlichen Einblick in die Kleinarbeit theologischer Auslegung gegeben, um zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten wir da oft zu kämpfen haben und wie wenig sicher gerade solche hochberühmten dogmatischen Stellen auszulegen sind. In ihrer Dunkelheit und Kürze sind sie auch die besten Beweise dafür, wie wenig es einem Paulus auf das genaue Verständnis solcher Stellen ankam; wo er von der Verschleierung der Frauen, von der Einrichtung der Kollekte und ähnlichen Dingen spricht, ist er scharf und deutlich genug.

An den beiden schwierigen Stellen kann man also den Opferbegriff bestreiten und Röm. 8 das Leben Jesu, Röm. 3 Jesus als Sühnedenkmal an die Stelle setzen. Allein an der letzten Stelle liegt doch, wenn man einmal das allgemeine Wort



„Sühnendes" konkret sich vorstellen will, der Gedanke an das Opfer am nächsten. Alle diese Versuche, den Opferbegriff aus des Paulus Theologie zu beseitigen, unterliegen auch dem dringenden Verdacht, daß hier der Wunsch, die eigene moderne Theologie in Paulus zu finden, der Vater der Auslegung gewesen sei.

Neben den Opfergedanken tritt ein anderer, der nicht bloß den Tod, sondern auch den *Kreuzestod* des Messias erklärt, des Paulus eigenster Gedanke. Es ist die Gedankenreihe, die an das Gesetz anknüpft. Der Fluch des Gesetzes trifft alle Uebertreter des Gesetzes und dieser Fluch, dieses Urteil des Gesetzes heißt: Tod[1]. Das Gesetz kann niemand erfüllen; also stehen auch alle, die „unter dem Gesetz" sind, unter seinem Fluch, sind zum Tod verurteilt. Diesen Fluch hat Christus auf sich genommen. Er ist Gott gehorsam gewesen, als dieser ihm befahl, Mensch zu werden und „unter das Gesetz" d. h. als Jude geboren zu werden[2]. Dann aber ist er freiwillig am Kreuz gestorben und dadurch recht wörtlich unter den Fluch des Gesetzes gefallen; denn dieser sagt: Verflucht ist jeder, der am Kreuze hängt. Der Fluch hat sich also an ihm, dem Unschuldigen, der von keiner Sünde wußte[3], ausgewirkt und ist damit abgetan. Alle die „unter dem Fluch" waren, sind nun von ihm losgekauft[4]. Das ist die klarste und konsequenteste Theorie vom Tode Jesu, die Paulus hat. Aber sie ruht ebenso wie der Opferglaube auf einer seltsamen Anschauung des primitiven Menschen, auf seiner Vorstellung von dem Fluch, von dessen objektiver Wesenheit gleichsam. Wie Isaaks Segen sich auswirkt, weil er gesprochen ist, und weder Gott noch Isaak etwas an ihm ändern können, so muß auch dieser Fluch des Gesetzes sich an irgend einem auswirken. Trifft er einen, der dem Tode nicht durch eigene Schuld verfallen war, so setzt er sich selbst ins Unrecht, hat er sich „ausgewirkt". Mit seiner Erfüllung stirbt der Fluch. Jetzt hat Gott freie Hand zur Gnade.

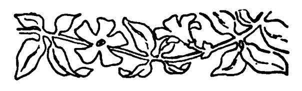
Eine dritte Gedankenreihe endlich knüpft streng und scharf an das Erlebnis von Damaskus an, führt die Erlösung auf den erhöhten Herrn zurück und ist die eigentliche Lehre des Paulus, wenn sie auch von manchen weggeleugnet, von anderen zurückgestellt wird, weil sie in den Beweisen gegenüber den andern Theorien, die zur Verteidigung geschickter waren, zurücktritt. An das Opfer glaubten alle und die Lehre vom Fluch des Gesetzes war für jene Zeit streng logisch und biblisch begründet, aber dies letzte war nur denen zugänglich, die es erlebt hatten. In der mystischen Lebensgemeinschaft mit dem Christus nämlich liegt auch hier wieder der Schlüssel für alles. Christus mußte sterben, damit alle mit und in ihm sterben konnten, die in seine Gemeinschaft eintreten durch den Glauben und den Geist. In jener Stunde von Damaskus ist Paulus „gestorben in Christus", so tun es alle Christen: also gilt kein Todesurteil mehr denen, die mit ihm gestorben sind. Das ist der Zusammenhang von Röm. 8 mit Kapitel 6, während 7 ja nur eine Parenthese ist. Seinen klassischen Ausdruck hat dieser Gedanke in 2 Kor. 5 gefunden. „Einer ist für alle gestorben, also sind sie alle gestorben"[1]. „Wenn einer in Christus ist, ist er eine neue Schöpfung: das Alte ist vergangen, siehe es ist neu geworden. Alles das aber von Gott, der uns mit sich durch Christus versöhnt und uns den Dienst der Versöhnung gegeben hat (den Apostolat, der an alle Menschen mit der Botschaft kommt): ‚Gott versöhnte in Christus die Welt mit sich, indem er ihnen ihre Sünden nicht anrechnete und gab unter uns die Kunde von der Versöhnung'. Für Christus also werben wir, als ob Gott bäte durch uns. Wir bitten für Christus: laßt euch versöhnen mit Gott! Den, der keine Sünde kannte, hat er für uns zur Sünde gemacht, damit wir würden Gerechtigkeit Gottes in ihm[2]. Wer „in ihm" ist, ist „Gerechtigkeit", wie er vorher „Sünde" war. Christus ist ein Mensch geworden, damit die in ihn aufgenommenen Menschen „Gerechte" würden.

Gott hat „in ihm“ die Welt, die ihm feindlich gegenüberstand, mit sich versöhnt.

Etwas anders ist die Ausdrucksweise in Röm. 6, wo sich freilich ethische Gedankenreihen mit einstellen und alles an die Taufe angeschlossen ist. Aber folgende Sätze gehören sicher hierher: „Unser alter Mensch ist mit [Jesus] gekreuzigt worden, damit der Leib der Sünde vernichtet werde, damit wir nicht mehr der Sünde zu dienen brauchen; denn wer gestorben ist, ist freigesprochen [‚gerechtfertigt'] von der Sünde“[1]. Indem also Christus gestorben ist, sind die Christen alle gestorben, das Todesurteil hat sich an ihnen, dem mystischen Leib des Christus tatsächlich ausgewirkt. Sie sind tot, ein für allemal gestorben. Jetzt wartet ihrer nur das ewige Leben: „Wenn wir aber mit dem Christus gestorben sind, werden wir — so glauben wir — auch mit ihm leben“ usw.[2]. Die gleiche Gedankenreihe liegt in den Sätzen Röm. 5, 10 und 1 Thess. 5, 10. Wenn auch diese Theorie nur selten hervortritt, sie gibt den anderen erst die volle Kraft, sie stimmt zu den höchsten Stellen der Briefe wie Röm. 6 und 8, wo die Herztöne der Frömmigkeit des Apostels erklingen.

Alle diese Theorieen über den Tod Jesu gehen von einem Problem aus, welches für die Jünger brennend war: Kann man von einem Gestorbenen sagen, daß er der Messias gewesen sei? Und wenn ja, warum mußte der Unsterbliche, der Messias sterben? Er war ein himmlisches ewiges Wesen, und Sünde, deren Sold der Tod ist, hatte er nicht getan. Alle diese Theorieen sind daher von vorn herein für den nicht vorhanden, dem Jesus nicht der jüdische Messias ist, der den Tod Jesu nicht als ein noch größeres Wunder ansieht als seine Auferstehung, als ein Wunder, das einer andern als geschichtlichen Erklärung bedarf.

Mit Recht können sich die orthodoxen Sühnetheorieen auf Paulus berufen: er ist ihr Anfänger, wenn seine Lehre auch weder mit der Theorie Anselms noch mit den reformatorischen

Lehren und den in unsren Bekenntnisschriften allerdings mehr vorausgesetzten als dogmatisch ausgeführten Theorieen übereinstimmt. Er ist ihr Anfänger, weil er zuerst die Notwendigkeit des Todes Jesu glaubte logisch nachweisen zu können und weil er eben zu diesem Zweck die Liebe Gottes eingeschränkt hat durch die für Gott selbst bestehende Notwendigkeit, seiner Gerechtigkeit genug zu tun, also irgend welche Bedingung zu fordern, ohne die seine Liebe nicht hätte wirklich werden können. Doch erreichen die späteren Lehren der Art alle nicht den Kreuzestod, sondern bleiben beim Sterben des Gottmenschen stehen. Die modernen, auch die meisten der sich orthodoxgebenden Lehren sind freilich nur noch sehr verschämte und verblaßte Umbildungen dieser alten Theorieen; denn keine von ihnen wagt es, die zwei Grundvoraussetzungen all dieser Dogmen zu übernehmen, nämlich

1. die Annahme, daß es erlaubt sei, juristische, gesetzlich-rechtliche Maßstäbe irgend welcher Art als die dem Verhältnis Gottes zu den Menschen entsprechenden Maßstäbe anzunehmen;

2. den echten, antiken Sühnegedanken vom Blut des Messias.

Eben darum sind sie „alle abgefallen" von der orthodoxen Lehre und nur ein Schein von ihr wird kümmerlich aufrecht erhalten, mehr in Worten und affektvollen Angriffen auf die „Ungläubigen" als mit innerem Recht. Wir aber lehnen alle solche Theorieen über den Tod Jesu nicht verschämt, sondern bewußt ab. Nicht wegen ihrer logischen Unzulänglichkeit, so sehr mit Recht auch diese hervorgehoben werden kann, sondern vor allem, weil sie eine unchristliche, eine unterchristliche Vorstellung von Gott und seinem Verkehr mit Menschen enthalten. Der „Vater" Jesu braucht seine „Gerechtigkeit" nicht zu stabilieren und zu beweisen, indem er einen Unschuldigen für Sünder sterben läßt – wunderliche Gerechtigkeit –, er will nicht gerecht sein, sondern er ist Liebe. Heilige Liebe freilich, aber nicht eine solche, die sich erst versöhnen lassen

muß. Und kein „heiliges" Blut gibt es, keine heiligen Sachen in der Religion Jesu, keine sühnenden Dinge, mit denen man Sünde „abwaschen" kann. Alle diese der animistischen Religion entnommenen Gedanken sind vorchristlich und unchristlich, mag man sie vom Blut der Stiere oder vom Blut Christi nehmen. Sie verschieben die sittliche Umkehr, Erneuerung und Heiligung ins Aeußerliche, Sakramentale; sie setzen an Stelle des Glaubens mystische Wunder, die naturhaft wirken sollen.

Jesu Tod verliert nichts von seiner Bedeutung für unser eigenes Leben mit Gott und in seiner Nachfolge, wenn wir ihn nicht mehr mit solchen Theorieen bezwingen zu können glauben. Wen Gottes Güte und eines Menschen Hingabe bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz, nicht zur Buße leiten kann, an dem sind auch Opfer und Sühnetheorieen verloren, die Gottes „Gerechtigkeit" fühlbar feststellen sollen.

Der Christus und Jesus.

Neben der Rechtfertigungslehre und der Lehre vom Sühnetod Jesu steht als das umstrittenste Dogma der Christenheit das von der göttlichen Natur in Jesus. Auch von dieser Lehre finden wir die Anfänge zuerst am deutlichsten bei Paulus. Wir haben auch bereits die Wurzeln bloßgelegt, aus denen der gewaltige Baum des späteren Dogmas von Christus erwuchs.

Dies Dogma war in entscheidenden Bestandteilen bereits fertig, ehe Jesus geboren war. Die Christusspekulation des jüdischen Volkes hatte bereits ein Bild geschaffen, dem zur Vollendung eigentlich nichts mehr fehlte als jenes Dogma von Nicäa, daß Vater und Sohn „wesenseins" seien. Wir haben schon früher diese Züge im Christusbild des Paulus zusammengestellt (S. 34 f.). Selbst die Aussage, daß durch den Sohn Gottes die Welt geschaffen sei, ist dem Judentum ebenso geläufig, wie alles andere, was Paulus von des Christus Leben vom Anfang der Weltzeit bis zu seiner Wiederkunft im Ge-

richt ausgesagt hat.

Die andere Wurzel der Lehre von Christus liegt in dem Erlebnis von Damaskus, wie der Apostel es mit Hilfe jenes Bildes vom himmlischen Christus gedeutet hat. Nun schien auch ihm – wie den Jüngern durch die Auferstehung – tatsächlich in seiner eignen Erfahrung der Beweis dafür gegeben, daß jenes von seinem Volk geglaubte Himmelswesen existiere und daß es mit Jesus identisch sei. Einen Lichtschein oder eine Gestalt in himmlischer Glorie hatte der Apostel „geschaut"; also lebte der Christus, also lebte der Mensch Jesus als Sohn Gottes weiter, war als Sohn Gottes in Gotteskraft ausgewiesen.[1]

Indem Paulus wie die ersten Jünger den Menschen Jesus für den Christus (Messias) erklärten, schrieben sie nun auch alles, was das Judentum seither von diesem geglaubt und erwartet hatte, Jesu zu. Und eine Glorie von Glaubensaussagen schlang sich so rasch um den jungen Zimmermann und Bauer aus Nazareth, daß bald seine schlichte und doch so gewaltige Gestalt in dieser Zauberwolke fast ganz verschwand.

Paulus hat nur insofern ein Verdienst daran, daß der Himmlische den Menschen Jesus nicht ganz verdeckt hat, als er, wie wir schon sahen, stets den Zusammenhang mit den Uraposteln bewahrt und selbst in einer schweren Stunde seines Lebens die Versuchung besiegt hat, seine Gemeinden endgültig von der Jerusalemer Tradition und damit von Jesus loszureißen. Aber er selbst hat auf den Christus „nach dem Fleisch", auf den Menschen Jesus, gar keinen Wert gelegt und niemanden, auch Jesus nicht, „nach dem Fleische kennen" wollen[2]. In der Tat hat Jesus als menschliches Wesen kaum eine Rolle für ihn gespielt. Was ihn an Jesus interessiert, ist lediglich sein gegenwärtiges Wirken in den Gläubigen und sein Tod. Selbst da, wo er ihn als sittliches Vorbild anführt, nennt er zwar lauter Charakterzüge, die wir nach den Evangelien auch an dem Menschen Jesus schätzen; aber es sind in Wahr-

heit für ihn lauter Taten des himmlischen Gottessohnes. Er ist gehorsam gewesen – indem er starb,[1] er lebte nicht sich selbst zu gefallen – indem er Leid und Schmähung auf sich nahm[2], eine Tat der Liebe war — sein Tod[3]. Von seiner Sanftmut und Milde redet Paulus im allgemeinen nur einmal[4] und so, daß man die des jetzt lebendigen, erhöhten Herrn darunter verstehen kann, ähnlich von der Liebe[5] und der Wahrheit[6] des Christus. Wenn er noch neben dem Tod einen besonderen Vorgang im Leben Jesu nennt, so ist es die Menschwerdung des Gottessohnes, da er aus Opferfreude und Demut „arm" ward[7], sich seiner Gottheit „entleerte:"[8] „So seid in euren Herzen gesinnt, wie Christus Jesus auch war. Hat er doch, obwohl er in Gottesgestalt war, das Gottgleichsein nicht als einen Raub angesehen (d. h. er wollte es nicht auf dem gewaltsamen Weg des Raubes wie einst Satan und der erste Mensch gewinnen). Vielmehr entleerte er sich selbst, nahm Knechtsgestalt an und trat im Menschenbild auf. Und an Gestalt wie ein Mensch befunden erniedrigte er sich, gehorsam bis zum Tode, ja zum Tod am Galgen (Kreuz). Darum hat ihn Gott auch so hoch erhöht und ihm den Namen geschenkt, der über alle Namen ist, damit in dem Namen Jesu sich jedes Knie beuge der himmlischen, irdischen und unterirdischen Wesen und jede Zunge bekenne, daß ‚Jesus Christus Herr' sei zum Preis Gottes des Vaters."

Gerade diese Stelle im Philipperbrief ist sehr bezeichnend für das Verschwinden des ganzen Lebens Jesu vor dem Geistwesen; denn wenn Paulus den Christus als Vorbild für Demut, Liebe, Unterordnung und Hingabe zeigen wollte, so hätte er genug konkrete Züge aus dem Leben Jesu zur Hand gehabt und brauchte sich nicht an den Himmlischen zu halten. Es wird wohl damals, wie heute noch, auf die Masse einen stärkeren Eindruck gemacht haben, daß ein so hohes göttliches Machtwesen sich seiner Macht entäußerte und sich erniedrigte, als daß ein Mensch sich hingab und opferte. Und doch ist

für eine rechte sittliche Wertung die Frage eine unendlich feine und verwickelte, ob diese Taten des Gottwesens überhaupt als sittliche Vorbilder für uns brauchbar sind. Der Tod Jesu jedenfalls verliert als Tat einer Person der Dreieinigkeit alle die religiöse Kraft, die er als Tod eines ringenden und glaubenden Menschen haben kann.

Dennoch darf man nicht meinen, Paulus habe von Jesus nichts gewußt. Im Gegenteil enthalten seine Briefe doch so viel von Jesus, daß er auch in dem soeben wieder entbrannten Streite um die Geschichtlichkeit der Person Jesu der beste und sicherste Zeuge ist und bleibt, und man muß alle seine Briefe für unecht erklären, um sein Zeugnis zu beseitigen. Denn er hat nach seinen eignen Worten von den Jüngern selbst die Umrisse des Lebens Jesu erfahren. Und so sehr er auch religiös mit dem Erhöhten, Lebendigen beschäftigt ist, so deutlich finden wir doch überall Spuren seiner Bekanntschaft mit den Erzählungen von Jesus, wie sie sich nachher in unsern Evangelien fest niedergeschlagen haben.

Daß der Messias Mensch geworden sei wie jeder andere Mensch „aus dem Weibe" und wie jeder Jude „unter das Gesetz getan", das ist es, was Paulus deutlich genug bezeugt[1]. Wenn die alte Bibelerklärung in diesen Worten die übernatürliche Geburt Jesu finden zu können meinte, weil vom „Manne" nicht die Rede sei, so heißt das den Sinn der Stelle in sein Gegenteil verkehren. Nichts ist sicherer als daß Paulus an dieser Stelle die echt menschliche Geburt Jesu betonen will. So sagt er denn auch, daß Jesus „aus dem Samen Davids" stamme[2], das heißt aber nach allem üblichen Sprachgebrauch von einem Vater, der ein Nachkomme Davids war oder dafür gehalten ward. Und von den Brüdern des Herrn redet Paulus ohne alles weitere[3]; erst katholische „Erklärung" hat aus diesen Brüdern mit sicherem Instinkt für das kirchlich Geforderte „Vettern" Jesu gemacht. Paulus selbst hat noch keine Geschichte von einer übernatürlichen Geburt Jesu gekannt, obwohl er Jesus

schon für mehr als einen Menschen, nämlich für ein Mensch gewordenes himmlisches Geistwesen angesehen hat.

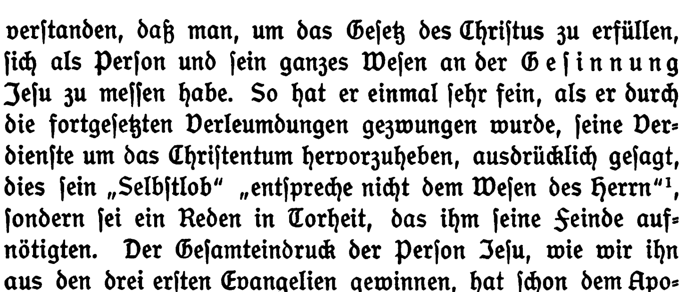
Die Charakterzüge, die Paulus im Verhalten dieses menschgewordenen oder menschwerdenden Geistwesens, wie wir sahen, hervorhebt, werden auch nach seiner Meinung wohl nicht im Widerspruch mit seinem Auftreten als Mensch gestanden haben. Und so empfängt denn die dogmatische Behauptung des Paulus, daß Jesus von keiner Sünde gewußt habe[1], die doch ohne Zweifel auch auf einem Eindruck der Person Jesu auf seine Jünger beruht, auch ihren anschaulichen Inhalt. Nicht Reinheit allein muß es gewesen sein, was von der Gestalt des Propheten aus Nazareth ausstrahlte, sondern auch Güte und Liebe, Hingabe und Kraft der Selbstaufopferung.

Aber noch mehr: wenn Paulus von dem Armwerden des Gottessohnes spricht[2], so bezieht sich dies ja freilich zunächst auf die Ablegung seiner göttlichen Herrlichkeit. Aber recht sinnvoll wird die Angabe erst, wenn Jesus auch als Mensch zu den Armen und nicht Vornehmen gehört hat. Auch hier bestätigt Paulus das Bild der Evangelien. Daß Jesus als Prophet mit einer bestimmten Predigt aufgetreten ist, bestimmte Forderungen an die Menschen gestellt, ja selbst Einzelgebote gegeben hat, davon spricht Paulus deutlich genug, und einzelne Worte Jesu klingen bei ihm nicht bloß an, sondern werden geradezu von ihm zitiert. Die berühmteste derartige Stelle ist der Abschnitt von der Einsetzung des Abendmahls[3], eine Stelle, die mit der Erzählung des Markus verglichen ganz deutlich auf denselben Strom der Ueberlieferung führt, aber dennoch keineswegs auf literarische Abhängigkeit schließen, vielmehr deutlich erkennen läßt, daß eine eigenartige Umgestaltung auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung der Worte bereits erfolgt ist. Aehnlich führt Paulus das Verbot der Ehescheidung ein mit den Worten: „Den Verheirateten befehle ich — nein, nicht ich, sondern der Herr“[4]. Nicht lange nachher schreibt er: „So hat auch der Herr denen, die das Evangelium verkündigen, ge-

boten, von dem Evangelium zu leben".[1] Auf ein bekanntes Wort Jesu scheint auch die Stelle im zweiten Korintherbrief anzuspielen, in der Paulus feierlich versichert, sein Wort sei nicht Ja und Nein zugleich. „Denn auch der Sohn Gottes Christus Jesus, der unter euch durch mich gepredigt ward . ., war nicht Ja und Nein, sondern Ja ist in ihm geworden: denn alle Verheißungen Gottes sind in ihm Ja!"[2] Das ist ja freilich ganz anders gemeint als Jesu Verbot des Schwures: euer Ja sei ein Ja! euer Nein ein Nein![3], scheint mir aber doch eine geistreiche Verwendung dieses Jesusworts zu enthalten. An anderen Stellen sagt Paulus dagegen, daß er „keinen Befehl" des Herrn habe[4].

Dennoch hat er das „Gesetz Christi" nicht als ein Gesetz im Sinne des Alten Testamentes gefaßt, sondern viel weiter und freier. Er hat an den beiden zuletzt angeführten Stellen Ausnahmen davon ruhig gestattet, insbesondere sich selbst die sittliche Entscheidung darüber frei gehalten, ob er von seinen Gemeinden Geld annehmen solle oder nicht. Das „Gesetz Christi" war ihm eben doch noch etwas ganz anderes als das wörtliche, geistlose Tun seiner Anweisungen: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz des Christus erfüllen!"[5] Dem Christus dienen, das heißt Gerechtigkeit und Frieden und Freude im heiligen Geist haben[6], nicht den Menschen zu Gefallen leben, sondern Gott[7]. So ist es denn wahrscheinlich, daß auch da, wo Paulus einmal die Liebe als des Gesetzes Inhalt preist[8] — ein Sprachgebrauch, der ganz gegen seine Gewohnheit ist —, er Jesu Wort von der Erfüllung des Gesetzes in der Liebe im Sinne hat. Und darin scheint er auch Jesu echtester Jünger gewesen zu sein, daß ihm nicht die ekstatische Form der Religion, sondern ihre Umsetzung in eine Kraft der herzlichsten Liebe das wahre Kennzeichen des „Christentums" ist[9]. Denn in Christus Jesus gilt weder jüdischer noch heidnischer Nationalstolz, sondern „Glaube", der in der Liebe sich auswirkt[10]. Paulus hat auch Jesus nicht zu einem ‚Gesetz' gemacht, sondern





verstanden, daß man, um das Gesetz des Christus zu erfüllen, sich als Person und sein ganzes Wesen an der *Gesinnung* Jesu zu messen habe. So hat er einmal sehr fein, als er durch die fortgesetzten Verleumdungen gezwungen wurde, seine Verdienste um das Christentum hervorzuheben, ausdrücklich gesagt, dies sein „Selbstlob" „entspreche nicht dem Wesen des Herrn"[1], sondern sei ein Reden in Torheit, das ihm seine Feinde aufnötigten. Der Gesamteindruck der Person Jesu, wie wir ihn aus den drei ersten Evangelien gewinnen, hat schon dem Apostel Paulus lebendig vor der Seele gestanden und sein Handeln bestimmt.

Ich nenne ausdrücklich die drei ersten Evangelien, denn im vierten, im Johannesevangelium, hat ein Schüler, um seinen Meister zu ehren, ihn nicht mehr in seiner hingebenden, nicht das Ihre suchenden Liebe, sondern als das gewaltige, die Anerkennung der Gottessohnschaft und Messiasherrschaft fordernde übermenschliche Wesen gezeichnet — verzeichnet.

Das aber ist das Merkwürdige bei Paulus, daß, obwohl er auf Jesus schon die höchsten Spekulationen des Judentums über den Messias und Gottessohn gehäuft und selbst ganz in dem ‚Erhöhten' gelebt hat, daß er dennoch in den wenigen Andeutungen, die er uns von ihm gibt, so scharf und klar das Bild Jesu uns bewahrt hat. Es bewährt sich auch hier die Gewalt seiner Seele, die stets auf das Wesentliche und Innerlichste, auf das Ganze dringt, und die Kraft und Feinheit seiner Sprache, die bei aller Unbeholfenheit im Ausdruck so plastisch und gehaltvoll ist, daß selbst ganz knappe Andeutungen viel sagen.

Wie hoch hinauf in der Reihe der Wesen hat Paulus das in Jesus auf der Erde erschienene Geistwesen gestellt? Kennt er schon die spätere theologische Vorstellung von der Gottheit des Christus und der Trinität? Man führt, um diese Frage zu bejahen, vor allem die schon vorhin (S. 245) aus dem Philipperbrief übersetzte Stelle an, insbesondere die Worte „ob-

schon er in Gottes-Gestalt war", und betont, daß von dem Christus wenigstens gesagt werde, er sei Gott „gleich" geworden, nicht durch einen Raub, sondern durch Demut und Selbsterniedrigung, für die ihn Gott belohnt hat durch die „Erhöhung" und den Namen, „der über alle Namen ist". Allein das Wort „Gottes-Gestalt" kann sich nur auf den Gegensatz zu Knechtsgestalt, zum menschlichen Dasein überhaupt beziehen und schließt nur ein, daß Jesus göttliches Wesen, nicht daß er Gott selber ist. Der Name über alle Namen ist deutlich genug nachher als der Name „Herr" angegeben, in ihm liegt allerdings ein „Gottgleichsein" an Glorie und Macht, aber nur über die gegenwärtige Welt. Man führt noch eine weitere Stelle an, die uns gleichfalls schon früher beschäftigt hat, jene Aufzählung der hohen Güter Israels, die nach der Nennung des Christus so schließt: „Aus ihnen [den Juden] stammt der Christus nach dem Fleisch, der über allen [waltende] Gott hochgelobt in Ewigkeit. Amen".[1] Nimmt man die letzten Worte als Zusatz zu Christus, so würde er hier deutlich als Gott selbst bezeichnet. Diese Uebersetzung ist aber unwahrscheinlich, weil es sich hier gerade handelt um den Christus als Menschen, der aus den Juden kam, nicht um das himmlische Geistwesen. Vielmehr trennt man am besten den letzten Satz ab und bezieht ihn auf Gott selbst; wie an andern Stellen[2], so beendet Paulus hier den Abschnitt mit einem Lobpreis Gottes: der über allen waltende Gott sei hochgelobt ... Es gibt keine andere Stelle, wo Paulus Jesus Gott nennen würde. Erst spätere Schriften tun das, auch sie meist in der Form, daß ein Christ Jesus in der Andacht „seinen Gott" nennt[3].

Jesus steht im ganzen für Paulus noch unter Gott. Gott hat ihn, seinen Sohn, gesandt; dem Vater ist er gehorsam gewesen bis zum Tod; Gott hat ihn auferweckt, erhöht und ihm die Macht gegeben: Gott ist es, von dem der Sohn alles hat. Und wenn der Sohn auch jetzt Gott gleich und „über allen" ist, wie der Vater, so wird er einstens doch, wenn alle Feinde,

Menschen und Teufel überwunden sind, dem Vater die Herrschaft wieder übergeben und sich unterordnen, damit der sei „alles in allem".[1] Es sind zwei getrennte Wesen, um die es sich handelt, ein herrschendes und ewig im Besitz der Allmacht bleibendes: „Gott", und ein von ihm zum Zweck seiner Schöpfung und der Erlösung der Menschheit, der Vertilgung der Teufel ins Leben gerufenes und mit Macht umkleidetes, ihm aber unterstelltes Wesen: „der Sohn".

Man darf dabei den Namen Sohn Gottes noch nicht in dem später auf griechischem Boden aus einem Mißverständnis des semitischen Sprachgebrauchs üblich gewordenen Sinn so verstehen, als ob damit angedeutet werden solle, daß dies himmlische Wesen nicht geschaffen, sondern in geheimnisvoller Weise aus dem Wesen des Vaters hervorgegangen sei, noch weniger so, als ob damit die übernatürliche Geburt des Menschen Jesus angedeutet werden solle. Der Semit gebraucht das Wort in sehr mannigfacher Uebertragung. Anstatt Anhänger des Pharisäismus sagt er „Söhne der Pharisäer"[2], anstatt Untertanen, Angehörige des Reiches „Söhne des Reiches"[3]; weltlich gesinnte Menschen sind ihm „Söhne dieser Welt"[4], der Hölle Verfallene „Söhne der Hölle"[5], vom Teufel Verführte, Besessene „Söhne des Teufels"[6]. Die Worte „Gottessohn" und „Gottessöhne" (Luther: Gotteskinder) können darum alles mögliche bedeuten, sie bezeichnen jedenfalls die „Zugehörigkeit" zu Gott. So sind im Alten Testament „die Gottessöhne" die Engel[7], die Juden heißen als erwähltes Volk „Gottes Söhne" und vor allem wird der erwählte Herrscher des Zukunftsreiches, der Messias, so genannt. Alle späteren Spekulationen über das Verhältnis dieses „Sohnes" zum Vater fehlen hier noch, der Name will nur sagen, daß der Christus zu Gott gehört, in einem besonderen Verhältnis zu ihm steht.

Was Paulus sich bei dem Wort Gottessohn noch Besonderes gedacht hat, ist recht schwer festzustellen. Er wendet es meist nur da an, wo es ihm durch die Form des Satzes nahe

gelegt war, wenn er nämlich eine Aussage über eine Beziehung Gottes zu Jesus oder dem Christus auszusprechen hat[1]. Auch eine gewisse Feierlichkeit liegt in dem Ausdruck; denn er tritt fast nur an Höhepunkten der Briefe auf. So im Eingangskapitel des Römerbriefes[2], im fünften und achten Kapitel an feierlichen Stellen desselben Schreibens[3], im Eingang des ersten Korintherbriefes[4] und an der angeführten Stelle vom Weltende 1 Kor. 15,28, in einer außerordentlich ernsten Erklärung 2 Kor. 1,19 und im Galaterbrief in der Erzählung von der Bekehrung[5] und in dem jubelnden Schlußabschnitt des ersten Teiles[6]; dreimal heißt Gott in ebenso feierlicher Formel „der Gott und Vater unsres Herrn Jesu Christi"[7]. Fast nirgends kann man deutlich unterscheiden, ob Paulus mit Gottessohn mehr die hohe, himmlische Herkunft des Messias bezeichnen will oder das besondere Verhältnis der Liebe, in dem der Christus zu Gott steht. Das letzte ist ja deutlich in einigen Aeußerungen der Fall. So wenn Paulus sagt, daß Gott seinen eignen Sohn nicht geschont habe[8], daß er ihn gesandt habe[9]; aber sehr oft steht das Wort auch ohne einen solchen Gemütston rein als Name für das göttliche Wesen des Messias. Ganz das gleiche Wort kann aber Paulus – wie Jesus — auch auf die Christen anwenden, die Gott zu seinen Söhnen „angenommen" hat. Sie sind es, weil sie in den Christus aufgenommen, von Gott „adoptiert" sind[10]. Die Aussagen des Paulus darüber sind nicht genau. Denn er kann auch wieder die Sendung des Geistes ins Herz als eine bloße Folge der Adoption, diese also lediglich als einen Akt der Erklärung, entsprechend der Rechtfertigung (= Freisprechung), ansehen und sagen: „Weil ihr Söhne seid, hat Gott den Geist seines Sohnes in eure Herzen gesandt, rufend: Abba! Vater!"[11] Und ebenso gibt er den Geist nicht nur als Grund, sondern auch als Zeugen der Gotteskindschaft im Römerbrief an. Es stehen sich da die Sätze gegenüber: „Die durch den Geist Gottes getrieben werden, sind Gottes Söhne" und „der Geist bezeugt unserm Geist,

daß wir Gottes Kinder sind“ [1]. In jedem Fall liegt aber bei den Christen wie bei dem Christus der Nachdruck nicht auf dem Gemütston, sondern auf dem hohen göttlichen Anspruch, den die Gottessöhne als Wesen einer andern Welt zu machen haben, auf dem „Erbe“, das ihnen bestimmt ist. Das und nichts Dogmatisch-Spekulatives über die „Gottheit“ Christi will Paulus mit dem Gottessohn aussagen.

Hat Paulus so nie die Schranke vergessen, die zwischen dem Christus, auch wenn er der Sohn Gottes, ja gerade weil er sein „Sohn“ ist, und Gott selbst besteht, so hat er den Sohn nicht deutlich vom heiligen Geist unterscheiden können. Wir haben gesehen, worauf das beruhte: Es sind ganz dieselben Erlebnisse, die man auf den Geist Gottes zurückführte und die er als Vision des Christus erlebt hatte. Es ist für ihn ganz einerlei, ob er „in Christus“ oder „im Geiste“ sagt. Ja, der Gottesgeist und Gott, der Christusgeist und Christus sind überhaupt schon für die Menschen seiner Zeit gar nicht mehr auseinanderzuhalten gewesen.

Die Rede von einem „Geiste Gottes“ stammt aus jener primitiven Zeit, in der man sich Gott im Bilde des Menschen vorstellte und daher von seinem Geiste ganz ebenso selbstverständlich sprach wie von seinem Fuß, Auge und Ohr. Damals ging Gott in der Abendkühle im Garten Eden spazieren [2], machte hinter Noah die Tür der Arche zu [3] und mußte vom Himmel herabsteigen, um zu sehen, was die Menschen wohl auf Erden Seltsames bauten [4]. Damals erklärte man alle Krankheiten, Ohnmachten, Ekstasen und Visionen als Besessensein des Menschen durch fremde Geistwesen, durch Seelen von Lebenden und Toten, durch Teufel und Engel und – den Geist Gottes. Zerfiel Gott in Leib und Geist, so konnte auch sein Geist auf einen Menschen „überspringen“, ihn „ergreifen“, aus ihm sprechen und durch ihn handeln. So glaubt und denkt Altisrael. Als aber sein Gottesglaube höher und reiner ward, als sein alter menschenähnlicher Gott Jahwe sich in den Schö-

pfer des Himmels und der Erde wandelte, da war eigentlich kein Raum mehr für den „Geist Gottes". „Gott ist Geist", ein reines Himmelswesen, nicht gebannt an einen Ort, wo er allein angebetet werden könnte[1]. Freilich blieben die Erlebnisse, und so blieb das Wort. Ekstasen, Visionen, Heilungen und „Wunder" verursacht „der Geist Gottes", so glaubte man zur Zeit des Paulus, ohne daß man sich damals bei diesem Worte mehr gedacht hätte als heute. Nur Lebendigeres Gewaltigeres als jetzt glaubte man und erlebte man immer wieder als Wirkungen des „Geistes Gottes".

Seitdem man ein Gleiches auch als Wirkungen des auferstandenen Herrn erfuhr, unterschied man diese beiden Himmelswesen natürlich nicht mehr scharf. In diesem chaotischen Zustand treffen wir die Anschauungen bei Paulus. Ja einmal hat er sogar rund und klar gesagt: „der Herr ist der Geist"[2]. Aber man darf das nicht pressen; er kann die beiden Wesen sonst auch wieder unterscheiden.

Noch weniger darf man irgend eine trinitarische Lehre darin suchen: es ist eben lediglich altererbte Anschauungsweise und überlieferter Sprachgebrauch, verbunden mit neuen Erlebnissen, was den Christus und den Geist so nahe aneinander rückt. Die Dreieinigkeitslehre ist genötigt, die drei Personen der Gottheit ebenso scharf von einander zu unterscheiden, besonders in ihren Wirkungen, wie sie bemüht ist, sie in einem Wesen zusammen zu behaupten. Bei Paulus aber ist es so, daß der Christus und der Geist, der Geist Gottes und der Geist des Christus unklar ineinander übergehen, daß dieselben Wirkungen auf beide zurückgeführt werden und Gott sich stark von ihnen beiden unterscheidet. Er bleibt eben doch der Höchste und Letzte.

Freilich bildet andrerseits Paulus auch schon Formeln, in denen Gott, Christus und der Geist mit feierlich liturgischem Klang nebeneinander genannt werden. Die vollendetste ist das Schlußwort des zweiten Korintherbriefes, das wir in un-

sern Gottesdiensten als Kanzelgruß verwenden:

> Die Gnade des Herrn Jesus Christus
> und die Liebe Gottes
> und die Gemeinschaft des heiligen Geistes
> sei mit euch allen.

Aber auch hier verrät sich deutlich im Inhalt des Wunsches, daß nicht alle drei Wesen auf einer Stufe stehen: Gott und Christus geben, der heilige Geist wird in gemeinschaftlicher Anteilnahme besessen. Im ersten Korintherbrief[1] verwendet Paulus die Formel, um die Christen zur Einheit zu mahnen:

> Es giebt Unterschiede in den Gnadengaben,
> aber es ist ein und derselbe Geist;
> und es giebt Unterschiede in den Dienstleistungen,
> aber es ist ein und derselbe Herr;
> und es giebt Unterschiede in den Wirkungen,
> aber es ist ein und derselbe Gott,
> der alles in allen wirkt.

Die drei Wesen sind es, jedes in seiner Einheit, was die Einheitlichkeit aller Gnadengaben und die Möglichkeit, sie zur wohlgeordneten, sittlich erbauenden Arbeit zu verwenden, garantiert. Man darf wohl sagen: Hätte Paulus bereits geglaubt, daß diese drei Wesen der einige allmächtige Gott seien, er hätte es hier gesagt. Denn es mußte wunderbar in seinen Gedankengang passen, wenn er sagen konnte: Und diese drei sind eins. Aber daran hat damals in der Christenheit noch niemand gedacht.

Die Ethik.

Daß Paulus auch im Gebiete der Sittlichkeit zu den großen Entdeckern gehört, haben wir bereits gesehen. Und zwar sind es zwei Entdeckungen, die er gemacht hat im Verlauf des Versuches, sein sittliches Leben auf grund eines den unverstandenen Willen Gottes enthaltenden Gesetzes zu führen. Er

hat dabei in ehrlicher, volle Anspannung seiner Willenskraft gefunden, daß es nicht möglich ist, ein wahrhaft sittliches Leben auf grund des Gebotes, des „Du sollst", zu führen, sondern daß dazu etwas Neues, eine religiöse Umwandlung des gesamten Menschen eintreten muß, der sein Leben aufs Neue beginnt auf grund seines Glaubens an ein liebendes Vaterherz über diese Welt. Die zweite, damit zusammenhängende Entdeckung aber war die, daß Sittlichkeit sich nicht einmal in Form eines Gesetzes darstellen lasse, sondern ein ewig und von jedem Menschen aus einer Grundgesinnung heraus neu zu Schaffendes, Individuelles ist.

Dennoch war Paulus genötigt, zum ethischen Gesetzgeber zu werden und eine wirkliche Ethik auszubilden, die Gesetze schafft und am Ende wieder Sitte bildet. Er konnte nicht stehen bleiben bei dem neuen Menschen, der Bekehrung und der Liebe, er mußte ins einzelne gehen. Und er mußte versuchen, die Forderungen der Ethik neu zu begründen.

Wir haben schon beobachtet, wie ihn die täglichen Nöte seiner Gemeinden zur Ausbildung einer Art von Sozialethik zwangen. Es ist nicht eine wirkliche Sozialethik, was Paulus da gegeben hat; denn nirgends hat er sich die Frage nach der sittlichen Bedeutung der Gemeinschaften und ihrer rechten Gestaltung gestellt, sondern für ihn handelt es sich bloß darum, wie seine Gemeinde Gottes, der Leib des Christus, rein gehalten werden kann von Parteien und Zerrissenheit, von Revolution und Anarchie. Er handelt dabei aus einem unmittelbaren sittlichen Gefühl für den Wert der „natürlichen" menschlichen Gemeinschaften, Ehe, Familie, Gesellschaft, Staat; aber ein wirkliches sittliches Nachdenken widmet er ihnen nicht, eine Sozialethik im eigentlichen Sinn hat er doch nicht geschaffen.

Vielmehr ist Paulus so gänzlich religiös, daß das sittliche Leben eigentlich gar keine selbständige Bedeutung in seiner Theorie hat. Alle Religion ist ihm „nichts", wenn sie sich nicht in die „Liebe" umsetzt. Und doch, sieht man näher zu,

so hat die Sittlichkeit bei ihm kein anderes Ziel, als die Gemeinde und jeden Einzelnen in dem religiösen, reinen Zustand zu erhalten. Wie er auszieht, nicht um den Armen und Elenden durch Liebesarbeit zu helfen, sondern um ihre Seelen durch die Bekehrung zu retten, so ist auch alle Liebesarbeit, die sie selbst tun können, in seiner Theorie nur dazu da, daß ihre Seelen nicht von neuem verloren gehen; denn „kein Ungerechter wird das Reich Gottes ererben." Paulus ist nicht Reformator, sondern Missionar; damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß die neue Sittlichkeit auch reformierend gewirkt hat. Sie hat es getan, indem sie kirchen- und damit sittenbildend gewirkt hat. Aber dem Apostel steht nicht eine sittlich organisierte Welt, eine ethische Kultur vor Augen, sondern eine dem Untergang geweihte Welt, in der religiös gerettete Einzelpersonen sich sittlich rein halten, unbefleckt von ihr.

Darin liegt die Größe und die Grenze seiner Ethik, soweit sie sich in Einzelforderungen darstellt. Diese bis ins kleinste hinein aufzustellen, nötigte ihn aber nicht bloß die Lage der jungen Gemeinden in einer ganz andersartigen Welt, sondern auch die Beschaffenheit der Gemeindeglieder selbst, dieser Gotteskinder und Heiligen. Sie konnten gar nicht ohne weiteres an ihr Gewissen gewiesen werden; ein solches mußte sich erst durch Umbildung des alten langsam bei ihnen entwickeln: sie brauchten also noch sehr viel „Gesetz". Paulus war auch Pädagog genug, um das einzusehen. Er war eine so große sittliche Persönlichkeit, daß er sich nicht fürchtete, mißverstanden und der Inkonsequenz beschuldigt zu werden. So hat er denn keinen Brief ohne einen ethischen Teil geschrieben. Wohl ist der erste Teil jedes Briefes mit wechselndem Inhalt, bald theoretischer, bald persönlicher Art gefüllt, wie es die Umstände mit sich brachten; aber nie hat er einen Brief geschlossen, ohne einen kurzen Abriß sittlicher Lehre vorher zu geben. Selbst im Römerbrief tut er das, obwohl er

selber nachher fühlt, daß es der fremden Gemeinde einen etwas eigentümlichen Eindruck machen muß, weshalb er sich hier ausdrücklich entschuldigt [1].

Doch ist dabei stets auffällig, mit welcher feinen Kunst und energischen Konzentration er seine Grunderkenntnisse aufrecht erhält: stets gibt er, entsprechend dem ganzen Zusammenhang ein einziges überherrschendes Prinzip oder Ideal der Sittlichkeit an, aus dem erst die Einzelforderungen fließen. Das tut er selbst da, wo er fremden Stoff zum Zweck der sittlichen Ermahnungen braucht, ja selbst wo er auf das alttestamentliche Gesetz zurückgreift. Wie er es im zwölften Kapitel des Römerbriefes von dem Gedanken des „vernünftigen Gottesdienstes" aus tut, haben wir bereits gesehen. Nicht viel später hat er noch einmal, in sichtlichem Anschluß an Jesu Wort vom großen Gebot alles zusammengefaßt unter dem Gesichtspunkt der Liebe, durch die man „das andere Gesetz" ganz erfülle, ein Gesichtspunkt, der sich freilich mit seiner sonstigen Lehre vom Gesetz schlecht verträgt und eben am besten aus dem Einfluß evangelischer Ueberlieferung erklärt wird. „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung", d. h. in dem einen Gebot der Liebe faßt sich alles zusammen, was das Gesetz verlangt, sie „füllt" das ganze Gesetz „aus", sie ist sein „Inhalt", das wäre die beste Uebersetzung [2].

Im Galaterbrief hat Paulus einen ähnlichen Gedanken negativ ausgedrückt. Hier hat er gegenüber dem Pochen auf das Gesetz zwar nicht gesagt, daß die Liebe das Gesetz darstelle, wohl aber daß das Gesetz die Tugenden, die er als die rechte Handlungsweise lehre, doch gleichfalls „nicht verbiete" [3]. Auch hier hat er die Einzelgebote wieder zusammengefaßt: Freiheit, Geist, Frucht des Geistes, das sind hier die obersten Einheitsgedanken. Und so ist es überall. Gerade darin aber zeigt sich, daß er in der Tat ein Theolog gewesen ist, der mit Bewußtsein an seinem großen inneren Erlebnis festhielt und es in scharfen Formeln darzustellen wußte, auch hierin ver-

schieden von Jesus, der vom Theologen weit weniger an sich hat.

Ueberblickt man die Einzelforderungen der Ethik des Paulus, so hat man außer dem schon erwähnten Eindruck der Weltabgewandtheit und rein religiösen Art dieser Ethik eine stark gemischte Empfindung.

Wenn auch, wie wir sahen, dem Ideal des sittlichen Enthusiasmus Jesu zu gunsten des friedlichen Auskommens mit der alten Ethik „der Welt" mancherlei abgebrochen wird, so machen diese Forderungen doch im ganzen immer noch den Eindruck imponierender Größe. Gewiß: das Gebot des Friedehaltens ist nicht mehr unbedingt, sondern wird abgeschwächt durch die Zusätze: „so viel an euch ist", „soweit es möglich ist" [1], und das Gebot der Liebe beginnt leise, sich auf die Bruderschaft einzuschränken: „Laßt uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen" [2]; so natürlich und doch eben darum nicht mehr ganz im Sinne des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter, der einer andern Nation und einer andern Religion angehört als der, dem er hilft! Und so haben wir noch an vielen Stellen im vorigen Kapitel gezeigt, wie bereits eine Mittellinie des „Möglichen" gesucht wird. Trotzdem ist im ganzen der Eindruck einer unüberbietbaren Höhe der Einzelforderungen immer noch der beherrschende, und des Paulus Worte sind so gut wie die Jesu, wo immer sie gelesen und im wahren Sinne verstanden werden, ein Gericht über die „christliche" Ethik der Gegenwart: zu jedem Opfer gilt es bereit sein, jede Gewalttat wird verabscheut, die Liebesgesinnung und die Liebestat ist die einzige Macht, mit der die Welt überwunden wird: besiege das Böse mit dem Guten. Ein Grundsatz, den heute keine christliche Ethik mehr in seinen Konsequenzen vertritt.

Vor allem im staatlichen Leben gilt Gewalt gegen Gewalt setzen, „Machterringung", wie man heute sagt, für sittlich erlaubt, ja gefordert. Ohne Zweifel hätten Jesus und Paulus derartiges durchaus abgelehnt, Jesus hat die Gemein-

schaft seiner Jünger geradezu daran gemessen, daß sie das nicht tue[1]. Aber gerade hier zeigt sich eine zweite Schranke urchristlicher Ethik, die das Problem nie zur Ruhe kommen läßt. Schon Jesu Ethik ist dem ganzen bürgerlichen Leben abgewandt, aber die des Paulus steht überhaupt nicht mehr in einem lebendigen Volkstum, sondern ist eine Ethik des Anarchismus nach außen, eine Ethik des Konventikels, der Gemeinde nach innen. Sie schaut nur hin auf die Fehler und die Tugenden eines kleinen, von den andern gesonderten Gemeinschaftskreises. Sie bewegt sich nicht im vollen Strom eines weiten und weltoffenen Lebens und rechnet nicht mit Menschen, die auf die Gestaltung der Gesellschaft oder des Staates Einfluß gewinnen können und wollen. Darum ist sie meistens auch stark negativ. Man lese unter diesem Gesichtspunkt z. B. noch einmal das wunderbare Lob der Liebe in 1. Kor. 13. Da sind doch sogar alle positiven Gebote inhaltlich fast nur Verneinungen: die Liebe ist langmütig — sie straft nicht schnell — und gütig, sie freut sich mit der Wahrheit, alles deckt sie zu, alles glaubt sie, alles hofft sie, alles duldet sie. Auch Röm. 12 macht ganz denselben Eindruck. Und von dieser urchristlichen Ethik her ist es ja auch begreiflich, daß man das Christentum mit der Mitleidsethik des Buddhismus verwechseln konnte. Es ist und bleibt aber trotzdem eine aus Unkenntnis geborene Verwechslung.

Wichtig für die spätere christliche Ethik ist aber vor allem dies, daß diese Paulische Ethik den Blick stark eingeengt hat. Große Gebiete menschlichen Handelns liegen gänzlich unangebaut und unbeachtet da. Dort hat sich darum auch eine wildgewachsene Ethik breitmachen können, die von vorchristlichen Gedanken am meisten durchsetzt ist. Was sind denn die Gebiete, für die Paulus sittliche Mahnungen gibt? Hören wir einen solchen Abriß etwa aus dem 1. Thessalonicherbrief, wo er ihn ausdrücklich unter dem Gesamttitel: „wie man wandeln und Gott wohlgefallen soll" prinzipiell entwickelt.

„Das ist der Wille Gottes: eure Heiligung: 1) ihr sollt euch enthalten der Unzucht, jeder soll seine eigene Frau haben züchtig und in Ehren, nicht in sinnlicher Leidenschaft wie die Heiden, die Gott nicht kennen, 2) ihr sollt nicht übergreifen und eure Brüder in Geschäften übervorteilen; denn der Herr bestraft das alles, . . . 3) Inbetreff der Bruderliebe habt ihr nicht nötig, daß man euch schreibe . . . 4) Jeder soll ruhig sein und seine Arbeit tun" [hier folgt die gegen den schwärmerischen Müßiggang gerichtete Stelle][1]. Geschlechtliche Reinheit, Ehrlichkeit im Handel – der Bruder ist hier freilich allein genannt, aber wohl nur gewohnheitsmäßig —, Bruderliebe, das sind die Tugenden, die gefordert werden. Auch da, wo Sünden und Tugendaufzählungen die Grundlage der Mahnungen bilden, ist es nicht viel anders. In Römer 1 stehen die „schmählichen Leidenschaften", die sinnlichen, ebenfalls voran, dann folgt wieder die Unehrlichkeit im Handel, dann die Liste: „Neid, Mord, Zank, Lug und Trug, Verleumdung, Gottesfeindschaft, Frechheit, Hochmut, Prahlerei, Verachtung der Eltern, Sinn- und Charakterlosigkeit, Hartherzigkeit und Unbarmherzigkeit." In 1. Kor. 5,11 ff. stehen zusammen: geschlechtliche Sünde, Unehrlichkeit, Götzendienst, Schmähsucht, Trunksucht, Raub, in 1. Kor. 6, 9 ff. dieselben Laster, zum teil etwas mehr ausgeführt; im Galaterbrief (5,19 ff.): geschlechtliche Sünden, Unreinheit, Unkeuschheit — Götzendienst, Zauberei – Feindschaften, Haß, Eifersüchtelei, Zorn, Streitigkeiten, Spaltungen, Parteiungen, Neid – Trinkgelage, Schlemmerei. Man sieht deutlich, daß hier nicht bloß der Blick auf einen bestimmten Ausschnitt menschlichen Lebens gerichtet ist, sondern daß Paulus sicherlich einer Gewohnheit der Predigt folgt, ja vielleicht von bestimmten Vorbildern abhängig ist. In der Tat entsprechen diese Lasterkataloge ganz den damals in griechischer und jüdischer populärer Literatur verbreiteten Aufzählungen der Sünden, selbst bis auf den üblichen Schluß solcher Listen: „und was dem ähnlich ist[2]."

Paulus wird nicht nur um der Notwendigkeit einer festen Formulierung willen nach solchen Vorbildern gegriffen haben, sondern auch weil er für solche sittliche Gedanken die stärksten Anknüpfungen und Vorbereitungen im Gewissen seiner Hörer voraussetzen konnte. Darum darf man freilich die Beschränkung der sittlichen Anweisungen auf die angeführten Laster und Tugenden nicht allein dem Apostel und seiner besonderen Lage zuschreiben und muß sich klar machen, daß die Ethik des Urchristentums gleichfalls nicht ein rein von innen heraus Gewachsenes ist. So sehr Paulus gegen das Gesetz ist — selbst im Röm. 13, 8—10, wo er direkt an das Gesetz anknüpft, entnimmt er den zehn Geboten nur die Verbote, die auch in den Lasterkatalogen stehen —, so sehr ist es durch diese jüdisch-hellenistischen ethischen Anweisungen wieder eingedrungen.

Origineller wohl und darum auch erquickender ist die Aufzählung der Tugenden, wie sie etwa Gal. 5, 22 als Frucht des Geistes gibt: Liebe, Freude, Friede, Langmut, Milde, Edelmut, Treue, Sanftmut, Enthaltsamkeit. Auch hier also das Ideal einer sanften, noch innen gewandten, mehr tragenden als kämpfenden und neuschaffenden Sittlichkeit. Vom Kämpfen und von Tapferkeit hat Paulus mehr mit Bezug auf sein eigenes Leben oder im Denken an den sittlichen Einzelkampf gegen den Teufel gesprochen. Doch finden sich im Philipperbrief auch andere, tröstliche Worte an die mannigfach angefochtene und leidende Gemeinde:

„Führet euer Gemeinschaftsleben würdig des Evangeliums des Christus, damit ich, wenn ich komme und sehe, oder wenn ich abwesend bin, von euch höre, daß ihr fest steht in e i n e m Geist, zusammen kämpfend mit e i n e r Seele für den Glauben an das Evangelium, an keiner Stelle eingeschüchtert von den Feinden, für sie zum Beweis ihrer [ewigen] Vernichtung, für euch eurer Rettung, und das von Gott! Denn euch ward die Gnade geschenkt, für Christus zu leiden und nicht nur an ihn zu glauben. So steht ihr in demselben Kampf, in dem ich

stand, wie ihr erlebt habt, und noch stehe, wie ihr hört“ [1]. Ein tapferes und kühnes Wort. Und gewiß ist über des Paulus Leben und das seiner ersten Christen, die von Tapferkeit so wenig sprechen, das weise Wort Lessings zu schreiben, daß man von den Tugenden am wenigsten spricht, die man am meisten besitzt. Auch soll man nicht meinen, daß eine Ethik, die das Dulden und Tragen in den Vordergrund rückt und das Angreifen in den Hintergrund stellt, leichter sei und eine weniger große Anspannung des Willens erfordere, als die umgekehrte Ethik. Ganz das Gegenteil ist der Fall. Ein frischer, fröhlicher Angriff ist nicht bloß im Kampf der Waffen die leichtere Art der Verteidigung.

Bei aller Weltabgewandtheit sind die ethischen Forderungen des Apostels nicht asketisch. Nirgends verlangt er als Inhalt der Sittlichkeit den Verzicht auf Ehe, auf Fleischessen und Weintrinken. Wir haben dies bereits ausführlich an anderen Stellen ins Auge gefaßt, und um der Vollständigkeit halber sei hier noch einmal darauf hingewiesen, daß der Apostel die Askese nur als besonderes Berufsopfer, als zeitweiligen Liebesdienst kennt, ganz wie Jesus.

Noch ferner als Möncherei — abgesehen von der Ehe — liegt ihm die buddhistische Auffassung der Askese, daß das Sich-Lösen von den Dingen dieser Welt die Erlösung für den Menschen bedeutet. Nicht Sterbensmüdigkeit und Todessehnsucht ist seine Religion, sondern Friede und Freude im heiligen Geist. Und wo der Geist ist, da ist Freiheit und Kraft, neues, ewiges, jugendfrisches Leben.

Die Begründung der Ethik.

So wenig in jedem einzelnen Falle die Begründung des sittlichen Gebotes dem Apostel gelungen ist, so sehr bewährt er sich als Theologe von straffem Denken und Beherrschung des Ausdrucks in seiner Ableitung der Sittlichkeit als eines Ganzen aus den religiösen Voraussetzungen.

Eine Ethik soll man, wie Nietzsche richtig gesagt hat, stets auch ihr „Denn“ ansehn und zwar nicht bloß um des eben angeführten formellen Grundes willen, sondern auch um ihre Art recht und ganz zu verstehen. Freilich muß man vorsichtig zu urteilen lernen. Bei Jesus noch mehr als bei Paulus tritt das neue, ihnen eigene „Denn“ nicht recht hervor gegenüber der altererbten Drohpredigt der Bußpropheten, an die sie sich anschließen. Die Begründung der sittlichen Forderung mit dem Lohn- oder Straf-Gericht Gottes spielt bei beiden immer noch ihre Rolle. Freilich Paulus zeigt hier als Theologe wiederum einen Fortschritt: bei ihm halten sich die Gedanken vom Lohn und die innere, echte Begründung der Sittlichkeit ungefähr das Gleichgewicht, und die Lohngedanken zeigen öfter einen individuellen Ausdruck. So ist es eine neue Wendung eines alten Bildes, wenn er einmal[1] von seinen übrigen Mitarbeitern spricht und, indem er ihre Namen nicht nennt, hinzufügt: „deren Namen im Buche des Lebens stehen“. Ganz volkstümlich dagegen fügt er, wie Jesus sonst und gegen seinen eigenen Sprachgebrauch, an einen Lasterkatalog die Drohung an: „die solches tun, werden das Reich Gottes nicht ererben.“[2] „Um der Verheißung willen“ halten sich seine Gläubigen „von jeder Befleckung des Fleisches und des [heiligen] Geistes fern, ihre Heiligkeit vollendend in Gottesfurcht.“[3] Tiefer und eigenartiger hat Paulus dagegen an einer anderen Stelle die gewöhnlichen apokalyptischen Gedanken von seiner Frömmigkeit her ausgedrückt, wenn er sagt:[4] „Daher werden wir nicht schlaff: Nein, wenn auch unser äußerer Mensch sich aufreibt, so wird doch der innere Tag für Tag neu. Denn des Augenblicks leichte Last an Trübsal erwirbt uns über alles Verhoffen hinaus einen ewigen Schatz himmlischer Glorie, wenn wir nicht sehn auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare; ist doch das Sichtbare zeitlich, nur das Unsichtbare ewig!“ In solchen Sätzen ist der Lohngedanke ganz verschlungen von einer Sehnsucht, die schon jenseits jeder klein-

lichen Absicht steht, die das ganze Herz erfüllt und den köstlichen Schatz im Himmel nur als wunderbare Gabe erwartet, um derenwillen ein Ausharren in der Not dieses Daseins sich gewiß „lohnt“.

Aber auch in dieser Gestalt hat der alte jüdische Gedanke nicht die Wurzeln Paulischer Sittlichkeit und nicht einmal seine theologische Ableitung der sittlichen Forderung getroffen. Auf diese stoßen wir an ganz anderen Stellen, dort, wo ihn seine Gegner drängten, seine Gnadenlehre gegen die aus ihr gezogenen unlauteren Folgerungen zu verteidigen; denn hier war er genötigt aus dem Höchsten und Besten, aus seinem religiösen B e s i t z die Sittlichkeit als etwas Notwendiges herzuleiten.

Im Mittelpunkt der ganzen Gedankenbildung steht der Hinweis darauf, daß das neue Leben, das in dem Christen durch den heiligen Geist, den einwohnenden Christus, angefangen hat, der Natur dieses himmlischen Wesens entsprechend kein anderes als ein sittliches sein k a n n. Es sind die in Röm. 6 und 8 ausgesprochenen tiefsten Gedanken des Paulus, die eigentlich ebenso stark unmittelbare Aussagen seiner Frömmigkeit wie theoretische Begründung der Ethik sind. Darum seien hier nur einige der scharfen und treffenden Sätze angeführt: „Wir, die wir der Sünde abgestorben sind, wie sollen wir noch der Sünde leben?“ [1] „So erachtet euch also gleichfalls für tot der Sünde, aber lebend für Gott in Christus Jesus. Also soll die Sünde in eurem sterblichen Leibe nicht herrschen, daß ihr seinen Begierden gehorchen würdet, noch gebt der Sünde eure Glieder als Waffen der Ungerechtigkeit hin, sondern gebt euch Gott hin, weil ihr aus dem Tod wieder lebt, und eure Glieder als Waffen der Gerechtigkeit für Gott. Denn die Sünde wird über euch nicht herrschen, seid ihr doch nicht mehr unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade [2]“. „Also, meine Brüder, sind wir Schuldner, nicht dem Fleisch, nach dem Fleisch zu leben. Denn wenn ihr nach dem

Fleische lebt, werdet ihr sterben; wenn ihr aber durch den Geist die Triebe des Leibes absterben macht, werdet ihr leben. Denn alle, die vom Geist Gottes getrieben werden, sind Söhne Gottes."[1] Hier beweist das Nebeneinander eines „also" und eines „denn", daß zwei Begründungen der Sittlichkeit unvereint nebeneinander stehen, die eine, die mit „also" aus der geschehenen Erlösung, aus dem Besitz des Lebens die Sittlichkeit als „Schuldigkeit" ableitet und die zweite, die mit „denn" wieder die alten Gedanken an den Lohn des ewigen Lebens, die Erbschaft der Gottessöhne bringt, die vererbten jüdischen Gedanken. Aehnlich stehen im Galaterbrief beide Gedanken nebeneinander. Zuerst jener neue, christliche in wundervoller Schärfe: „Wenn wir durch den Geist das Leben haben, wollen wir auch im Geiste wandeln"[2], danach der alte, daß wer auf das Fleisch sät, vom Fleisch natürlicherweise die Verwesung ernten wird, wer auf den Geist sät, der wird von ihm das ewige Leben ernten. Paulus hat nicht gefühlt, daß hier sich hart zwei Religionen bei ihm stoßen, die jüdische Lohn- und Gerechtigkeitsreligion und die neue Erlösungs- und „Geistes"-religion, die Religion des wiedergeborenen, erneuten Innenlebens. Wir aber müssen scharf und klar erkennen und sagen, daß nur in dieser Religion die Höhenlage des Christentums, weil der Fortschritt über das Judentum und jede Gerechtigkeitsreligion hinaus, festgehalten wird. In der Tat sind doch auch die Gedanken, die die Ethik durch die erlebte Erlösung begründen, allein die dem neuen großen Erlebnis des Apostels entsprechenden Theorieen.

Interessant ist es, daß auch die Gotteskindschaft als Folge des Geistesbesitzes ethisch von Paulus gewertet wird. Damit trifft er am nächsten mit der eigenartigsten Begründung der Ethik durch Jesus zusammen, und doch wieder so, daß man sieht, wie er von seiner Mystik aus auf ganz anderem Wege zu dem verwandten Gedanken gekommen ist. Nicht nur in Röm. 8 ist dieser Gedankengang angedeutet[3], sondern

seine schönste Gestalt hat er an der Stelle Phil. 2, 15 gewonnen: „Alles tut ohne Murren und Zweifel, damit ihr untadelig und lauter werdet, ‚Kinder Gottes ohne Fehl', mitten in einem ‚verkehrten und verdrehten Geschlecht', unter denen ihr leuchtet wie Sterne in der Welt".

Diese ganze Gedankenreihe in jeder ihrer mannigfaltigen Formen würde es, wenn sie folgerecht durchgeführt wäre, mit sich bringen, daß alle sittlichen Grundsätze nicht mehr in der Befehlsform, sondern in der Form der einfachen Aussage auftreten würden. Der fromme Mensch „soll" nicht sittlich sein, sondern „ist" sittlich, das ist ein Grundgedanke des Christentums. Aber nicht nur bei uns, die wir Kinder zu erziehen haben, sondern auch im Urchristentum, wo ganze Gemeinden zu erziehen waren, hat immer trotz alledem das „Du sollst", die Befehlsform ihren Wert und jedenfalls ein zähes Leben gehabt. So schwankt Paulus nicht nur zwischen Erlösungs- und Vergeltungsethik, sondern auch zwischen der Behauptung, daß die Sittlichkeit eine selbstverständliche und notwendige Folgeerscheinung der Religion sei, und der überlieferten Weise, daß er die religiösen Gedanken als Motive benützt, daß er behauptet, man „müsse" um seiner Frömmigkeit willen gut sein. Wenn man Stellen wie Röm. 6 oder 8 liest oder gar Gal. 5 wird man dies ständige Hin-und-her leicht bemerken, und es ist sehr schwer zu entscheiden, ob Paulus eigentlich eine vollkommene Sündlosigkeit für das normale Christenleben angesehen hat oder nicht. Jedenfalls kann auch auf Grund von Aussagen wie: „Das Fleisch gelüstet wider den [heiligen] Geist und den Geist wider das Fleisch; sie sind einander entgegengesetzt, daß ihr das nicht tut, was ihr wollt" [2], noch nicht behauptet werden, daß Paulus wie Luther geglaubt habe, daß täglich ein neuer Adam geboren werden müsse. Denn so steht unmittelbar vor diesem Satz zu lesen: „Wandelt im Geist und die Lust des Fleisches führt nur nicht aus"! [3] Und den Korinthern gegenüber hat er versichert: „Gott ist treu! Er wird euch nicht

versuchen lassen über euer Vermögen, sondern gibt mit der Versuchung auch ihr Ende, so daß ihr sie ertragen könnt".[1] So wird denn Paulus wohl das Ideal der Sündlosigkeit gehabt haben; aber dem wirklichen Zustand seiner Gemeinden gegenüber konnte er sich nicht verhehlen, daß sie „noch" recht „fleischern" waren[2]. Dennoch hat er auch so sprechen können, als sollten Christen nicht bloß sündlos sein, sondern als wären sie es wirklich und könnten gar nicht anders sein. Wie auf ihm ein „Zwang liegt", so sagt er von den andern auch, daß sie befreit von der Sünde, „Sklaven" der Gerechtigkeit oder Gottes geworden seien[3], daß sie dem Gesetz gestorben, „Eigentum" dessen geworden seien, der vom Tode erweckt, damit sie Frucht brächten für Gott[4], ja er spricht sogar von einem „Gesetz des Geistes des Lebens", das von dem andern Gesetz der Sünde und des Todes frei gemacht habe[5]. Es scheint so, als sei nur ein Zwang dem andern gewichen, es ist aber das Erlebnis der Bekehrung, aus dem diese starken Aussagen hervorbrechen. Sie sind immer nur mit jenen andern, den Tatsachen des täglichen Lebens mehr entsprechenden, zusammen als ein voller Ausdruck für die Art der Sittlichkeit auch im Christentum zu nehmen.

In der Begründung der Ethik ist aber Paulus ebensowenig wie in der Verteidigung seines religiösen Erlebnisses bei diesen zentralen Gedankenreihen stehen geblieben. Mit außerordentlicher Feinheit hat er an jeden der dargelegten theoretischen Gedanken seine praktische Folge angeschlossen. Von der Rechtfertigungslehre aus lautet sie so: „Ihr waret Sklaven der Sünde, aber frei geworden von ihr seid ihr Sklaven der Gerechtigkeit geworden"[6] oder: „Ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder; doch [sollt ihr] die Freiheit nicht zum Anreiz für das Fleisch [in selbstsüchtigem Sinne mißbrauchen]; sondern dient einander in Liebe!"[7] Noch schärfer von der besondern Theorie vom Loskauf aus lautet die Begründung so: „Oder wißt ihr nicht, daß euer Leib ein Tem-

pel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, den ihr von Gott habt, und daß ihr nicht euch selber gehört! Ihr seid teuer erkauft. So verherrlicht Gott durch euren Leib!“ [1] Gott hat das Werk vollbracht, Gott zu leben und ihm zu dienen, ist darum des Christen Pflicht [2], Gott oder dem Herrn, der die Erlösung vollbracht hat [3].

Eine leichte Nuance ins Kirchliche liegt vor, wo die Formel lautet: „Gottes oder des Evangeliums würdig“ [4]; aber auch dann noch ist es eine Begründung der Ethik aus dem Mittelpunkt des religiösen Lebens ohne den Lohngedanken.

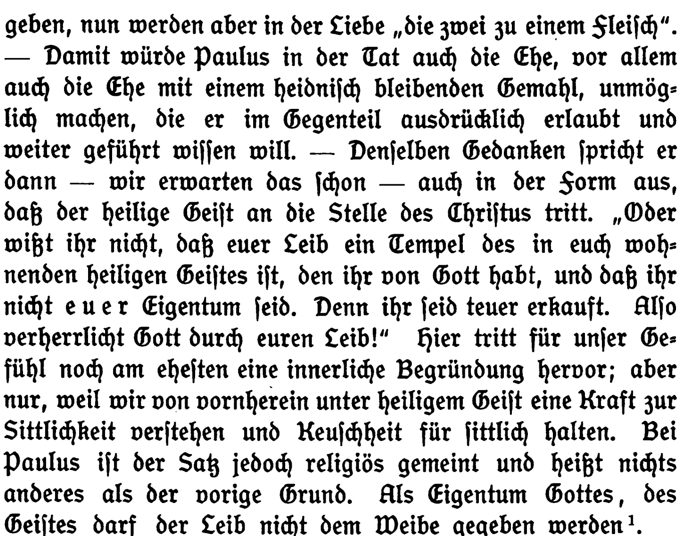
Das Motiv der Dankbarkeit gegen Gott, der so Großes an seinen Kindern getan hat, hat Paulus in diesem Zusammenhang — anders als Luther — nicht angewandt. Aber es ist natürlich nicht viel anders gemeint, wenn Paulus vom Opfer des Leibes spricht, das man Gott geben soll im Gedanken an seine Barmherzigkeit [5].

Wir haben in dem Abschnitt über den Inhalt der Ethik gesehen, wie Paulus, wenn er Einzelforderungen aufstellt, von fremden Mustern, vom Gesetz und von hellenistischen Vorbildern abhängig ist. Vollendet wäre seine Ethik erst dann gewesen, wenn er auch ihre Einzelforderungen aus dem großen neuen Erlebnis der Christen hätte abzuleiten vermögen. Es ist das nicht bloß eine Frage der Geschlossenheit seines theologischen Systems – also eine sehr nebensächliche Sache —, sondern es wäre für das Christentum von entscheidender Wichtigkeit gewesen, wenn sein erster Theologe ein neues Lebensziel in geschlossener Schönheit und Klarheit ausgebildet und aus dem neuen Lebensinhalt abgeleitet hätte. Das ist ja nun freilich nicht geschehen.

Nur schwache Ansätze finden sich dazu, auch bestimmte Einzelforderungen der Sittlichkeit als im besonderen Sinne der neuen Religion notwendig nachzuweisen. Vor allem ist es da die eine zentrale Forderung der B r u d e r l i e b e, die Paulus auch rein religiös begründet hat. Nicht etwa aus

dem Gedanken heraus, daß alle Christen Gottes Kinder, also Brüder sind — das mag auch irgendwie mitgespielt haben —; klar und deutlich ist dagegen die von uns schon öfters ins Auge gefaßte Begründung aus dem gemeinsamen Besitz des heiligen Geistes, des Christus, der die ganze Christenheit zu einem einzigen großen „Leib" macht, so daß jeder einzelne ein Glied ist, dessen Leiden alle andern mitleiden macht, dessen Freude alle andern fröhlich macht, das also allen andern dient und dienen soll[1].

Einen Versuch hat Paulus auch gemacht, die Forderung der Keuschheit prinzipiell zu begründen. Es gab schon damals wie noch lange nachher in der Kirche Strömungen, die den volkstümlichen Gedanken der antiken Ethik auch in die neue Sittlichkeit des Christentums übertragen wollten: der freie Verkehr der Geschlechter unterstehe überhaupt nicht sittlicher Beurteilung, sei etwas ganz „Natürliches" wie Essen und Trinken und mache für den inneren Menschen, den Träger der Religion, gar nichts aus. „Alles ist erlaubt", die freie Liebe ebenso wie das Essen des Opferfleisches — nichts kann dem Erlösten, dem Wiedergeborenen, der die Sakramente und damit das ewige Leben hat, mehr seine göttliche Art, sein Leben rauben. Dieser dem natürlichen Instinkt des Menschen zügellos entgegenkommenden religiösen Sicherheit, zu der sakramentale Auffassung der Religion immer wieder geführt hat, ist Paulus scharf entgegengetreten. Drei Gründe führt er gegen sie an: Speise und Trank können mit der sinnlichen Zügellosigkeit nicht unter den Begriff „natürliche Bedürfnisse" zusammengefaßt werden; denn jene betreffen nur den Bauch und werden mit ihm vergehen wie Fleisch und Blut überhaupt. Diese aber betrifft den ganzen „Leib" und der Leib gehört dem Herrn, der ihn einst auferwecken wird. — Eine Verlegenheitsantwort. Aber nicht viel mehr sind auch die beiden andern Gründe: des Christen Leib ist ein Glied des Herrn, der Christ darf also diesen Leib nicht einem andern



geben, nun werden aber in der Liebe „die zwei zu einem Fleisch". — Damit würde Paulus in der Tat auch die Ehe, vor allem auch die Ehe mit einem heidnisch bleibenden Gemahl, unmöglich machen, die er im Gegenteil ausdrücklich erlaubt und weiter geführt wissen will. — Denselben Gedanken spricht er dann — wir erwarten das schon — auch in der Form aus, daß der heilige Geist an die Stelle des Christus tritt. „Oder wißt ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des in euch wohnenden heiligen Geistes ist, den ihr von Gott habt, und daß ihr nicht e u e r Eigentum seid. Denn ihr seid teuer erkauft. Also verherrlicht Gott durch euren Leib!" Hier tritt für unser Gefühl noch am ehesten eine innerliche Begründung hervor; aber nur, weil wir von vornherein unter heiligem Geist eine Kraft zur Sittlichkeit verstehen und Keuschheit für sittlich halten. Bei Paulus ist der Satz jedoch religiös gemeint und heißt nichts anderes als der vorige Grund. Als Eigentum Gottes, des Geistes darf der Leib nicht dem Weibe gegeben werden[1].

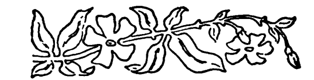
Die Begründung geht entweder zu weit — sie trifft die Ehe mit, die Paulus ja allerdings auch nur „gestattet" — oder sie trifft überhaupt nicht. Es war eben dem Apostel nach der U e b e r l i e f e r u n g seines Volkes die freie Liebe der Griechen unsittlich und unsympathisch.

Bis heute sind hier in der christlichen Ethik große Mängel vorhanden. Die schweren Fragen, die gerade auf diesem Gebiet von der modernen Betrachtung gegen die überlieferte christliche Sittlichkeit erhoben sind, werden nicht mit dem nötigen Ernst und der Gründlichkeit und Offenheit, die sie verdienen, behandelt. Statt dessen hat man durch mattherzige Prüderie in unserm Volksleben einen Sumpf sich bilden lassen, in dem die giftigsten Blumen üppig gedeihen und das ganze Volk anzustecken drohen. Es ist Zeit, daß auch die Theologie anfängt, über diese schweren Fragen auf wissenschaftlicher Grundlage schärfer nachzudenken, die Forderungen der christlichen Sittlichkeit auch im einzelnen besser zu begründen, zu zeigen, warum

hier notwendige und lebenschaffende Ideale zu erhalten sind und wie sie in die Jugend gepflanzt werden können. Heute stoßen wir unsere Jugend durch die Vogel-Strauß-Methode all diesen Fragen gegenüber geradezu in den Sumpf hinein, indem wir die Aufklärung in diesen Dingen den verdorbenen Altersgenossen oder älteren Mitschülern überlassen. Das muß anders werden. Dieser großen Frage unseres Lebens müssen Kirche und Schule offener und gründlicher gegenüberzutreten lernen, als sie es bisher getan haben.

Doch nicht nur hier, sondern auf allen Gebieten der Ethik ist die gründlichste und fast auch die wichtigste Arbeit unseres heutigen Christentums zu tun. Denn die ungelösten Aufgaben der Reformationszeit häufen sich gegenüber dem modernen Kulturleben außerordentlich und die Ethik des Konventikels paßt ebensowenig für uns wie der Glaube, daß der Staat nur ein ausführendes, dienendes Glied christlicher Sittlichkeit sei. Der moderne Staat ist das nicht mehr. Er will außer und über den Religionen stehen. Vor allem muß die Begründung der Sittlichkeit aus dem Liebesgedanken scharf und klar durchgeführt werden, damit man erkenne, daß hier ein einheitliches, geschlossenes Lebensideal vorliegt, nicht unverstandenes Gesetz und Jahrhunderte alte, bloß ererbte Bräuche. —

Neben die theoretische Sätze, welche die sittlichen Forderungen begründen, tritt als vornehmstes Motiv zur sittlichen Tat das Vorbild Jesu. Nachfolge Jesu, ja „Nachahmung" Jesu ist bereits dem Apostel Paulus eine immer wiederkehrende Forderung gewesen. Es sind nicht nur solche allgemeinen Gedanken wie der schon erwähnte, daß man sich als tot mit Christus betrachten soll und darum auch als auferstanden zu einem neuen sittlichen Leben [1], sondern sie gehen ins einzelne über. Jeder soll seinem Nächsten zu Gefallen leben, nicht sich selbst, dem Nächsten zur Güte, zur Erbauung, zur sittlichen Förderung dienen, wie auch der Christus nicht sich selbst zu Gefallen lebte, sondern willig alle Leiden und Schmäh-



ungen auf sich nahm nach dem Schriftwort: „Die Schmähungen derer, die dich [Gott] schmähen, sind auf mich gefallen“ [1]. Wie der Christus sich unser angenommen hat, indem er selbst ein „Diener“ der Beschneidung ward, Mensch ward und sich beschneiden ließ, um andern zu helfen, so sollen wir einander annehmen [2]. So ist die Menschwerdung des Christus noch öfters als sittliches Vorbild verwendet worden, sogar für eine solche Einzelheit wie das Geben von Geldspenden für die große Kollekte: „Bedenkt doch die Gnade unsres Herrn Jesu Christi, daß er um unsertwillen arm [= Mensch] ward, obwohl er reich war [an göttlicher Glorie im Himmel], damit ihr durch sein Armsein reich würdet“ [3]. Vor allem aber ist es die Demut des hohen himmlischen Wesens, die Paulus als Muster seinen Philippern herzlich und eindringlich vorhält: „Gilt noch Ermahnung in Christus, gilt noch Zureden der Liebe, gilt noch Gemeinschaft des Geistes, Erbarmen und Barmherzigkeit, so macht meine Freude voll: Seid einig, habt alle dieselbe Liebe, seid e i n e Seele, e i n Herz, tut nichts aus Streitsucht oder leerer Eitelkeit, sondern sehet in Demut aneinander hinauf, schaut nicht ein jeder auf seinen Vorteil, sondern stets auch auf das Wohl des andern. Seid so gesinnet, wie Jesus Christus auch war. Hat er doch sich selbst . . . . [seiner Glorie] entäußert und Sklavengestalt angenommen!“ [4] Nebenbei sei auf die Auffassung der Demut aufmerksam gemacht, wie sie hier und auch sonst von Paulus gerühmt wird. Es ist keine Demut, die mit dem echten sittlichen Stolze nicht vereinbar wäre, die sich selber wegwirft und heuchlerisch ist, sondern eine Demut, die aus der Liebe geboren ist und im Gegensatz zu Streitsucht, Aufgeblasenheit und Eitelkeit sich darin äußert, daß sie Friedfertigkeit und Dienst ist. Daraus, daß dies Motiv der Nachfolge Jesu in den Briefen des Apostels überall auftritt, läßt sich entnehmen, daß es auch in seiner Predigt eine Rolle gespielt haben muß. Es war ja auch viel leichter verständlich als die feinen theoretischen Gedankengänge, die sonst die Sittlichkeit

begründen.

Noch einfacher hat Paulus öfters zu seiner Gemeinde gesagt: Machts wie ich, „werdet meine Nachahmer!“[1] Auch das hat er nicht in plumper und geistloser Weise gemeint. Ja vielleicht haben nirgend seine Gemeinden besser lernen können, daß Sittlichkeit eine feine und *persönliche* Kunst ist, als an dem großen Widerspruch, der zwischen den Forderungen besteht, die der Apostel an sich stellt, und dem, die er seinen Gemeinden machte. Er mußte alle Forderungen des strengen Enthusiasmus erfüllen. Er heiratete nicht, seinen Gemeinden erlaubte er es wenigstens. Er mußte auf ein ruhiges, seßhaftes Leben in der Welt verzichten, seinen Anhängern gebot er es. Er nahm kein Geld für seine Lehre, bei andern Aposteln findet er das Gegenteil richtig. Er mußte immer wieder mit der Staatsgewalt in Konflikt kommen, von seinen Gemeinden verlangte er unbedingten Gehorsam. Man mußte wahrlich sein Vorbild nicht mechanisch, sondern mit Geist und Herz in sich aufnehmen, um sein echter Nachfolger zu werden, „wie er des Christus“.

Es liegt viel Stolz und gutes Gewissen in den Worten: „Werdet meine Nachfolger!“ Hatte Paulus ein Recht zu solchen Worten? Hallen seine Briefe nicht wider von schweren Anklagen seiner Feinde? Und hat ihn nicht noch der letzte große Gegner des Christentums in seinem „Antichrist“ als den Träger eines niedrigen, gemeinen Racheinstinkts der Enterbten gegen das goldene Rom hingestellt, sein ganzes Glauben und Hoffen, seine Predigt der Liebe und Güte als versteckten Haß und gemeinen Neid der Tschandalakaste gebrandmarkt! Wem sollen wir glauben? Seinen alten und neuen Gegnern oder seinen Worten? Diese Frage wollen wir uns beantworten, indem wir ihn zuletzt losgelöst von seinen hohen Aussagen über die neue Religion und losgelöst von seiner Berufsarbeit einfach als Menschen uns vor die Seele stellen.



Der Mensch.

Freilich, auch wenn wir den Apostel betrachtet haben, wie er sich nach außen hin selber kund getan hat, wie er seines Herzens höchste Stunden als Prophet enthüllt und als Theologe gerechtfertigt und verteidigt hat, wie er seinen Glauben gepredigt, die Herzen gewonnen und die Neubekehrten mit sittlichem Ernst und weltklugem Sinn zu einer großen Gemeinschaft zusammengeschmiedet hat, so war es immer eine Seite an dem Menschen Paulus, die uns beschäftigt und ergriffen hat. Aber wir haben noch andere, menschlichere Fragen an ihn. Seine Briefe stammen aus seinen großen Stunden, da er sein ganzes Selbst zusammenraffte, sind der Ausdruck seiner höchsten Ideale, wie aber hat er selbst zu diesen Idealen gestanden? Gewiß wir wollen ihn nicht „richten". Er hat das feine Wort gesprochen: „Mich ficht es nicht an, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage. Auch richte ich mich selbst nicht; denn ich bin mir zwar keiner Schuld bewußt, doch bin ich darum noch nicht schuldlos: wer mich richten wird, das ist der Herr!" [1] Nicht einmal sich selbst vermag der Mensch gerecht zu beurteilen, freizusprechen oder zu verdammen, ein Höherer ist's, der die Herzen durchschaut und unsere Anlagen und Erbschaften von Fehlern und Tugenden unsrer Ahnen und der Menschheit her.

Dennoch mag es nicht als unkeusch erscheinen, wenn wir nicht bei dem stehen bleiben, was wir von Menschlichem aus all dem entnehmen können, was Paulus in seinem Berufe geleistet und getan hat. Sittliche und religiöse Propheten müssen es sich gefallen lassen, daß man sie darauf hin ansieht, wiefern die Ideale, die sie künden, in ihnen selbst Fleisch und

Blut gewesen sind, denn eben darin, daß sie etwas leben, nicht daß sie etwas lehren, liegt ihre herzbezwingende Kraft. Sie müssen sich vor allem die Frage gefallen lassen, wie sie die natürlichen Anlagen ihres Temperaments und ihrer Begabung nach den Idealen, die sie predigen, umgestaltet und veredelt haben.

Aber schließlich ist es nicht bloß dies berechtigte Gefühl nach einer klaren Einsicht in die Kraft des neuen Glaubens über ein großes Menschenherz, sondern etwas viel Zarteres und Innigeres, das uns dazu treibt, auch in die intimen Gemächer dieses Herzens einzutreten: unsere Bewunderung und die Liebe, die Paulus uns abgewonnen hat, wenn wir ihn wirklich als Prophet, Apostel, Lehrer und Organisator recht verstanden haben. So ist es zum Beispiel gleich ein leicht verständlicher Wunsch, daß wir gern wissen möchten, wie das Aeußere des Mannes ausgesehen hat, dessen innerer Mensch und dessen Tätigkeit uns so stark beschäftigt haben und so wichtig für die ganze abendländische Menschheit geworden sind. Indessen hierüber ist nicht mehr auszumachen, als was in dem Abschnitt über den Prediger Paulus bereits mitgeteilt worden ist. Auch über seine Krankheit will ich hier nicht mehr ausführlich sprechen; was sie in seinem Leben bedeutet hat, ist an verschiedenen Punkten der Darstellung hervorgehoben worden. Wenn seine judenchristlichen Gegner zu seinen Lebzeiten und die ihn um der Lehre willen heute noch hassen, seinen Glauben einfach mit den Worten Krankheit, Wahnsinn, Hysterie abtun zu können meinen, so sind sie, wie wir gesehen haben, damit ebenso ungerecht, als wenn sie Cäsar oder Napoleon, die an ähnlicher Krankheit litten, gleichfalls als Verrückte meinten einschätzen zu dürfen. Gerade die genialen Menschen haben oft den Grenzen menschlicher Größe darin ihren Tribut zu entrichten, daß ihnen ein solcher „Satansengel" beigegeben ist. Höchstens auf die Form, in der Paulus seine Frömmigkeit erlebte, daß sie bei ihm in Ekstasen und Visionen ausbrach, kann seine Krankheit von Einfluß gewesen sein. Aber selbst

das wird sich nicht mit Sicherheit konstatieren lassen; denn auch ganz gesunde Menschen können Visionen haben und in Ekstase fallen. Selbst Goethe, der uns so klar und hell, so gehalten und maßvoll dünkende, jedenfalls kerngesunde Mann, ist nicht frei von solchen Erscheinungen gewesen. Nicht auf diese seine krankhafte Anlage ist zu sehen, wenn man den Apostel beurteilen will, sondern auf die Klarheit des sittlichen Urteils und auf die Kraft des Willens, durch die er den „Satansengel" ertrug und überwand. Sein heldenhaftes Wesen, die beherrschende Kraft seiner Persönlichkeit, die er in Bekehrung und „Wundern" an andern bewies, leuchten nur um so stärker auf dem düstern Hintergrund seiner Krankheit, und was er einst als Antwort Gottes im Gebet hörte: „Meine Kraft kommt zur vollen Blüte in der Krankheit" [1], das ist als Motto über das Leben des Paulus zu schreiben.

Schlacken.

Nie ist das gewaltige Temperament des Apostels ganz und restlos in seinem Ideal „Friede, Freude, Liebe, Geduld, Sanftmut" [2] aufgegangen. Er konnte auch als Christ noch glühend hassen und heftig fluchen und verdammen. Freilich persönlichen Haß und eigene Rache kennt dieser Mann nicht mehr; aber auch da mutet er uns fremd an, wo er den Gegnern seiner heiligen Sache seinen Fluch zuruft. Das Wehe Jesu [3] klingt doch ganz anders als solche Worte seines Apostels: „Auch wenn ich oder ein Engel vom Himmel euch predigen würde, anders als ich gepredigt habe, so sei er verflucht! Wie ich zuvor gesagt habe und nun noch einmal sage: wenn jemand euch anders predigt, als was ihr empfangen habt, so sei er verflucht!" [4] Oder wenn er den ersten Korintherbrief mit den Worten schließt: „Wenn einer den Herrn nicht liebt, so sei er verflucht" [5]. Liebe und Fluch neben einander, gewiß nicht im Sinne Jesu! Solcher Eifer für die gute Sache ist es, aus dem später jene schreckliche „Liebe" der Kirche geboren ward, die den

Ketzer dem Flammentode überlieferte. Auch Paulus hat schon einen Sünder, allerdings in einem Fall, der selbst „bei den Heiden unerhört" war[1], durch seinen Fluch töten wollen. Es handelt sich bei ihm freilich noch um schwere sittliche Vergehen, oder um Heuchelei, die sich nur christlich stellt, oder um eine Zerstörung des Christentums durch das wiedereindringende Judentum, es sind noch nicht spitzfindige Dogmenfragen, um deren willen er Tod oder ewiges Verderben auf den schlechten Bruder herabflucht; aber wenn einmal erst der Weg der barmherzigen Liebe auch dem Elendesten gegenüber verlassen ist, so gibt es kein Halten mehr. War er einst ein Fanatiker gewesen, dem auch das Grausigste leicht erschien „zu Gottes Ehre", so hat er als Christ freilich dem Andersgläubigen gegenüber eine andere Haltung gewonnen; aber hier und da bricht dem „falschen Bruder" gegenüber doch noch einmal der alte harte und grausame Mensch durch.

Ebenso stark hebt sich Paulus durch sein häufiges Sichverschwören von der sieghaften Klarheit, Lauterkeit und Wahrhaftigkeit Jesu ab. Wie königlich ist Jesu Wort über die Verleumdungen, die seine Feinde gegen ihn ausstreuen. Sie sagen, wenn er zu den Sündern und Zöllnern geht, er tue es, um mit ihnen zu schlemmen und zu sündigen. Und wie antwortet er ihnen? „Wem soll ich dies Geschlecht vergleichen? — Sie sind den Kindern gleich, die auf den Märkten sitzen und ihren Gespielen zurufen: ‚Wir haben euch zum Tanz aufgespielt und ihr seid nicht gesprungen, wir haben euch ein Klagelied gesungen und ihr habt euch nicht an die Brust geschlagen'. — Denn es kam Johannes, er aß nicht und trank nicht [lebte als Asket] und sie sagten: ‚Er hat einen Dämon!' Es kam der Menschensohn, aß und trank, und sie sagen: ‚Siehe, er ist ein Fresser und Weintrinker, der Zöllner Freund und der Sünder!'"[2] Paulus muß sich anders verteidigen. Auch er kann stolz und hoheitsvoll sein, aber er ist immer aufgeregt und heftig, steht nicht über den Vorwürfen in unberührter Reinheit, sondern muß

leidenschaftlich um Glauben werben. Man lese einmal den zweiten Korintherbrief, besonders seine vier letzten Kapitel, im Zusammenhang unter diesem Gesichtspunkt, und man wird sofort den Abstand von Jesus erkennen. Paulus selbst hat, wie wir schon sahen, ihn gefühlt und gewußt, daß, was er tat, nicht „dem Herrn gemäß“ sei[1], aber er hat es für nötig gefunden, „ein Narr zu werden“, weil er um seine Gemeinde eifre im Gotteseifer[2]. Er ist nicht ausgeglichen in seinem Wesen, die Leidenschaft geht mit ihm durch, und sein Wort ist nicht immer der klare ruhevolle Ausdruck des Besten in seinem Wesen. Eine gewisse Weichheit und Nachgiebigkeit denen gegenüber, die ihm persönlich entgegentraten, kam dazu, um seinen Gegnern Material in die Hand zu geben, ihn der Doppelzüngigkeit zu bezichtigen. Und er greift dann leider oft zu dem alten Mittel seines Volkes und aller Völker, zu dem Schwur, von dem Jesus in seiner schlichten Weise gesagt hatte, er stamme vom Teufel[3]; denn er ist nur die zwangsweise dem unwahrhaftigen Wesen abgenötigte Wahrhaftigkeit. Des Paulus Schwur: „Mein Zeuge ist Gott“ mag an vielen Stellen nur alte jüdische Gewohnheit, an einzelnen sogar ein feiner, intimer Zug sein – so wenn er den Römern mit Voransetzung dieses Wortes versichert, er bete immer für sie —[4], er ist eine schlechte Gewohnheit und nicht sympathisch, besonders dann nicht, wenn Paulus eine Gemeinde mit dieser Formel seiner Liebe versichert[5]. Verständlicher schon, wo er sich gegen schnöde Vorwürfe zu verteidigen hat[6]; doch auch dann empfinden wir es als seiner nicht würdig, daß er sich gegen einen fast albernen Vorwurf so verteidigt: „Ich rufe Gott als Zeuge an gegen meine Seele, daß ich nur um euch zu schonen nicht nach Korinth gekommen bin“[7].

Wir haben auch schon gesehen, daß er im Kampfe seinen Gegnern nicht immer gerecht geworden ist, weder ihren Motiven noch ihrem geschichtlichen Recht, das in der wesentlich konservativeren Haltung Jesu dem Gesetz gegenüber lag. Aber Paulus hatte den Geist der Geschichte für sich, auch das Evangelium

Ketze- ein- H-

[illegible] ...lichen Inhalt, und vielleicht ist es ein [illegible] ...sichte, daß da, wo ein Großes, Neues ins [illegible] soll, seine Vorkämpfer nicht „gerecht“, nicht [illegible] und nicht voll geschichtlichen Verständnisses auch für [illegible] Gegner sein können. Wo Paulus im persönlichen Streit [illegible] er war von einem Korinther beleidigt worden — einmal zu weit gegangen war, hat er seinen Fehler eingestanden und sich dem seinem Verlangen nach Bestrafung seines Gegners abholden Beschluß der Gemeinde gefügt. Man kann wenigstens die Stelle 2. Kor. 2, 10 so deuten. Sie kann auch nur eine liebenswürdige Form des Schriftstellers sein, mit der er seine eigene Bereitschaft zum Verzeihen entgegen einem strengen Vorgehen der Mehrheit in Korinth ihnen ins Herz schreibt und zu gut kommen lassen will. Darauf führte der erste Vers dieses etwas undeutlichen Kapitels.

Hat man dann noch einmal betont, daß sein scharfer Verstand und seine pharisäische Schulung zu manchen Spitzfindigkeiten geführt haben, von denen man nur schwer annehmen kann, daß sie ihm mehr sind als bloße Mittel im Kampf um den Bibelbuchstaben, so hat man die Schattenseiten seiner großen Vorzüge und die unbezwungenen Reste seines Temperaments und seiner Erziehung wohl vollständig überblickt.

Menschliche Größe.

Sie verschwinden doch fast ganz gegen die Größe und gegen die menschlich liebenswerten Züge im Charakter des Apostels. Jeder der die Briefe des Paulus mit offenem Sinne und nicht auf der Suche nach „Sprüchen“ liest, wird von der Wucht des Mannes, von der Gewalt seines Charakters, von der Leidenschaft seiner Empfindung und der Stärke seines Wollens den lebhaftesten Eindruck bekommen. Solchen Eindruck machte er aber auch zu Lebzeiten auf alle, die ihm nahe kamen. Wir haben als Zeugen dafür nicht bloß die Nachricht von seinen „Wundertaten“, sondern auch noch das schon angeführte Reise-

tagebuch eines seiner Begleiter. Es enthält meist trockene Notizen über Stationen und Aufenthalt; aber mitten dazwischen auch einzelne Bilder von den Taten und Reden des Apostels, aus deren naiven Sätzen die Ergriffenheit und die Verehrung des Genossen seiner Taten und Leiden deutlich genug zu uns sprechen.

Aus Philippi erzählt er uns, wie ein wahrsagender Dämon, der in eine Magd gefahren ist, mit dem Apostel zusammentrifft. Viele Tage hindurch läuft das hysterische Mädchen dem Apostel und seinen Begleitern schreiend durch die Straßen der Stadt nach, bis endlich der Apostel den Dämon anruft, ihm gebietend, auszufahren, „und der Dämon verließ sie augenblicklich“ [1]. Aber noch Größeres vermag der Apostel in den Augen seiner Gefährten. Auf der Reise nach Jerusalem wars, daß Paulus in Troas im Obergemach eines Hauses predigte bis tief in die Nacht hinein. Ein Jüngling hatte sich ins Fenster gesetzt und war eingeschlafen. Durch eine ungeschickte Bewegung fiel er hinunter — aus dem dritten Stockwerk — und ward tot aufgehoben. Paulus eilte hinab, warf sich über ihn, umfaßte ihn und sprach: „Seid nicht erschrocken, seine Seele ist in ihm“ [2]. So erzählten sich flüsternd die Männer, und alle erinnerten sich daran, daß ähnlich der große Elisa den Sohn der Sunamitin vom Tode erweckt hatte [3]. Alle glaubten, daß hier eine Totenerweckung stattgefunden habe. Es wäre ihnen lächerlich und ungläubig vorgekommen, zu fragen, ob die Worte des Apostels nicht auf etwas anderes hinwiesen und ob da mehr als eine Ohnmacht oder Betäubung gewesen sei. – Der gewaltige Mann tat aber nicht bloß ‚Wunder‘, er war auch fest gegen alle Fährlichkeiten, die andere Menschen vernichten. Als ihn auf Malta eine Natter anfällt, die die Wärme des Feuers aus dem Reisig hervorlockt, erzählt uns sein Begleiter sehr anschaulich, wie die „Barbaren“ entsetzt um das Feuer sitzen und den Apostel anstarren: „Sicher ist der Mensch ein Mörder; eben ward er aus dem Meer gerettet, und doch läßt ihn die Vergeltung

nicht leben!“ „Er aber schüttelte das Tier ab ins Feuer, und es widerfuhr ihm nichts Schlimmes. Da warteten sie, ob er nicht den Brand bekommen oder plötzlich tot umfallen werde. Als sie lange gewartet hatten und sahen, daß ihm kein Unheil zustieß, änderten sie ihre Meinung und sagten, er wäre ein Gott“. Wie anschaulich ist das erzählt! Wie treffend und unauffällig wird auf die notorische Giftigkeit des Tieres aufmerksam gemacht. Und doch wieder — wie fein — sagt der Erzähler nicht, ob die Schlange Paulus gebissen hat oder nicht, sondern „sie faßte ihn bei der Hand“. Einerlei für ihn, der seinen Apostel verehrte und bewunderte. Nur die gewaltige Gotteskraft in dem Helden, konnte ihn vor dem sichern Tod durch die giftige Schlange wunderbar bewahrt haben[1].

Mehr noch als diese Sphäre von Wunderhaftigkeit, die der Apostel wie jeder Heilige schon zu seinen Lebzeiten um sich hatte, läßt uns seine imponierende Haltung auf dem Schiff in den Gefahren der Seereise erkennen, welche Wucht des Auftretens und Kraft des Wollens ihm gegeben war. Er, der erfahrene Reisende, warnt die Schiffer vor der unzeitigen Fahrt[2]. Als dann der schwere Sturm eintritt und alles auf dem voll mit Menschen beladenen Transportschiff den Kopf verloren hat, ist es wieder Paulus, der allein seinen Mut behält. Und nicht nur das. Als alle verzweifelt sind, tritt er, der Gefangene, der verachtete Jude, mitten unter sie und spricht: „Ihr Männer, ich heiße euch getrost sein. Denn in dieser Nacht ist ein Engel des Gottes, dem ich gehöre, dem ich auch diene, zu mir gekommen und hat gesagt: ‚Fürchte dich nicht, Paulus, du sollst vor den Kaiser kommen, und siehe, Gott hat dir alle geschenkt, die mit dir fahren!‘ Darum seid wohlgemut, ihr Männer, ich glaube Gott, daß es so kommt, wie mir gesagt ward. – Wir müssen auf eine Insel stoßen“. Und als sie dann in der Nacht in der Nähe des Landes immer noch in großer Gefahr ankommen und die Matrosen verräterisch das Schiff verlassen wollen, ist es wieder Paulus, der den An-

führer der Soldaten auf die Gefahr, die allen droht, aufmerksam machen muß. Er redet den Erschöpften zu, Nahrung zu nehmen, und macht einen so tiefen Eindruck auf den Hauptmann der Kohorte, daß er nicht nur sein, sondern auch seiner Mitgefangenen Leben rettet, als die Soldaten sie lieber töten als beim Schwimmen ans Land verlieren wollen[1].

So stand der Apostel seinen Gefährten vor der Seele, ein Mann des Gottvertrauens und der Traumgesichte, ein Mann voll übernatürlicher Wunderkraft, umflossen von einer Sphäre heiliger Unverletzlichkeit; dazu ein Mann des klugen Rates, der scharfen Menschenkenntnis, des raschen Handelns, der furchtlosen Tat, ein Mann, der in Banden noch allen andern Männern überlegen ist.

Für diese bezwingende Macht seiner Person war wichtig, daß er selbst, wie wir gesehen haben, ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott und seine Mission besaß. Ja, ganz wie seine Jünger, hat er auch selbst geglaubt, daß er von einer geheimnisvollen Wunderkraft, von dem Christus, erfüllt sei und von Gott wider alle Fährlichkeit auf wunderbare Weise bewahrt werde. Dies felsenfeste, bergeversetzende Gottvertrauen wirkt aber immer wieder auf die Seele der Menschen mit ungeheurer, unvergleichlicher Kraft und steigert die Wirkung des natürlichen Mutes und der angeborenen Tatkraft ins Unermeßliche.

Gewinnende Liebe.

Freilich diese Eindrücke der Kraft und Heldenhaftigkeit, der Leidenschaft und Glut seines Wesens, sind nur die eine Seite. Wer tiefer sieht und sorgfältiger beobachtet, dem lösen sich aus diesen schweren Massen der Eindrücke langsam wie lichte Schatten eine Reihe andrer Tatsachen ab, die auf eine feine, weiche, herzliche Persönlichkeit hindeuten, die von hinreißender Liebenswürdigkeit sein kann.

Vielleicht erstaunen manchen solche Worte des Apostels beim

ersten Lesen so sehr, daß er lieber dem scharfen Verstand als dem innersten Wesen des Paulus solche feinen und zarten Sätze zutraut, wie sie überall gleich duftigen Blüten über die rauhen, steinebesäten Hänge seiner Briefe ausgestreut sind. Und in der Tat, der Mann, der selbst so viel gelitten und erlebt hatte, der um seine Seele gerungen hatte mit Gott und den Teufeln, dem dann aber auch seine Seele zu einem unergründlichen Quell ewiger Wahrheit wurde, er ist einer der größten Seelenkenner der alten Welt gewesen. Je schwerer sein eigenes Ringen war, je tiefer die Wunde war, die er sich geschlagen hatte, desto feiner ward sein Verständnis für die andern, desto hinreißender die Macht seiner Worte, die er in genauer Berechnung ihrer Wirkung zu wählen wußte.

Vieles der Art haben wir besonders in dem Abschnitt über die Entstehung der Kirche beobachtet, selbst bis in sein liturgisches Gebet hinein können wir die Feinheit seines Stils und seiner psychologischen Berechnung verfolgen. Denn man darf die Gebete, die am Anfang der Briefe stehen, nicht bloß als einen Ausfluß seines frommen Herzens verstehn, sie sollen — wie wir sahen — ihm auch die Herzen seiner Leser öffnen. So gewinnt er sich die ihm fremde Gemeinde der Römer, indem er gleichsam ein doppeltes Band des Gebets um sie und sich schlingt: wie er am Anfang versichert, daß er unablässig für sie bete, so bittet er sie selbst am Schluß des Briefes wieder um ihr Gebet für seine Berufsarbeit[1]. Und wenn er für die Gnadengaben, die Geistwirkungen dankt, mit denen Gott gerade die Korinther gesegnet hat[2], so tut er das gewiß nicht ohne die feine Absicht, daß man ihm glauben soll, er schätze diese Gaben und ihre Vertreter nicht gering, wenn er ihnen auch nachher Beschränkungen auferlegen müsse. In der gleichen Absicht versichert er im Verlauf des Briefes, daß er selbst sich durchaus zu ihnen rechne, ja „mehr als sie alle in Zungen rede" und sich selbst doch eine noch größere Beschränkung darin auferlege als er von ihnen verlangt[3], wie er denn auch zum Schluß

ausdrücklich verbietet, das Zungenreden ganz zu unterdrücken[1].

Nicht minder fein ist er mit seinem Lob. Er weiß, daß nichts mehr erzieht als ein Lob, das selten, aber dann im rechten Augenblick gespendet wird, und als das Vertrauen, das man in einen Menschen setzt; wenigstens handelt er nach diesen Grundsätzen. Besonders in seine Mahnungen zum Sammeln der Kollekte weiß er eine große Kunst des Stils hineinzulegen. Er mahnt nicht nur zum Geben mit dem Hinweis auf Gottes Vergeltung[2], er tröstet nicht nur die Sorgenden, daß sie nicht zu fürchten brauchen, sich arm zu geben[3], er feuert sie auch an, indem er ihnen andere Gemeinden als gutes Beispiel vorhält: „Laßt euch erzählen, meine Brüder, von der Gnade Gottes, die den Gemeinden in Mazedonien gegeben ward, wie unter großer Trübsalsprüfung die Fülle ihrer Freude [über ihren neuen Glauben] und ihre tiefe Armut einen Reichtum von Güte zu Tage gefördert haben. Denn nach Vermögen und – ich bin Zeuge – über Vermögen von selbst haben sie unter eifrigem Zureden mich gebeten, an dieser Gnade und Hilfeleistung für die Heiligen teilnehmen zu dürfen. Und [sie haben gegeben] nicht [etwa nur so viel] wie wir hoffen konnten, nein, sie haben sich selbst hingegeben, dem Herrn zuerst und mir nach dem Willen Gottes. So konnte ich denn dem Titus zureden, er möge doch, wie er diese ‚Gnade' angefangen habe, sie nun auch vollenden und zwar bei euch."[4] Dabei versichert er fein, ihm liege jeder Zwang fern: „Nicht als Befehl sage ich es", auch verlange er nicht, daß sie über ihre Kraft geben sollen: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb"[5]. Am wirksamsten aber ist, daß er ihnen mitteilt, er habe die Mazedonier dadurch besonders eifrig gemacht, daß er ihnen gesagt habe, „Achaia sei seit vorigem Jahre bereit". Und hier ist einmal ein Fall, wo der Diplomat sehr deutlich zum Vorschein kommt: die Mazedonier hat er mit seinem Lob der Korinther angespornt, die Korinther mit dem Lob der Mazedonier. Ob sie es beide ganz verdienten? Jedenfalls ist er seiner Korinther

nicht sicher, daher die ganze ausführliche Erörterung im Brief und die Entsendung der Brüder, damit sich sein Rühmen nicht als nichtig herausstelle, wenn nun mit ihnen Mazedonier kommen[1].

Besonders geschickt sind auch die Erörterungen über die Parteien in Korinth, zumal die Art, wie er Apollos hier stets neben sich stellt, ganz auf gleichem Fuße behandelt und Hand in Hand mit ihm der in Spaltung begriffenen Gemeinde, also auch seinen und des Apollos Anhängern, gegenübertritt[2]. Auch im Schlußkapitel erscheint der bei dem Apostel weilende Apollos ganz mit ihm einig gegenüber den Anführern seiner eignen Partei in Korinth[3]. Man lese einmal unter diesem Gesichtspunkt die Kapitel 2—4 des ersten Korintherbriefes, und man wird die Feinheit bewundern, mit der hier jedes Wort und jedes Bild abgewogen ist. Paulus hat gepflanzt, Apollos begossen, Paulus das Fundament gelegt, Apollos darauf gebaut; beider Werk wird geprüft – nicht von den Korinthern, sondern von Gott. Nichts sucht man an einem Haushalter, als daß er treu erfunden werde. Ueberall vereinigt Paulus ein volles und stolzes Bewußtsein von dem, was er für die Gemeinde bedeutet, mit der feinsten Zurückhaltung und genauesten Abwägung der Worte, die den Apollos nicht verletzen dürfen und doch seinen Anhang ins Unrecht setzen müssen.

Der Beispiele könnten noch viele aufgezählt werden, es genügen die wenigen, wenn man sich bewußt ist, daß man für solche Betrachtungsweise nur Anregung zu geben braucht; der aufmerksame Leser der Paulusbriefe wird dann selbst alles finden.

Gewiß ist es die große Klugheit, der überlegene Verstand des Apostels, der ihn zu einem so guten Stilisten macht und so geschickt auf die Menschenseelen einwirken läßt. Aber es wäre falsch zu meinen, daß hier der Verstand alles sei. Im Gegenteil. Feinheit und Zartsinn können nur echt sein, wo sie aus einem liebevollen und liebenswerten Herzen entspringen. So

wenig wie wahre Vornehmheit kann edle Liebenswürdigkeit gelernt werden. Ihre Quellen liegen tiefer als auf dem Boden, wo Routine und Klugheit wachsen. So ist es auch bei dem Apostel vor allem die wundersame Güte und Weichheit seines Herzens, die wie die Sonne nach einem schweren Wetter immer wieder hell durchbricht, wenn seine Leidenschaft in Zorn, Ingrimm und Ironie so recht erschreckt oder bitter weh getan hat.

Besonders entzückend und überraschend wirkt solcher jäher Umschlag in seinen heftigsten Briefen, in dem an die Galater und in den vier letzten Kapiteln des zweiten Korintherbriefes.

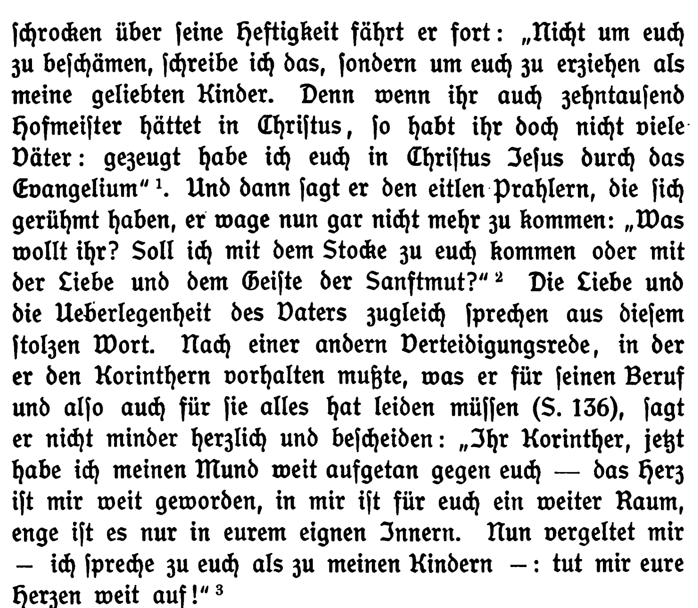
An zwei Stellen unterbricht er im Galaterbrief die schweren aufeinandergehäuften Tatsachen und Gedankenmassen, die von ihm mit der ganzen Wucht seines Apostelbewußtseins und mit der ganzen Glut eines von Zorn und banger Liebe aufgeregten Herzens herausgeschleudert werden, um seine im Abfall begriffene Gemeinde bei dem Innersten, ihrer alten Liebe zu ihm und ihrer Bewunderung für ihn, zu packen. Nach dem jähen und schroffen Absturz des ersten Teiles, dessen Schlußrede wir früher gehört haben (S. 180), setzt er mit einem zu Herzen dringenden Schmerzensruf neu ein: „Ihr törichten Galater, wer hat euch so verzaubert!" Dann erinnert er sie an die große Anfangsstunde ihres neuen Lebens, da der Geist im Sturm über sie kam mit Zungenreden und Wundertaten. „Und solches habt ihr umsonst erlebt?"[1] Und nachdem er zum zweiten Mal in eine schwere und scharfe sachliche Erörterung eingelenkt hat, springt sein liebevolles Herz plötzlich auf in gütigen Worten: „Ihr wißt, wie ich meiner Krankheit wegen euch das erste Mal das Evangelium verkündigt habe und wie ihr da die Prüfung, die in meinem körperlichen Zustand für euch lag, nicht mit Abscheu und Ausspucken [so tat man in abergläubischer Furcht bei Epileptischen und Hysterischen] erwidert habt. Nein, wie einen Engel Gottes habt ihr mich aufgenommen, wie Christus Jesus. Wo sind jetzt die Worte hin, mit denen ihr euch damals selig prieset? Denn ich kann euch bezeugen,

daß ihr damals, wenn's möglich gewesen wäre, eure Augen ausgerissen und mir gegeben hättet. So bin ich wohl euer Feind geworden, weil ich euch die Wahrheit sage? O sie [die Judenchristen] eifern um euch nicht im Guten, sondern sie wollen euch ausschließen [zu Noch-Nicht-Christen stempeln], damit ihr recht um sie eifern müßt [um von ihnen anerkannt zu werden]. Schön ist der Eifer — im Guten – allezeit — und nicht bloß, wenn ich bei euch bin, meine Kinder, um die ich abermals Geburtsschmerzen leide, bis Christus in euch Gestalt [und Leben] gewinnt. Ich möchte jetzt bei euch sein und es in neuen Tönen versuchen, denn ich bin in Angst und Sorge um euch!"[1] Wie hier in der hinreißenden Erinnerung an die frühere Liebe seiner Gläubigen, so bricht auch später in dem herben und derben Schlußwort[2] seines Herzens angstvolle Teilnahme rührend durch: „Seht mit welchen [ungelenken] Buchstaben ich euch das geschrieben habe!" —

Wie lieb er sein Auftreten in Thessalonich geschildert hat, haben wir schon früher gesehen (S. 161). Wie fein weiß er den Philippern zu sagen, daß er ihr Geldgeschenk nicht brauche und es nur aus Liebe zu ihnen annimmt, so daß er ihnen fast mehr damit gibt als er empfängt[3]. Und nicht minder fein hat er den Korinthern, als sie sich bei ihm beklagten, daß er von ihnen nichts annehme, und die Gegner deshalb Mißtrauen gesät hatten, gesagt: „Ich will nicht euer Geld, sondern e u c h. Denn nicht sollen die Kinder ein Vermögen für die Eltern sammeln, sondern die Eltern für die Kinder. Und ich will gerne aufwenden, ja mich selbst aufwenden lassen zum Besten eurer Seelen. Wenn ich euch überschwenglich liebe [also kein Geld von euch nehme], soll ich darum weniger Liebe finden?"[4]

Gerade wenn er hart sein mußte, bricht seine Liebe dann um so köstlicher und reicher hervor. Voll bitterer Ironie hat er den Korinthern gezeigt, wie häßlich sie sich zum Richter über die Apostel aufwerfen, wie wenig ihnen, den eben Bekehrten, solches ansteht (vgl. S. 137). Dann aber, wie er-





schrocken über seine Heftigkeit fährt er fort: „Nicht um euch zu beschämen, schreibe ich das, sondern um euch zu erziehen als meine geliebten Kinder. Denn wenn ihr auch zehntausend Hofmeister hättet in Christus, so habt ihr doch nicht viele Väter: gezeugt habe ich euch in Christus Jesus durch das Evangelium" [1]. Und dann sagt er den eitlen Prahlern, die sich gerühmt haben, er wage nun gar nicht mehr zu kommen: „Was wollt ihr? Soll ich mit dem Stocke zu euch kommen oder mit der Liebe und dem Geiste der Sanftmut?" [2] Die Liebe und die Ueberlegenheit des Vaters zugleich sprechen aus diesem stolzen Wort. Nach einer andern Verteidigungsrede, in der er den Korinthern vorhalten mußte, was er für seinen Beruf und also auch für sie alles hat leiden müssen (S. 136), sagt er nicht minder herzlich und bescheiden: „Ihr Korinther, jetzt habe ich meinen Mund weit aufgetan gegen euch — das Herz ist mir weit geworden, in mir ist für euch ein weiter Raum, enge ist es nur in eurem eignen Innern. Nun vergeltet mir — ich spreche zu euch als zu meinen Kindern —: tut mir eure Herzen weit auf!" [3]

Ein andermal hat er sie stark erschreckt, indem er ihnen das furchtbare Beispiel der Israeliten in der Wüste als ihr Gegenbild vorhielt. Sofort schließt er: „Gott ist treu, er läßt euch nicht versuchen über euer Vermögen!" und ähnliche Trostworte mehr [4]. Wie im Galaterbrief, so zeigt er auch im ersten Thessalonicherbrief einmal die besondere Feinheit seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit daran, daß er die Gemeinde an ihre eigene Liebe zu dem Apostel erinnert: „Nun ist Timotheus von euch zu mir gekommen und hat gute Botschaft gebracht von eurem Glauben und eurer Liebe, und daß ihr mich allzeit in gutem Andenken habt und mich zu sehen wünscht wie ich euch. Da habe ich an euch, meine Brüder, Trost gefunden in all meiner Not und Bedrängnis durch euren Glauben, denn nun lebe ich, wenn ihr fest steht in dem Herrn. Ja, wie soll ich Gott genug danken für euch in all der Freude,

die ich um euretwillen habe vor unserm Gott, und ich bete Tag und Nacht inbrünstig, daß ich euer Antlitz wieder sehen und was noch eurem Glauben fehlen mag, bessern dürfe. Er aber, Gott, unser Vater, und unser Herr Jesus möge mir den Weg bahnen zu euch; euch aber möge der Herr reich und überreich machen an Liebe zu einander und zu allen Menschen, wie auch ich sie habe zu euch, damit euere Herzen fest werden und ohne Tadel durch Heiligkeit vor unserem Gott und Vater, wenn unser Herr Jesus mit seinen Heiligen kommt" [1].

Den Philipperbrief gar könnte man fast Zeile für Zeile ausschreiben, um den ganzen Eindruck der liebevollen Art des so gewaltigen Mannes recht hervortreten zu lassen. Dieser Brief ist der schönste von allen Paulusbriefen, zwar auch er nicht frei von Kampf gegen die Feinde, aber im ganzen doch ein köstliches Bild der dankbaren Güte, die in diesem großen Herzen wohnte für alles widerfahrene Gute und für jede Liebe, die es fand. Man sollte unsre Schüler an der Hand dieses kleinen Schreibens in die Lektüre der Paulusbriefe einführen, nicht aber vom Römerbrief oder vom ersten Korintherbrief aus, noch weniger endlich durch ausgewählte Perikopen, die nie voll verstanden werden. Wenn an der Hand des Philipperbriefes, der ein Muster von Herzensbildung, Feinheit und Güte ist, unsre heranwachsenden Knaben Paulus kennen lernten, würden sie ihn gewiß lieben lernen. Aber der Römerbrief mit seiner Schilderung des Heidentums oder der erste Korintherbrief mit den „uninteressanten" „Spaltungen", dem Fall schwerer Unzucht, den Ehefragen, Götzenopferfleisch u. s. w. können unmöglich geeignet sein, die Schüler der oberen Klassen unserer höheren Lehranstalten für den Apostel zu interessieren oder gar zu begeistern. Eben daran liegt es, daß bei dem herkömmlichen Betrieb niemand die wunderbar reizvolle Persönlichkeit des großen Apostels kennen lernt und kennen lernen mag, daß kaum jemand aus den höheren Schichten unsres Volkes später einmal zu diesen Briefen greift, um in der Zeit

seiner Reife den nun erst verständlich gewordenen Mann wirklich kennen zu lernen.

Als Freund.

Nur einen ganz flüchtigen Blick gestatten uns die Briefe des Paulus in seine Seele zu werfen von dem Gesichtspunkt aus, wie er mit den Menschen verkehrt hat, die ihm in treuer Arbeitsgemeinschaft mehr als bloße Mitarbeiter, die ihm Freunde waren. Eigentlich nur von Titus und Timotheus, zwei im Vergleich zu ihm jungen Männern, vernehmen wir hier und da einmal ein Wort. Aber wie herzlich klingt es, wenn er den Timotheus „mein geliebtes und treues Kind in dem Herrn" nennt[1], wenn er die Gemeinde bittet, gegen den jungen Mann so zu sein, daß „er ohne Furcht bei ihr weilen kann"[2] und wenn er ihm schlicht das Lob gibt: „Er tut das Werk Gottes wie ich"[3]. Am schönsten aber zeigt er seine Liebe zu ihm im Philipperbriefe[4], wo er von ihm sagt, daß kein anderer seiner Schüler in solcher Seelengemeinschaft mit ihm stehe und sich so lauter um die Philipper sorge. „Seine erprobte Treue kennt ihr; denn wie ein Kind seinem Vater, so hat er mit mir dem Evangelium gedient." Wie fein hat er hier noch schnell den Satz stilistisch umgebogen. Er hatte natürlich sagen wollen: wie ein Kind seinem Vater hat er mir gedient bei der Verkündigung des Evangeliums. Aber rasch noch hat er den Timotheus neben sich gestellt, um ihm seine Liebe und seine Achtung selbst in einem solchen kleinen Zug zu zeigen.

Ebenso fein und beziehungsvoll spricht er von Titus. Er nennt den jungen Mann „seinen Bruder", nicht im gewöhnlichen christlichen, sondern in besonderem persönlichen Sinne[5]. Er weiß ihn immer wieder den Korinthern nahe zu bringen und ihr Vertrauen für ihn zu gewinnen, indem er ihn zwischen sie und sich stellt. „Zu meinem Trost ward ich aber erst recht hoch erfreut durch die Freude des Titus, denn sein Herz war ganz erquickt von euch allen. Denn ich war nicht zu schanden

geworden darin, daß ich mich eurer bei ihm gerühmt hatte. Sondern wie alles, was ich euch gesagt habe, wahr gewesen ist, so hat sich auch mein Rühmen über euch bei Titus als Wahrheit erwiesen. Und seine Liebe ist euch nun um so mehr zugewendet, wenn er an euren Gehorsam denkt, wie ihr ihn mit Furcht und Zittern empfangen habt. So freue ich mich, weil ich mich in allem auf euch verlassen kann" [1]. Immer wieder legt er ihnen den jungen Freund ans Herz [2], dem Gott einen solchen Eifer für Korinth gegeben habe, daß es eines Zuredens gar nicht bedurft habe, ihn zu neuer Reise dorthin zu bewegen [3]. Eindringlich ist er bemüht, den jungen Freund ganz gleichwertig neben sich zu stellen, als seinen „Genossen und Mitarbeiter" [4].

Seine feine und herzliche, dabei kluge und gewinnende Art zeigt er endlich einem ihm weniger nahestehenden Mann gegenüber in besonders schönen Worten. Die Geldgabe, die ihm die Philipper gesandt hatten, hatte Epaphroditus ihm überbracht. Leider war er auf der Reise krank geworden und hatte noch nicht zurückkehren können; er kommt erst jetzt als Ueberbringer des Briefes. Von ihm schreibt der Apostel so: „Für nötig aber habe ich erachtet, den Epaphroditus, meinen Bruder, Mitarbeiter und Mitstreiter, euren Abgesandten und Uebermittler meines Lebensunterhalts, zu euch zu schicken. Denn er sehnte sich nach euch allen und hatte keine Ruhe, weil ihr von seiner Krankheit gehört hattet. Ja, er lag auf den Tod krank. Aber Gott erbarmte sich über ihn — nein nicht bloß über ihn, sondern auch über mich, damit ich nicht Leid um Leid hätte. So schicke ich ihn und besonders schnell, damit ihr ihn wieder seht und euch freut und ich um ein Leid leichter bin. Nun heißt ihn im Herrn willkommen mit aller Freude, und haltet solche Männer in Ehren, denn um Christus zu dienen kam er dem Tode nahe und hat er sein Leben aufs Spiel gesetzt, nämlich um, was eurer Leistung für mich noch gefehlt hat, persönlich zu ersetzen" [5]. Daß wer solche Worte aus wahrhaftigem

Herzen schreiben kann, sich die Herzen der Menschen gewinnt, fühlt jeder. Mit mehr Rücksicht, Liebe und Zartheit kann man kaum schreiben. Und solche Säße, wie sie Paulus über seine Freunde und Mitarbeiter an die Gemeinden schickte, suchen in der Briefliteratur ihresgleichen. Liest man ihnen gegenüber die plumpen Nachahmungen, in denen sich ein Ignatius gefällt, so merkt man erst, wieviel feine Bildung des Stils und des Herzens der Tuchmachergeselle aus Tarsus zu eigen hatte.

Gegensätze.

Was die Persönlichkeit des Apostels auch menschlich so reizvoll macht, das sind die großen Gegensätze, die sie in sich birgt und deren größten wir soeben ins Auge gefaßt haben. Dieser heldenhafte Mann hat sich weder seiner weichen Liebe noch seiner Tränen geschämt[1]. Er hat auch unter den Grundsätzen der christlichen Sittlichkeit mit Recht nicht die stoische Tugend der zusammengebissenen Zähne, der harten Unerschütterlichkeit verstanden, sondern im Sinne Jesu gesagt: „Weinet mit den Weinenden, freuet euch mit den Fröhlichen"[2]. Und auch ihm ist es eine der großen Hoffnungen der Menschheit, daß Gott einmal alle Tränen abwischen wird von ihren Augen[3], wenn er es auch anders ausgedrückt hat[4].

Und gerade in ihm ist Schillers Wort Wahrheit gewesen:

> Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest, in einem
> Kranze, der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.

Aus dem Gefühl der Kraft, die in ihm lebt und ihn zu unerhörten Leistungen fähig macht, der gegenüber er das Gefühl hat, daß es etwas Uebernatürliches ist, was ihm Leben und Gesundheit in so viel Kämpfen und Nöten bei Hunger und schwerer Arbeit erhält[5], erwächst dem Apostel ein Stolz und ein Hochgefühl des Lebens, das durch alle seine Briefe hindurch laut und lebendig genug redet und trotzig reagiert, wo

immer er angegriffen wird. Die Eingangskapitel des Galaterbriefes sind davon lebhaft Zeuge, die beiden Korintherbriefe nicht minder, daß es Paulus wirklich aus dem kraftfrohen, stolzen Herzen kam, das Wort: „Es ist mir ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage!“ [1] Mitunter kann dieser Stolz hochfahrend und verletzend sein, besonders wo er die Form der Ironie wählt, um sich auszudrücken [2]. Aber er wirkt nicht unsympathisch, weil er nie in Hochmut ausartet — wie freundlich spricht Paulus stets von Apollos [3], dessen Anhang ihm das Leben sauer machte — und weil er stets sich in das dankbare Gefühl wandelt, daß alles nur von dem Gott ist, der ihm Kraft gibt [4], daß er nichts von sich vermag. „Ich bin der kleinste der Apostel, der ich nicht wert bin, ein Apostel zu heißen; denn ich habe die Gemeinde Gottes verfolgt. Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, und seine Gnade gegen mich ist nicht umsonst gewesen, sondern ich habe mehr gearbeitet als sie alle, doch nicht ich, sondern die Gnade Gottes, die mit mir war“ [5]. So kommt sein Stolz als ein wahrhaftiger Ausdruck seines gehaltvollen Wesens nie in Gefahr, die rechte Demut zu erdrücken, sondern er ist mit ihr fortwährend aufs innigste verbunden. Man sieht den Apostel ordentlich rot werden, wenn ihn seine Gegner zwingen, einmal „nicht dem Christus gemäß“ „wie ein Narr“ sich zu rühmen [6], wenn er einmal seinen Mund „weit auftun muß“ gegen seine Gemeinde [7]. Solch keusche Demut mit echtem Stolz verbunden, wie er aus dem Kraftgefühl eines arbeitenden Mannes fließt, das ist die wohltuendste Art der Selbstbeurteilung, die ein Mensch üben kann. Und köstlich ist die herbe Männlichkeit, mit der sich Paulus jedes Richten über seine Person verbittet, ebenso köstlich wie sein tapferes Wort: „Mein ‚Ruhm‘ ist der: das Zeugnis meines guten Gewissens, daß ich in Heiligkeit und Lauterkeit Gottes, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in Gnade Gottes, mein Leben in der Welt geführt habe, vor allem euch gegenüber“ [8].

Diese stolzen Worte hat Paulus in der Erinnerung an die Todesgefahr geschrieben, der er damals in Ephesus eben entgangen war. Gewiß sind sie der Ertrag einer Selbstprüfung, die der Apostel angestellt hat, als er sich „das Todesurteil bereits gesprochen hatte“ [1]. Es ist nicht zu kühn, zu behaupten, daß solche Gedanken zu jener Zeit durch sein Herz gezogen sind; denn in dem ganzen Brief zittert die Erregung der Stunde noch nach und leise vernimmt man über all den Worten des Apostels den schweren Flügelschlag des Todesengels.

Man meint vielfach – und es gilt geradezu als christlich so zu handeln —, man könne die Güte einer Religion, ja selbst die Richtigkeit einer Theologie an der Kraft prüfen, mit der ihre Anhänger dem Tode gegenübertreten. Das ist nicht richtig. Mutig dem Tode ins Auge zu blicken, ist Mannesart allüberall auf der Erde. Ja vielleicht haben überhaupt erst die ausgebildeten Vorstellungen von Himmel und Hölle, wie sie in den orphischen Gemeinden und andern Mysterien sich entwickelt haben, dann vom Christentum voll ausgestaltet und verbreitet worden sind, die eigenartige Todesfurcht erzeugt, wie sie etwa das christliche Mittelalter gekannt und zum Teil noch auf uns vererbt hat. Mut dem Tod gegenüber kann sehr verschiedene Ursachen haben. Und nie darf man umgekehrt vergessen, daß der, der seines Vaters im Himmel und eines Lebens „in Abrahams Schoß“ sicherer war als alle, nach dem ältesten Bericht mit einem Schrei aus der Welt gegangen ist, nachdem er gerufen hatte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ und nachdem er gerungen hatte, daß dieser Kelch an ihm vorübergehen möge. Nicht den Tod hat Jesus gefürchtet, der Tod ist dem tapfern Manne nichts; aber die furchtbare Frage, die er *ihm* gerade aufgab, sie hat ihm den Kampf um den Tod in die Seele geworfen.

So darf man also die Frage nicht so einfach stellen. Aber wenn man es vermag, sich in die Seele des andern zu versetzen, dann ist allerdings die Frage eine wichtige und lehrreiche, wie ein Mann im Angesicht des Todes gestanden hat.

Bis zu jener Stunde zu Ephesus hatte Paulus geglaubt, er werde überhaupt nicht sterben müssen. Im ersten Thessalonicherbrief wie im ersten Korintherbrief rechnet er sich stets unter diejenigen, die bei der Ankunft Christi zum Gericht „verwandelt“ und ihm in die Wolken entgegengerückt werden. Vor Damaskus war er gestorben, um zu einem ewigen Leben zu erstehen, das sich ohne Tod nach dem Weltgericht fortsetzen sollte. In jener Todesgefahr in Ephesus aber hatte der Apostel die Möglichkeit seines Sterbens scharf ins Auge fassen müssen, und im zweiten Korintherbrief beschäftigt er sich stark mit dem Gedanken an sie. Klarer als je ist es ihm, daß er den Schatz, der in seinem Herzen ist, „das Licht der Erkenntnis der Glorie im Angesicht des Christus“, nur in irdenem, leichtzerbrechlichem Gefäß hat, daß täglich sein Leib an Kraft und Stärke verliert und in den Tod dahingegeben wird. Und so wird auch einmal wohl der Tod dieses zerbrechliche Gefäß zerstören. An diese Sterbensstunde denkt Paulus mit einem gewissen Grausen. Weniger schwebt ihm dabei der Gedanke an die körperlichen Schmerzen vor als eine andere, dem antiken Menschen besonders schreckliche Vorstellung: den Körper verlieren zu müssen, ausziehen zu müssen, so daß die Seele „nackt“, kalt und frierend dahin muß, wo Heulen und Zähneklappen ist. Die Angst vor diesem körperlosen, gespensterhaften Zwischenzustand in der Tiefe der Erde beschäftigt den Apostel einen Augenblick. Aber auch sie überwindet er: „Wissen wir doch, daß wir, wenn unsere irdische Zeltwohnung [der Leib] aufgelöst wird, einen Bau von Gott haben, ein Haus nicht mit Händen gemacht, ewig, im Himmel [den überirdischen neuen Leib]“. Das ist der alte, auch einem Juden bekannte Gedanke. Dazu kommt ein Neues: die Christen gehen, wenn

sie sterben, in die Heimat zu ihrem Herrn. „So haben wir allzeit guten Mut und wissen, daß wir, solange wir im Körper heimisch sind, die Heimat bei dem Herrn entbehren — denn im Glauben leben wir, nicht im Schauen — dennoch sind wir gutes Mutes und unser Sinn geht darauf, aus dem Leibe auszuwandern, um bei dem Herrn die Heimat zu finden" [1].

Diese stille, sonnige Freude ruht auch über dem Philipperbrief, den Paulus aus der Gefangenschaft zu einer Zeit geschrieben hat, wo er allerdings mehr an die Möglichkeit eines baldigen Freiwerdens dachte, aber doch noch stark mit einer Verurteilung und Hinrichtung rechnen mußte. Hier blicken wir tief in das Herz eines sieghaften, frommen Mannes, der alle Schrecken überwunden hat. Wir haben schon an früherer Stelle (S. 141) beobachtet, wie der ganze Brief von Freudenrufen und Aufforderungen zur Freude widerhallt. Nicht minder ergreift aber die schlichte Art, mit der Paulus die Möglichkeit seines Todes und seines Freiwerdens aus der Gefangenschaft gegen einander abwägt: „Mir ist das Leben Christus und Sterben ist mir Gewinn. Wenn aber das Leben im Leib gerade mir Frucht des Wirkens verspricht, so weiß ich nicht, was ich wählen soll. So werde ich hin und her gedrängt: ich habe Lust abzuscheiden und bei Christus zu sein, das wäre bei weitem das bessere Teil. Aber das Bleiben im Leib ist wohl nötiger um euretwillen" [2]. Was ihn ans Leben fesselt, ist kein selbstsüchtiger Wunsch mehr, nur noch seine Arbeit und seine Liebe. „Und wenn ich auch mein Blut vergießen soll zu Opfer und Weihe eures Glaubens, so freue ich mich, freue mich mit euch allen" [3].

Vierfach war der Grund, den ein Paulus hätte haben können, den Tod zu fürchten. Furcht vor den Schmerzen der Sterbestunde — als tapferer Mann redet er gar nicht davon. Grausen vor dem entsetzlichen Nacktsein in den finstern Klüften der Erdentiefe, — er hat dies Grausen sieghaft überwunden in der Gewißheit, zu seinem Herrn in die Heimat gehen zu dür-

fen. Furcht vor dem Weltgerichte – „wer ist hier, der uns anklagen könnte? Jesus Christus tritt für uns ein“ [1]. „Tod wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg?“ [2] Er war gerettet und konnte nicht wieder verloren gehen. Die Angst um seine Sache, die Jesus vor die bange Frage gestellt hatte, ob Gott wirklich seinen Tod wolle und welchen Sinn denn dieser Tod haben könne, quält ihn nicht. Er steht schon hinter Jesus in dem Licht, das vom Kreuz und von dem „Auferstandenen“ in die Gemeinde ausgestrahlt war. Er steht mitten im Siegeszug des Evangeliums durch die Welt, den er selbst angeführt hatte. Person und Werk sind bei ihm von einander lösbar. So gerne er um seines Werkes willen, um mehr Frucht zu schaffen, auf der Erde bleibt und weiterlebt, in seinem Herzen glüht eine stille Sehnsucht, abzuscheiden und bei seinem Herrn zu sein. Jesus konnte nicht eher mit seinem Tode fertig werden, als bis er ihn als einen Bestandteil seines Werkes und eine Bedingung seines Sieges sah. Paulus erwartete seit der Stunde von Ephesus den Tod als etwas Natürliches. Sein Werk, das Gottes Werk ist, geht weiter. Und der das gute Werk angefangen hat, wird es auch vollenden bis zum Tage des großen Weltgerichts [3].

Furcht hat Paulus nicht gekannt. Aber merkwürdiger noch ist für einen Menschen jener Zeit, daß seine Sehnsucht nach der ewigen Heimat nicht in jenes süchtige Todesverlangen ausgeschlagen ist, das so viel Märtyrer dem Buddhismus näher stellt als dem Evangelium Jesu. Man lese nur etwa die Worte, mit denen sich ein Ignatius von Antiochien das Eingreifen der römischen Gemeinde in seinen Prozeß verbittet: „Nichts nützen mir die Freuden der Erde noch die Reiche dieser Welt. Schöner ist mir der Tod zur Vereinigung mit Jesus Christus als die Herrschaft über die Länder der Erde. Ihn suche ich, der für uns gestorben ist, ihn will ich, der um unsertwillen auferstand ... Hindert mich nicht, zum Leben zu gelangen, wollt nicht, daß ich sterbe [indem er am Leben bleibt und frei wird].

Schenkt mich, da ich Gottes Eigentum sein will, nicht wieder der Welt! Laßt mich das reine Licht empfangen. Dort angekommen, werde ich Mensch sein. Vergönnt mir, meinen Gott in seinem Leiden nachzuahmen!".[1] Von solcher Lust am Sterben ist Paulus frei. Er ist kein Frommer, der selbstsüchtig je eher je lieber seine Seligkeit erstrebt, seine Liebe weist ihn hierher in die Arbeiten dieses seines Leibeslebens. Auch hierin beweist er die sittliche Hoheit seines Glaubens.

Und ein Letztes: wir haben von Paulus ebensowenig wie von Jesus irgend ein ausgeführtes Gemälde des Jenseits und des ewigen Lebens, der Hölle und des Himmels, wie es uns die Verfasser der Offenbarung des Johannes und des Petrus und soviele anderer „Offenbarungen" mit grellen Farben gemalt haben. Nicht Neugier und nicht Furcht lenken bei dem Apostel den Blick unstät und irrend aber wie mit Zaubergewalt hinter das dunkle Tor, das am Ende unsres Lebens steht. So viel Paulus davon mit den Frommen seines Volkes und den geheimnisvollen Gemeinden der Orphiker geglaubt und gedacht haben mag: sein Herz hängt nicht daran, seine Phantasie lebt und webt nicht darin. Nur hier und da spielen die Briefe darauf an, am wenigsten die Briefe, in denen er selbst dem Tod am nächsten ins Auge schaut. Klar und fest wendet sich der Blick von dort weg den Aufgaben der Gegenwart, dem Liebesdienst seines Lebens zu: „So laßt uns denn alles daran setzen, ob wir nun in der Himmelsheimat oder in der Fremde hier sind, dem Herrn zu gefallen!"[2]

So nehmen wir Abschied von Paulus. Es ist wie ein wunderbar sonniger Herbsttag, in den wir hineinsehen. Hoch oben am tiefen Blau des Himmels ziehen einzelne kleine Wolken, wie geisterhafte Weissagungen von der weißen Hülle, die sich bald von droben auf die Fluren niedersenken soll. Auf den Feldern stehen die letzten Garben, die Zeugen von des Jahres heißer Arbeit und ihrem reichen Segen. Schon müder spielt die Sonne um die roten Blätter des wilden Weines,





und wie mit stillem Jubel vergoldet sie die glänzenden Früchte, die in quellender Fülle die Zweige tief herunterziehen. Ein zartes, frohes Verglühen liegt in der Luft, etwas wie Todesahnung und doch ein freudiges Sterben, das mit vollen Händen Segen über frohe Menschen ausstreut. Und noch etwas Geheimnisvolles redet mit leiser Stimme. Man kann nicht sagen, worin es liegt. Man kann es nur fühlen und ahnen. Ist es die milde, weiche Luft, die uns wie mit tröstenden Händen über die Wange streicht, ist es die helle Farbe der Blätter, wenn ein Hauch sie trifft, ist es das matte Grün der Wiesen? Es liegt in diesen Herbsttagen eine Ahnung des Frühlings, ein leises Raunen von Auferstehung und Wiederkehr, von neuem Leben, das aus dem alten geboren werden soll, wenn des Winters Tod und Starre vergangen ist.

Ein wunderbar goldener Herbsttag voll Segensfülle, Todesahnung und Lebenshoffnung.





Verzeichnis der benutzten Quellen.

Einleitung 1

Der Pharisäer 11

Heimat und Elternhaus 11.

S. 11 [1] 2 Kor. 11$_{22}$, vgl. Röm. 11$_{1}$ Phil. 3$_{5}$

S. 12 [1] vgl. Phil. 3$_{5}$ [2] Apg. 22$_{3}$ f. [3] Apg. 23$_{16}$

S. 13 [1] Röm. 1$_{20}$ f. [2] 1 Kor. 15$_{37}$ [3] 1 Kor. 15$_{40}$ [4] 1 Kor. 3$_{6-9}$ [5] Röm. 8$_{18-23}$.

S. 14 [1] Röm. 11$_{16}$ f. [2] 1 Kor. 3$_{12}$ f. [3] 1 Kor. 3$_{2}$ 1 Theſſ. 2$_{7}$ f. [4] 1 Kor. 5$_{6-8}$ Gal. 5$_{9}$ [5] 2 Kor. 4$_{7}$ [6] 1 Kor. 13$_{12}$ 2 Kor. 3$_{18}$ [7] 2 Kor. 3$_{3}$ f. [8] 2 Kor. 2$_{17}$ [9] Gal. 3$_{25}$ [10] 2 Kor. 2$_{14}$ [11] 2 Kor. 10$_{3-5}$ [12] 1 Kor. 14$_{8}$ [13] Gal. 3 4$_{1-6}$ Röm. 9$_{4}$ 8$_{15}$ 7$_{1}$ ff. u. ö. [14] 1 Kor. 4$_{9}$ 7$_{31}$ [15] 1 Kor. 9$_{24}$ ff.

Das Erbe der Schule 15.

S. 15 [1] Phil. 3$_{3}$ Apg. 23$_{6}$

S. 16 [1] 1 Kor. 8$_{6}$ [2] 1 Kor. 8$_{6}$ 10$_{26}$

S. 17 [1] 2 Kor. 3$_{3}$ 6$_{16}$ Röm. 9$_{26}$ [2] Röm. 3$_{25}$

S. 18 [1] 1 Kor. 11$_{7}$ [2] Röm. 14$_{9}$ [3] Phil. 2$_{10}$ [4] Gal. 4$_{4}$ [5] Röm. 1$_{18}$ 1 Kor. 8$_{5}$ 1 Theſſ. 1$_{10}$ 4$_{16}$ 1 Kor. 15$_{47}$ Gal. 1$_{8}$ [6] 2 Kor. 5$_{1}$ [7] 2 Kor. 12$_{2}$ f. [8] 2 Kor. 4$_{18}$ [9] Röm. 8$_{21}$ [10] Röm. 10$_{18}$

S. 19 [1] 2 Kor. 4$_{6}$ [2] 1 Kor. 8$_{6}$ [3] 1 Kor. 11$_{3}$ f. [4] 1 Kor. 11$_{9}$ vgl. 1 Kor. 3$_{23}$ [5] 1 Kor. 15$_{39}$ ff.

S. 21 [1] 2 Kor. 4$_{4}$ [2] 1 Kor. 2$_{6}$ $_{8}$ [3] 1 Kor. 15$_{24}$ [4] 1 Kor. 2$_{6}$ [5] 1 Kor. 2$_{6-8}$

S. 22 [1] 1 Tim. 3$_{16}$ [2] Röm. 16$_{20}$ [3] 2 Kor. 6$_{15}$ [4] 2 Theſſ. 2$_{7-12}$ [5] 2 Kor. 11$_{14}$ [6] 1 Theſſ. 3$_{5}$ vgl. 2 Kor. 2$_{10}$ f. 1 Kor. 7$_{5}$ [7] 1 Theſſ. 2$_{18}$ vgl. 3$_{11}$

S. 23 [1] 2 Kor. 12$_{7}$ [2] 1 Kor. 10$_{20}$ f. [3] 1 Kor. 11$_{10}$ vgl. 1 Moſ. 6$_{1-4}$ [4] Gal. 1$_{8}$ 1 Kor. 4$_{9}$ [5] 1 Kor. 6$_{3}$

S. 24 [1] Röm. 8_{38} f. [2] 1 Theſſ. 4_{16} [3] 1 Kor. 15_{24} 8_{5} [4] 2 Kor. 11_{14}

S. 25 [1] Gal. 4_{14} [2] 1 Kor. 13_{1} [3] 2 Kor. 12_{4} [4] Gal. 3_{19} [5] Apg. 17_{16}

S. 27 [1] 1 Kor. 2_{6} Röm. 12_{2}; Röm. 8_{18} 3_{26} 11_{5} 2 Kor. 4_{4}; 8_{13} [2] Hier nur ungefähre Synonyma: 1 Theſſ. 1_{10} 5_{3} Röm. 5_{14} [3] Gal. 1_{4} [4] Röm. 8_{18} [5] Röm. 13_{11} [6] Röm. 2_{19} [7] Phil. 2_{6} Heſekiel 28_{4-17} [8] Röm. 5_{12} [9] Röm. $5_{15\ 17}$

S. 28 [1] 1 Kor. 15_{21} f. [2] Röm. 5_{12} [3] 4 Eſra 3_{20} ff. 7_{48}

S. 29 [1] 1 Kor. 15_{26} [2] 1 Kor. 10_{10} [3] Sirach 25_{24}

S. 30 [1] Weisheit 2_{24} f. [2] Röm. 7_{21} [3] Röm. 1_{20-32} [4] Röm. 2_{14-16} [5] Röm. 3_{2}

S. 31 [1] Röm. 9_{1-5} [2] Gal. 4_{7} [3] 2 Kor. 3_{15} [4] Röm. 3_{23} [5] Röm. $7_{12\ 14}$

S. 32 [1] Röm. 2_{13} [2] Röm. 9_{31} [3] Röm. 2_{5-10}

S. 33 [1] Pſalm 120–134.

S. 34 [1] 1 Kor. 7_{26-28} [2] 1 Theſſ. 3_{3} f. [3] 1 Theſſ. 2_{19} 3_{13} 1 Kor. 15_{23} [4] 1 Kor. 4_{5} 11_{26} [5] 1 Kor. 1_{7} [6] Gal. 4_{4} Röm. 8_{3}

S. 35 [1] 1 Kor. 15_{45-49} [2] Phil. 2_{7} [3] 1 Kor. 8_{6} 11_{3} [4] Hebr. 1_{7} [5] 1 Kor. 10_{4}

S. 36 [1] 1 Kor. 15_{52} 1 Theſſ. 4_{16} [2] 1 Theſſ. 3_{13} [3] 1 Kor. 1_{8} Phil. 1_{10} 1 Kor. 5_{5} Röm. 5_{9} [4] z. B. 1 Theſſ. 1_{9} f. Röm. 9_{22} 5_{9} [5] 1 Kor. 3_{13} [6] 1 Kor. 3_{14} ff. [7] Offbg. Joh. 7_{3} [8] 1 Kor. 1_{22}

S. 37 [1] Röm. 4_{11} [2] Gal. 4_{9} [3] 1 Kor. 2_{6} 15_{26} [4] Offbg. Joh. 20_{14} [5] 1 Kor. 6_{9} [6] 1 Kor. 15_{25}, vgl. 4_{8} Röm. 16_{20} [7] Röm. 14_{10} [8] Röm. 2_{16} [9] Phil. 4_{8} [10] Röm. 8_{33} [11] Röm. 8_{33} [12] 1 Theſſ. 2_{19} 1 Kor. 4_{4} 2 Kor. 5_{10}

S. 38 [1] Gal. 5_{10} Röm. 13_{2} [2] Röm. $5_{16\ 18}$ 8_{1} 7_{24} [3] Röm. $5_{16\ 17}$ 8_{4} [4] 1 Kor. 6_{2} f. [5] 1 Kor. 7_{31} [6] Gal. 4_{26} [7] 1 Kor. 15_{28}

S. 39 [1] Gal. 3_{29} 4_{7} [2] 1 Kor. 6_{9} f. Gal. 5_{21} [3] 1 Kor. 15_{50} [4] Röm. 2_{7} 9_{21} 1 Kor. 15_{43} [5] 1 Theſſ. 2_{12} [6] Röm. 8_{17}. 9_{23} u. ö. [7] 2 Kor. 4_{16} ff.

S. 40 [1] Kor. 9_{10} [2] 2 Kön. 22 f.

S. 41 [1] Röm. 3_{21}

S. 42 [1] 1 Kor. 7_{19}, vgl. noch Gal. 5_{6} Röm. 2_{25} [2] 1 Gal. 6_{15}
S. 44 [1] Hosea 2_{25}
S. 45 [1] 1 Kor. 10_{1-11}

Der Gottsucher 48

Die Freude am Vätererbe 49.

S. 49 [1] 1 Kor. 5_{5} [2] Gal. 1_{8}
S. 50 [1] Röm. 9_{3}
S. 52 [1] Gal. 1_{18} [2] Gal. 5_{11} 1 Kor. 1_{23} vgl. Röm. 9_{33} 1 Kor. 15_{9} Phil. 3_{6}

Das Ringen um das Gesetz 53.

S. 56 [1] Gal. 3_{24} [2] Gal. 3_{28}
S. 58 [1] Röm. 7_{7-11} [2] Röm. 7_{13}
S. 59 [1] Röm. $7_{15\ 21}$ ff. [2] Röm. $7_{18\ 20}$ [3] Röm. 8_{2}
S. 60 [1] Röm. 7_{24}

Der Tag von Damaskus 60.

S. 61 [1] 1 Kor. 9_{1} [2] 1 Kor. 15_{5-8} [3] Gal. 1_{12-17} [4] 2 Kor. 2_{14} [5] 1 Kor. 9_{16} [6] 2 Kor. 4_{6}
S. 63 [1] Apg. 16_{9} [2] Gal. 2_{2} [3] 2 Kor. 12_{2} ff.
S. 64 [1] 1 Kor. 15_{1-11} [2] Gal. 1_{16}
S. 65 [1] Gal. 2_{20} [2] 2 Kor. 5_{17}

Nietzsches Anklage gegen Paulus 66.

S. 69 [1] 1 Kor. 7_{7}
S. 71 [1] 2 Kor. 12_{7} ff.

Der Prophet 74

Der neue Mensch 74.

S. 74 [1] Gal. 2_{20} [2] 2 Kor. 5_{17}
S. 75 [1] Röm. 8_{9} ff. [2] 2 Kor. 3_{18} [3] 2 Kor. 4_{6}
S. 76 [1] 2 Kor. 12_{9} [2] Röm. 15_{19} 2 Kor. 12_{12} 1 Kor. 2_{3} [3] Phil. 3_{13} [4] Phil. 4_{7} [5] Röm. 8_{26}
S. 77 [1] 1 Kor. 9_{16} [2] 1 Kor. 9_{24-27} [3] Phil. 3_{14} [4] Phil. 3_{15} [5] Röm. 1_{16} vgl. 1 Thess. 2_{13}
S. 78 [1] 1 Kor. 2_{6} [2] Gal. 3_{6} Röm 4_{17} 10_{8} f. 1 Thess. 4_{14} Röm. 4_{24} [3] 1 Kor. 2_{10}



Der neue Gott 80.

S. 81 [1] Gal. 1 $_{15}$ [2] Röm. 9 $_{18}$ [3] Röm. 9 $_{12}$ [4] Röm. 8 $_{28}$ ff.
S. 82 [1] Röm. 10 $_{17}$ [2] Röm. 8 $_{28}$ [3] Röm. 9 $_{1}$ ff. [4] Röm. 9 $_{11-13}$ [5] Röm. 9 $_{14}$ ff. [6] Röm. 9 $_{18}$
S. 83 [1] Röm. 9 $_{20}$ f. [2] Röm. 9 $_{19}$ [3] Rom. 6 $_{1}$ [4] Röm. 6 $_{15}$ [5] Röm. 6 $_{12}$ [6] Röm. 6 $_{13\ 19}$
S. 84 [1] Röm. 9 $_{22}$ f. [2] 1 Kor. 13 $_{7}$ [3] Röm. 9 $_{13\ 17}$
S. 85 [1] Röm. 10 $_{1}$ [2] 11 $_{1}$ [3] 11 $_{4-10}$ [4] 11 $_{11}$ f. [5] 11 $_{11-24}$ [6] 11 $_{32}$ [7] 11 $_{14}$
S. 86 [1] Röm. 11 $_{33-36}$

Der Verkehr mit Gott 87.

S. 87 [1] 2 Kor. 1 $_{3}$ [2] Röm. 15 $_{6}$ 2 Kor. 11 $_{31}$ [3] Röm. 8 $_{15}$ Gal. 4 $_{6}$ [4] Röm. 8 $_{32}$ 5 $_{8}$ [5] 2 Kor. 13 $_{11}$ [6] 1 Thess. 2 $_{12}$
S. 89 [1] 1 Kor. 14 $_{3}$ [2] 1 Thess. 3 $_{4}$ [3] Apg. 11 $_{27}$ f. [4] 1 Kor. 14 $_{24}$ f.
S. 91 [1] 1 Kor. 10 $_{21}$
S. 92 [1] Mk. 7 $_{15}$ [2] Mk. 14 $_{22}$ ff. [3] 1 Kor. 11 $_{23}$ ff. [4] 1 Kor. 10 $_{1-6}$
S. 93 [1] Röm. 6 $_{3}$ f. [2] z. B. Röm. 6 $_{8}$ [3] 1 Kor. 15 $_{29}$
S. 94 [1] 1 Kor. 10 $_{1-11}$
S. 95 [1] Aehnliches vgl. 1 Kor. 3 $_{1-5}$
S. 96 [1] Röm. 12 $_{1}$ [2] Röm. 3 $_{25}$ 5 $_{9}$ 8 $_{3}$ 2 Kor. 5 $_{21}$ 1 Kor. 5 $_{7}$ Apg. 21 $_{21-27}$
S. 97 [1] 1 Thess. 5 $_{16}$ ff. Phil. 1 $_{3}$ [2] Phil. 4 $_{4-7}$
S. 99 [1] 2 Kor. 9 $_{11}$ [2] 1 Kor. 1 $_{8}$ [3] Röm. 15 $_{30}$ f. [4] Phil. 4 $_{19}$
S. 100 [1] 2 Kor. 12 $_{8}$ [2] Röm. 14 $_{17}$ [3] 1 Thess. 3 $_{9}$ f. [4] 2 Kor. 1 $_{10}$ [5] 1 Kor. 1 $_{14}$ [6] Phil. 1 $_{9}$
S. 101 [1] 1 Thess. 1 $_{2}$ [2] Gal. 4 $_{6}$ Röm. 8 $_{15}$ [3] Röm. 8 $_{26}$ vgl. 1 Kor. 14 $_{18}$

Die neue Gemeinschaft 102.

S. 103 [1] 1 Kor. 12 $_{12}$ f. Röm. 12 $_{4}$ ff. [2] Röm. 1 $_{11}$

Die neue Sittlichkeit 104.

S. 104 [1] Gal. 5 $_{22}$
S. 106 [1] Mt. 5 [2] Mt. 5 $_{21}$ [3] 1 Kor. 13 $_{4}$ ff.
S. 108 [1] Phil. 4 $_{8}$

Die Entstehung des Christentums und Nietzsches Kritik der Frömmigkeit des Paulus 108.

S. 111 [1] 1 Kor. 14_{18} [2] 2 Kor. 12_{2} f.
S. 113 [1] Mk. 8_{36}.
S. 115 [1] Röm. 4_{18} [2] Apg. 2_{13}.
S. 116 [1] 2 Kor. 12_{9} [2] Mt. 7_{14}.

Der Apostel 118

Der Ruf des Herrn 118.

S. 118 [1] Röm. 1_{1} [2] 1 Kor. 1_{1} 2 Kor. 1_{1} [3] 1 Thess. 1_{1} Phil. 1_{1}.
S. 119 [1] Gal. 1_{16} 1 Kor. 9_{1} 15_{7} [2] 2 Kor. 4_{10} f.
S. 120 [1] 1 Kor. 9_{16} [2] Röm. 9_{3} [3] Röm. 11_{13} f.
S. 121 [1] Mt. 23_{15} [2] Röm. 2_{21} [3] Ps. 84_{11}

Der Boden der Mission 122.

S. 122 [1] Apg. 21_{25}.
S. 127 [1] 1 Kor. 1_{22} [2] 1 Kor. 2_{6} ff.

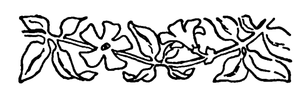
Das Missionsgebiet 128.

S. 128 [1] Gal. 4_{4} [2] 1 Kor. 16_{9} [3] 1 Kor. 1_{30}.
S. 129 [1] Apg. 13_{1-3} [2] Apg. 18_{19} ff. [3] Apg. 18_{22}
S. 130 [1] Gal. $1_{17}-2_{1}$ [2] Vgl. Gal. 2_{1} mit 1_{18}
S. 131 [1] Apg. 13_{38}
S. 132 [1] Gal. 2_{10} [2] Apg. 15_{28} f. [3] Apg. 16_{10}
S. 133 [1] Phil. 4_{15} [2] Phil. 4_{16} 1 Thess. 2_{2} [3] 1 Thess. 3_{1} [4] Röm. 15_{19} [5] Röm. 1_{13} [6] 1 Kor. 16_{8} f. [7] 2 Kor. 1_{8-11} Röm. 16_{3} f.
S. 134 [1] Apg. 28_{30} f. [2] Apg. 20_{24} ff.

Das Leben des Missionars 135.

S. 136 [1] 1 Kor. 9_{16} [2] Röm. 1_{14} [3] 2 Kor. 11_{23-27}
S. 137 [1] 1 Kor. 4_{9-13} [2] Apg. 27 [3] Apg. 9_{24} ff. [4] 2 Kor. 11_{32} [5] Röm. 16_{3} f.
S. 138 [1] 2 Kor. 1_{8} [2] 2 Kor. 11_{28} f. [3] 1 Kor. 3_{18} ff. [4] Vgl. Röm. 9_{3} mit Phil. 3_{7} f.
S. 139 [1] Apg. 23_{16} ff. [2] 1 Kor. 9_{5} [3] 1 Kor. 9_{5-18} [4] 1 Kor. 9_{18} [5] 1 Kor. 9_{16} f.
S. 140 [1] 1 Kor. 7_{1} ff. [2] Phil. 4_{10} ff.





S. 141 [1] 1 Kor. 9 25—27 [2] 2 Kor. 1 24 6 10 8 2 13 10 Phil. 1 18—26 2 17 3 1 4 4. Vgl. 1 Thes. 1 6 5 16 [3] Phil. 2 17 f.
S. 142 [1] 2 Kor. 7 5 [2] Röm. 5 3—5 [3] 2 Kor. 4 8—11
S. 143 [1] 2 Kor. 6 3—10 [2] 1 Thess. 1 9 f.

Die Missionspredigt 143.

S. 144 [1] 1 Kor. 8 6 [2] 1 Kor. 10 19 [3] 1 Kor. 10 20 [4] Röm. 1 20—23
S. 145 [1] Röm. 1 24—30 [2] Röm. 2 14—16 [3] Röm. 1 32 [4] 2 Kor. 4 4 [5] 1 Kor. 12 2 f.
S. 146 [1] 1 Kor. 15 1—11 [2] Gal. 3 1 [3] 1 Kor. 1 23 f. [4] 1 Kor. 2 2 vgl. 2 Kor. 1 19
S. 147 [1] 1 Thess. 1 9 f. [2] 1 Kor. 6 9 [3] 1 Thess. 4 13 1 Kor. 15
S. 148 [1] Gal. 5 22 [2] 1 Kor. 10 17 12 27 Röm. 12 5 [3] 1 Thess. 4 11 1 Kor. 7 24

Der Prediger 150.

S. 150 [1] 1 Kor. 2 4 [2] 2 Kor. 11 6 [3] 2 Kor. 10 10
S. 152 [1] Röm. 2 1—23
S. 153 [1] Röm. 8 28—39
S. 154 [1] 1 Kor. 2 3
S. 155 [1] 1 Kor. 14 24 [2] 2 Kor. 12 9 [3] Gal. 4 12—14
S. 156 [1] 1 Thess. 2 1 ff. [2] 1 Kor. 13

Das Missionsverfahren 157.

S. 158 [1] Gal. 2 9 [2] Apg. 16 13 [3] Apg. 19 9 [4] Apg. 18 7 [5] 1 Kor. 16 15 [6] Röm. 16 1
S. 159 [1] 1 Kor. 6 2 [2] 1 Kor. 9 27
S. 160 [1] 1 Kor. 9 20—22
S. 161 [1] 1 Kor. 9 19 23 [2] 1 Thess. 2 8—12
S. 162 [1] Gal. 5 16 [2] 1 Kor. 5 9—13
S. 163 [1] 1 Kor. 7 31 [2] 1 Kor. 12 31 [3] 1 Kor. 3 3 [4] 1 Thess. 5 19 Ign. Polyk. 2

Der Gründer der Kirche 164

Notwendigkeit und Anfang der Organisation 165.

S. 165 [1] 1 Kor. 14 32 [2] 1 Kor. 12 27 1 13 [3] 1 Kor. 1 26



S. 166 [1] 1 Kor. 12_{28} [2] Röm. 12_{8} [3] Mk. 9_{35} [4] 1 Kor. 16_{15}

S. 167 [1] 1 Kor. 16_{16} [2] Röm. 16_{1} f. [3] 1 Thess. 5_{12} f. [4] Phil. 1_{1}

S. 168 [1] Gal. 6_{1} [2] 1 Thess. 5_{14} [3] 2 Kor. 2_{6} [4] 1 Kor. 6_{4} [5] 2 Kor. 8_{18} f.

S. 169 [1] 2 Kor. 2_{13} f. 6_{13} f. 8_{16} f. [2] 1 Kor. 4_{16} [3] 1 Kor. 16_{10}

Der Kampf um die Freiheit vom Gesetz und die Selbständigkeit des Christentums 171.

S. 172 [1] Gal. 3_{10} 5 Mos. 27_{26} [2] Mk. 7_{17} ff. [3] Mk. 16_{15} [4] Mt. 28_{10} f.

S. 173 [1] 1 Kor. 1_{18} u. ö. [2] Lk. 24_{46} f. [3] Apg. 1_{8} [4] Joh. 12_{24} [5] Mt. 10_{5} f. [6] Mt. 8_{11} Lk. 13_{29}

S. 174 [1] Gal. 2_{2} [2] Gal. $2_{6\,9}$

S. 175 [1] So Hegesipp in Eusebs Kirchengeschichte II 23_{7}

S. 176 [1] Gal. 2_{2} [2] Gal. 2_{16}

S. 177 [1] Gal. 2_{7-10} [2] Apg. 15_{7}

S. 180 [1] Gal. 2_{11-21} [2] Apg. 15_{35-39}

S. 181 [1] 1 Kor. 1_{12} [2] 2 Kor. 11_{5} [3] Gal. 2_{6} [4] Phil. 3_{2} ff. 3_{19} [5] Phil. 1_{15} 3_{2}

S. 182 [1] Phil. 1_{17} [2] Phil. 1_{18} [3] Röm. 10_{2}

S. 183 [1] 2 Kor. 8_{14} [2] Apg. 21 [3] Apg. 21_{25} [4] 3 Mos. 18

S. 184 [1] 4 Mos. 6 [2] Apg. 21_{24} [3] 1 Kor. 9_{20}

Freiheit und Aengstlichkeit 185.

S. 186 [1] 1 Kor. 8_{7} [2] Röm. 14

S. 187 [1] 1 Kor. 7_{7} ff.

S. 188 [1] Lk. 1_{15}

S. 190 [1] Röm. 14_{14}

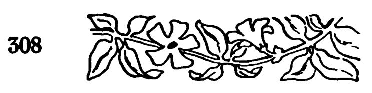
S. 191 [1] Röm. 14_{17} [2] 1 Kor. 8_{1} ff. [3] 1 Kor. 10_{32} [4] 1 Kor. 10_{31}

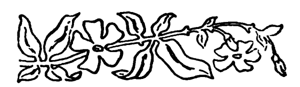
S. 192 [1] 1 Kor. 10_{25-29}

Virtuosentum und Gottesdienst 193.

S. 193 [1] 1 Kor. 14_{26}

S. 194 [1] Apg. 2_{13} [2] 1 Kor. 14_{23} [3] 1 Kor. 14_{24}



S. 228 [1] 1 Kor. 6$_{8}$ [2] Röm. 4$_{4-8}$
S. 229 [1] Röm. 4$_{16}$ ff. [2] Röm. 4$_{19-21}$
S. 230 [1] Röm. 4$_{9-12}$ [2] Röm. 4$_{13-16}$ [3] Gal. 3$_{6}$ [4] Gal. 3$_{7}$ [5] 1 Mos. 18$_{8}$ [6] Röm. 3$_{8}$ f.
S. 231 [1] Röm. 3$_{16}$ [2] Röm. 3$_{28}$ [3] 1 Mos. 18 [4] Gal. 4 $_{21-31}$
S. 232 [1] Gal. 3$_{1-5}$ [2] Gal. 4$_{6}$ f. [3] Röm. $_{14-18}$

Die Bedeutung des Todes des Christus 233.

S. 233 [1] Röm. 4$_{25}$ [2] Gal. 1$_{4}$ [3] Gal. 2$_{20}$
S. 234 [1] Röm. 5$_{6}$ [2] Röm. 5$_{8}$ [3] Röm. 5$_{9}$ [4] Röm. 5$_{19}$ [5] 1 Kor. 15$_{3}$
S. 235 [1] Joh. 19$_{35}$ [2] 1 Kor. 5$_{7}$
S. 237 [1] Röm. 5$_{8}$ [2] Röm. 5$_{10}$ 11$_{28}$
S. 239 [1] Röm. 5$_{16}$ [2] Gal. 4$_{4}$ [3] 2 Kor. 5$_{21}$ [4] Gal. 3 $_{10-13}$ 1 Kor. 6$_{20}$ 7$_{23}$
S. 240 [1] 2 Kor. 5$_{17-21}$
S. 241 [1] Röm. 6$_{6}$ f. [2] Röm. 6$_{8}$

Der Christus und Jesus 243.

S. 244 [1] Röm. 1$_{3}$ [2] 2 Kor. 5$_{16}$
S. 245 [1] Röm. 5$_{19}$ [2] Röm. 15$_{3}$ ff. [3] Gal. 2$_{20}$ 2 Kor. 5$_{14}$ f. [4] 2 Kor. 10$_{1}$ [5] Röm. 8$_{35}$ ff. 2 Kor. 5$_{14}$ [6] 2 Kor. 11$_{10}$ [7] 2 Kor. 8$_{9}$ [8] Phil. 2$_{6}$
S. 246 [1] Gal. 4$_{4}$ vgl. Röm. 9$_{3}$ f. [2] Röm. 1$_{3}$ [3] Gal. 1$_{19}$ 1 Kor. 9$_{5}$
S. 247 [1] 2 Kor. 5$_{21}$ [2] 2 Kor. 8$_{9}$ [3] 1 Kor. 11$_{23}$ ff. [4] 1 Kor. 7$_{10}$
S. 248 [1] 1 Kor. 9$_{14}$ [2] 2 Kor. 1$_{19}$ [3] Mt. 5$_{37}$ Jak. 5$_{12}$ [4] 1 Kor. 7$_{12}$ $_{25}$, vielleicht auch 7$_{6}$ 2 Kor. 8$_{8}$ [5] Gal. 6$_{2}$ vgl. 1 Kor. 9$_{21}$ [6] Röm. 14$_{18}$ [7] Gal. 1$_{10}$ [8] Röm. 13$_{10}$ [9] 1 Kor. 13 [10] Gal. 5$_{6}$
S. 249 [1] 2 Kor. 11$_{17}$
S. 250 [1] Röm. 9$_{5}$ [2] z. B. Röm. 11$_{36}$ Gal. 1$_{5}$ 16$_{27}$ [3] z. B. Joh. 20$_{28}$
S. 251 [1] 1 Kor. 15$_{28}$ [2] Mt. 12$_{27}$ [3] Mt. 8$_{12}$ 13$_{37}$ [4] Lk. 16$_{8}$ [5] Mt. 23$_{15}$ [6] Mt. 13$_{38}$ [7] 1 Mos. 6$_{1-4}$

S. 252 [1] Alle Stellen außer Röm. 1_{4} Gal. 2_{20} 2 Kor. 1_{19} [2] Röm. $1_{3\,4\,9}$ [3] Röm. 5_{10} $8_{3\,29\,32}$ [4] 1 Kor. 1_{9} [5] Gal. 1_{16} 2_{20} [6] Gal. 4_{6} f. [7] Röm. 15_{6} 12 Kor. $_{3}$ 11_{31} [8] Röm. 8_{32} [9] Gal. 4_{4} Röm. 8_{3} [10] Gal. 3_{26} 4_{5} f. [11] Gal. 4_{6}

S. 253 [1] Röm. $8_{14\,16}$ vgl. $8_{19\,21}$ [2] 1 Mos. 3_{8} [3] 1 Mos. 7_{16} [4] 1 Mos. 11_{5}

S. 254 [1] Joh. 4_{24} [2] 2 Kor. 3_{17}

Die Ethik 255.

S. 255 [1] 1 Kor. 12_{4} ff.

S. 258 [1] Röm. 15_{11} ff. [2] Röm. 13_{8-15} [3] Gal. 5_{23}

S. 259 [1] Röm. 12_{18} [2] Gal. 6_{10}

S. 260 [1] Mk. 10_{42}

S. 261 [1] Thess. 4_{1-12} [2] Gal. 5_{21}

Die Begründung der Ethik 263.

S. 263 [1] Phil. 1_{27-30}

S. 264 [1] Phil. 4_{8} [2] Gal. 5_{21} ähnlich 2 Kor. 5_{10} [3] 2 Kor. 7_{1} [4] 2 Kor. 4_{16} ff.

S. 265 [1] Röm. 6_{2} [2] Röm. 6_{11} ff.

S. 266 [1] Röm. 8_{12} ff. [2] Gal. 5_{25} [3] Röm. 8_{14}

S. 267 [1] Gal. 5_{17} [2] Gal. 5_{16}

S. 268 [1] 1 Kor. 10_{13} [2] 1 Kor. 3_{3} [3] Röm. $6_{18\,22}$ [4] Röm. 7_{4} [5] Röm. 8_{2} [6] Röm. 6_{18} [7] Gal. 5_{13}

S. 269 [1] 1 Kor. 6_{19} f. [2] Röm. $6_{11\,22}$ 7_{6} 1 Thess. 1_{9} [3] Röm. 14_{8} 2 Kor. 5_{15} [4] 1 Thess. 2_{12} Phil. 1_{27} [5] Röm. 12_{1}

S. 270 [1] Röm. 12 1 Kor. 12

S. 271 [1] 1 Kor. 5_{12-20}

S. 272 [1] Röm. 6_{11}

S. 273 [1] Röm. 15_{3} [2] Röm. 15_{7} [3] 2 Kor. 8_{9} [4] Phil. 2_{1-6}

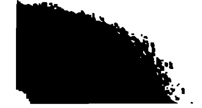
S. 274 [1] 1 Kor. 4_{16} 11_{1} Phil. 3_{17}

Der Mensch 273

S. 275 [1] 1 Kor. 4_{3} f.

Schlacken 277.

S. 277 [1] 2 Kor. 12_{9} [2] Gal. 5_{22} [3] Matth. 23 [4] Gal. 1_{8} f. [5] 1 Kor. 16_{22}





S. 278 [1] 1 Kor. 5$_{1}$ [2] Mt. 11$_{16-19}$ Lk. 7$_{31-34}$

S. 279 [1] 2 Kor. 11$_{17}$ [2] 2 Kor. 11$_{1}$ f. [3] Matth. 5$_{37}$ [4] Röm. 1$_{9}$ f. [5] Phil. 1$_{8}$ [6] 1 Thess. 2$_{5\ 10}$ [7] 2 Kor. 1$_{23}$

Menschliche Größe 280.

S. 281 [1] Apg. 16$_{16-18}$ Apg. 20$_{7-12}$ [2] 2 Kön. 4$_{34}$

S. 282 [1] Apg. 28$_{1-6}$ [2] Apg. 27$_{10}$

S. 283 [1] Apg. 27$_{31\ 33\ 42}$ ff.

Gewinnende Liebe 283.

S. 284 [1] Röm. 1$_{8}$ ff. 15$_{30}$ ff. [2] 1 Kor. 1$_{4-9}$ [3] 1 Kor. 14$_{15\ 19}$

S. 285 [1] 1 Kor. 14$_{39}$ [2] 2 Kor. 9$_{6\ 8}$ [3] 2 Kor. 9$_{10}$ ff. [4] 2 Kor. 8$_{1-9}$ [5] 2 Kor. 8$_{8-15}$ 9$_{7}$

S. 286 [1] 2 Kor. 9$_{2-5}$ [2] 1 Kor. 3 u. 4 [3] 1 Kor. 16$_{12}$

S. 287 [1] Gal. 3$_{1-5}$

S. 288 [1] Gal. 4$_{13-20}$ [2] Gal. 6$_{11-17}$ [3] Phil. 4$_{10-17}$ [4] 2 Kor. 12$_{14}$ f.

S. 289 [1] 1 Kor. 4$_{1-15}$ [2] 1 Kor. 4$_{16-21}$ [3] 2 Kor. 6$_{11}$ ff. [4] 1 Kor. 10$_{1-13}$

S. 290 [1] 1 Thess. 3$_{6-13}$

Als Freund 291.

S. 291 [1] 1 Kor. 4$_{17}$ [2] 1 Kor. 16$_{10}$ [3] 1 Kor. 16$_{10}$ [4] Phil. 2$_{19}$ ff. [5] 2 Kor. 2$_{13}$

S. 292 [1] 2 Kor. 7$_{13-16}$ [2] 8$_{6}$ 12$_{18}$ [3] 8$_{16}$ f. [4] 8$_{23}$ [5] Phil. 2$_{25-30}$

Gegensätze 293.

S. 293 [1] 2 Kor. 2$_{4}$ Phil. 3$_{1}$ [2] Röm. 12$_{15}$ [3] Offbg. Joh. 7$_{17}$ [4] 1 Kor. 7$_{30}$ [5] 2 Kor. 4$_{10-16}$

S. 294 [1] 1 Kor. 4$_{3}$ vgl. 9$_{1}$ 2 Kor. 1$_{15}$ 1$_{21}$ [2] z. B. 1 Kor. 4$_{8-13}$ [3] 1 Kor. 3 [4] Phil. 4$_{18}$ 2 Kor. 12$_{9}$ f. [5] 1 Kor. 15$_{9}$ f. [6] 2 Kor. 11$_{17}$ [7] 2 Kor. 6$_{11}$ [8] 2 Kor. 1$_{12}$ vgl. 3$_{18}$–4$_{7}$

Im Angesicht des Todes 295.

S. 295 [1] 2 Kor. 1$_{9}$ vgl. 1$_{8-14}$

S. 297 [1] 1 Kor. 4$_{5}$–5$_{10}$ [2] Phil. 1$_{21-24}$ [3] Phil. 2$_{17}$

S. 298 [1] Röm. 8$_{33}$ f. [2] 1 Kor. 15$_{55}$ [3] Phil. 1$_{6}$

S. 299 [1] Ign. Röm. 6 [2] 2 Kor. 5$_{9}$



Nachwort.

Im vorigen Jahre ist das vorliegende Buch in einem größten Teil als eine Reihe von Einzelartikeln in der „Christlichen Welt“ erschienen. Auf vielfaches Ersuchen hin habe ich mich entschlossen, diese Artikel in Buchform umzuarbeiten. Kein Stück ist dabei wohl ganz unverändert geblieben, und zwei ganze Teile „Der Theologe“ „Der Mensch“ sind neu hinzugekommen. Ich habe auch deshalb gern die Umarbeitung vorgenommen, weil das Buch eine notwendige Ergänzung zu meinem „Jesus im 19. Jahrhundert“ ist, indem es zeigt, wie das Evangelium dazu kam, mit der „Welt“, d. h. mit dem antiken Staat und seiner Religion und Sittlichkeit den Pakt zu schließen, den man Kirche nennt. Es soll zeigen, wie notwendig, wie heilsam diese Vermittlung war, wie reine Motive sie hatte, aber auch, welche Gefahren in ihr für das Evangelium selbst schlummern.

Mehr noch soll das Buch dazu mithelfen, Paulus unserm Volke verständlich und wert zu machen. So hat es mich besonders gefreut, wenn Religionslehrer mich baten, die Artikel als Buch zu veröffentlichen. Und ich würde hoch belohnt sein, wenn es dazu beitragen würde, die große Entdeckung der Theologie des 19. Jahrhunderts, die Paulus heißt, den Gebildeten unseres Volkes nahe zu bringen. Noch stehen die meisten Paulus, dem „Fanatiker“ und „Dogmatiker“, mit Mißtrauen gegenüber. Kein Wunder! Er, der Mann, dessen Feuergeist keine Fesseln tragen konnte, an dessen Wahrhaftigkeit und Unbedingtheit das Gesetz zerbrochen war, ist zur Fessel geworden und zum Joch. Die Schalen seines frommen Lebens hat man zu einem neuen Gesetz gemacht und seinen Kern als unwesentlich beiseite geschoben. Mit seiner Dogmatik wurden die Kinder in der Schule geplagt, so daß sie als Männer noch diesen unerträglichen Gedanken- und Gewissenszwang samt seinem vermeintlichen Urheber hassen. Oder es blieb bei allem Drill oft ein unverstandenes Hinneh-

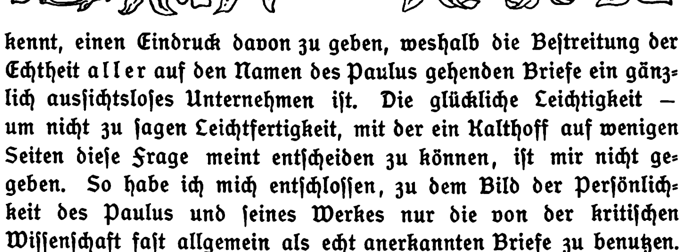
men von Formeln ohne Geist und Leben. Darum ist Paulus so wenig gekannt. Und doch verdankt ihm die Gegenwart mindestens so viel wie Luther, dem er in allen Stücken am nächsten steht und dem er gerade in dem schweren Ringen um Gott zuerst den Weg zur Religion der Gotteskindschaft gebahnt hat.

Zwei Dinge mag man vielleicht in diesem Buche suchen, aber nicht finden, die mancher ungern vermißt. Einmal, daß nichts Aeußerliches mitgeteilt ist über die Reisen des Apostels. Gerade die Schule wird hier ungern auf anschaulichen Stoff verzichten. Ebenso wünschen vielleicht viele eine genauere Besprechung der Echtheitsfragen, eine Begründung der Tatsache, daß in diesem Buche nur Röm., 1 und 2 Kor., Gal., Phil., 1 Thess. als Paulusbriefe benutzt sind, und eine Auseinandersetzung darüber, warum nun diese Schreiben, die von Bruno Bauer, Loman, Steck, Kalthoff u. a. in ihrer Echtheit bestritten werden, doch für wirkliche Briefe des Apostels genommen sind.

Nun halte ich es zum Verständnis des Apostels Paulus gar nicht für nötig, daß man über den Hafen von Seleucia und über die langen Mauern von Athen und den Areopag spricht, und ich glaube, daß die Schule über den Reisen des Apostels, wie die Apostelgeschichte sie bietet, leider sehr oft ihn selbst völlig aus den Augen verliert, daß die Kinder manchmal die gänzlich unnütz eingepaukten Reisestationen zwar herleiern können, aber vom Geist des großen Missionars kaum einen Hauch verspürt haben. Diesen Unfug zu unterstützen ist dies Buch nicht geschrieben. Dennoch mag mancher Leser auch aus guten Gründen mehr Aeußerliches wünschen. Das findet er jetzt recht gut zusammengestellt in dem soeben erschienenen Buch von C. Clemen Paulus, sein Leben und Wirken, Gießen 1904. 2 Bde. Immer noch benutzbar bleiben daneben die auch dort angegebenen Schriften von Renan (St. Paul 1869) und Hausrath (Der Apostel Paulus 2. Aufl. 1872); viel anschauliches modernes Material enthält L. Schneller, In alle Welt 1897.

Die Echtheitsfrage zu behandeln und für Nichttheologen ausreichend zu behandeln, hätte einen Band von ungefähr dem gleichen Umfang wie das vorliegende Buch erfordert. Vor allen Dingen ist es sehr schwer, einem, der nicht die gesamte altchristliche Literatur





kennt, einen Eindruck davon zu geben, weshalb die Bestreitung der Echtheit aller auf den Namen des Paulus gehenden Briefe ein gänzlich aussichtsloses Unternehmen ist. Die glückliche Leichtigkeit — um nicht zu sagen Leichtfertigkeit, mit der ein Kalthoff auf wenigen Seiten diese Frage meint entscheiden zu können, ist mir nicht gegeben. So habe ich mich entschlossen, zu dem Bild der Persönlichkeit des Paulus und seines Werkes nur die von der kritischen Wissenschaft fast allgemein als echt anerkannten Briefe zu benutzen. Das Bild, das so entsteht, spricht am besten für sich selbst, und jeder Leser kann sich die Frage vorlegen, ob der Mann und die Verhältnisse, die sich in den benutzten Briefen spiegeln, wirklich an den Anfang der großen Christenheit gehören oder nicht.

Die hier nicht verwendeten, auf den Namen des Paulus überlieferten Briefe des Neuen Testamentes, lassen sich in vier Gruppen teilen.

1. Der Brief an die Hebräer wird erst in späteren Handschriften auf Paulus zurückgeführt, die alte Kirche hat immer geschwankt, ob sie ihn dem Apostel zuschreiben solle oder nicht; er ist sicher nicht von Paulus.

2. Die Briefe an den Timotheus und Titus (sog. Pastoralbriefe) stammen auch nicht von Paulus, wie die Mehrzahl der Forscher zugiebt. Darauf führt sowohl der gegen die andern scharf abstechende Sprachgebrauch der Briefe als die gänzlich veränderten Gemeindeverhältnisse, die viel weiter entwickelt sind und die der „Paulus" dieser Briefe für eine spätere Zeit erst weissagt! (z. B. 1 Tim. 4). So wagt denn ein Hauptvertreter der Echtheit auch dieser Briefe, B. Weiß, nur noch, sie für eine noch von Paulus selbst unternommene Weiterentwicklung seines früheren Standpunktes und der Gemeindeverhältnisse auszugeben. Aber auch dieser Vermittlungsversuch läßt sich nicht aufrecht erhalten. — Kleine Stücke dieser Briefe mit persönlichen Notizen nehmen andere Forscher als Billets von des Apostels Hand, um die ein Späterer dann für seine Zeit die Briefe komponiert habe.

3. Die Echtheit des Epheserbriefes wird auch von solchen Forschern festgehalten, die nach historisch-kritischer Methode ohne ein dogmatisches Interesse arbeiten. Allein immer mehr scheint sich doch die Annahme seiner Unechtheit durchzusetzen. Die ganze

haltung des Briefes und einzelne seiner Anschauungen sind auch einer Abfassung durch den Apostel wenig günstig. Besonderen Anstoß muß es dem, der von den Korintherbriefen herkommt, erregen, daß „Paulus" in diesem Brief (2, 20) die Apostel (also sich mit) als das Fundament der Kirche bezeichnet (nicht mehr Christus 1 Kor. 3, 11), ja daß er sie (und sich mit!) die heiligen Apostel (3, 5) nennt. So sprach eine spätere Zeit. – Andere Bedenken stehen der Echtheit des 2. Thessalonicherbriefes entgegen, den ungefähr dieselben Forscher für echt halten, die auch den Epheserbrief dem Apostel selbst zuschreiben.

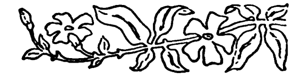
4. Der Brief an die Kolosser und das Billet an Philemon werden von der überwiegenden Zahl der Kritiker für echt gehalten, d. h. von demselben Verfasser wie Röm., 1 und 2 Kor. u. s. w. hergeleitet. Einige Stellen im Kolosserbrief, die stark antignostisch sind, werden von einem Teil dieser Forscher von diesem Urteil ausgenommen und für spätere Einsätze angesehen. Auch gegen den Philipperbrief sind Bedenken geltend gemacht worden, aber sie werden fast von niemand mehr geteilt.

Natürlich sind daneben einzelne Stellen und Kapitel in ihrer Echtheit bestritten, wovon wir selbst einmal einen Fall für berechtigt ansehen mußten (S. 214).

Ueber den gegenwärtigen Stand aller dieser Fragen orientiert jetzt mit reichlichen Literaturangaben am besten und schnellsten der erste Band des Buches von Clemen. Wer eine klare, schöne Erwägung der Gründe von einem dem vorliegenden Buch sehr nahestehenden Standpunkt lesen will, greife zu Pfleiderer, Das Urchristentum, Berlin ² 1902, 2 Bde., oder zu Jülicher, Einleitung in das Neue Testament, Tübingen ⁴ 1901.

Ich hoffe, daß dem Bilde, das ich von Paulus entworfen habe, kein wesentlicher Zug fehlt, obwohl ich mich streng auf die von mir wie von den meisten Forschern für sicher echt gehaltenen Briefe beschränkt habe. Wer mehr vom Urchristentum kennen lernen will, benutze noch das große und bedeutende Werk von C. Weizsäcker, Das apostolische Zeitalter, Tübingen ³ 1902, und das kleinere, geistreiche Buch von Wernle, Die Anfänge unserer Religion, Tübingen ² 1903.

Das vorliegende Buch ist dazu bestimmt, gelesen, nicht nachge-





schlagen zu werden. Doch ist in der Verbindung von Inhaltsverzeichnis und Stellenverzeichnis, wie ich sie gewählt habe, die Möglichkeit gegeben, eine Stelle unter dem jedesmal zu ihrer Verwendung führenden Gesichtspunkt ohne große Mühe zu finden. Die Uebersetzung ist meist in selbständigem Anschluß an Weizsäckers Neues Testament gegeben, das auch am besten für eine zusammenhängende Lektüre der Briefe benutzt wird. –

Den festen Grund aller wahren Güte legen wir im Menschen, wenn wir ihn erziehen zur Dankbarkeit und zur Ehrfurcht. Unsere Vorfahren, die im Drange der Zeit leider so oft das Heidentum am verkehrten Orte aus der Kirche weggefegt haben, sie haben uns auch eine starke Quelle der Ehrfurcht und der Dankbarkeit geraubt, da sie unsere großen Ahnen, die wahren Heiligen, mit all dem eingedrungenen Volk der Floriane und Sebastiane aus der Kirche vertrieben. Wir sollten doch einmal versuchen, nachdem uns Carlyle den Sinn für eine echte „Heiligenverehrung" wieder geschenkt hat, ob wir nicht den Großen unsrer Religion ihren Platz auch im gottesdienstlichen Leben zurückgeben könnten durch Feiern in evangelischem Sinn. Bis das möglich sein wird, ist die Schule und der Vortragssaal der Ort, wo mit den andern auch ein Paulus wieder lebendig werden muß.

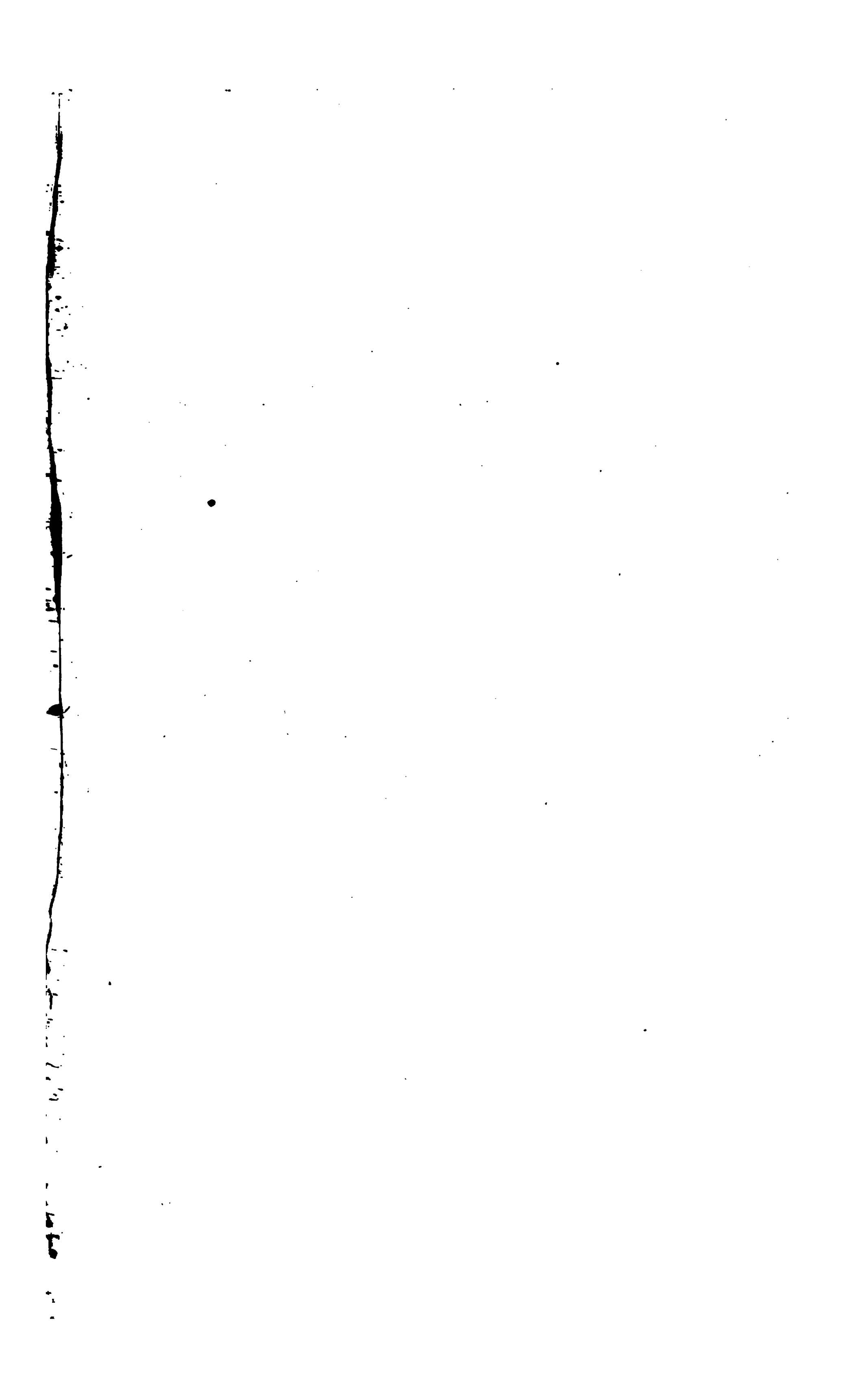
Wenn das vorliegende Buch hierzu recht fleißig ausgebeutet wird, so ist der schönste Wunsch erfüllt, den der Verfasser seinem Werke mit auf den Weg geben kann.

H. Weinel.



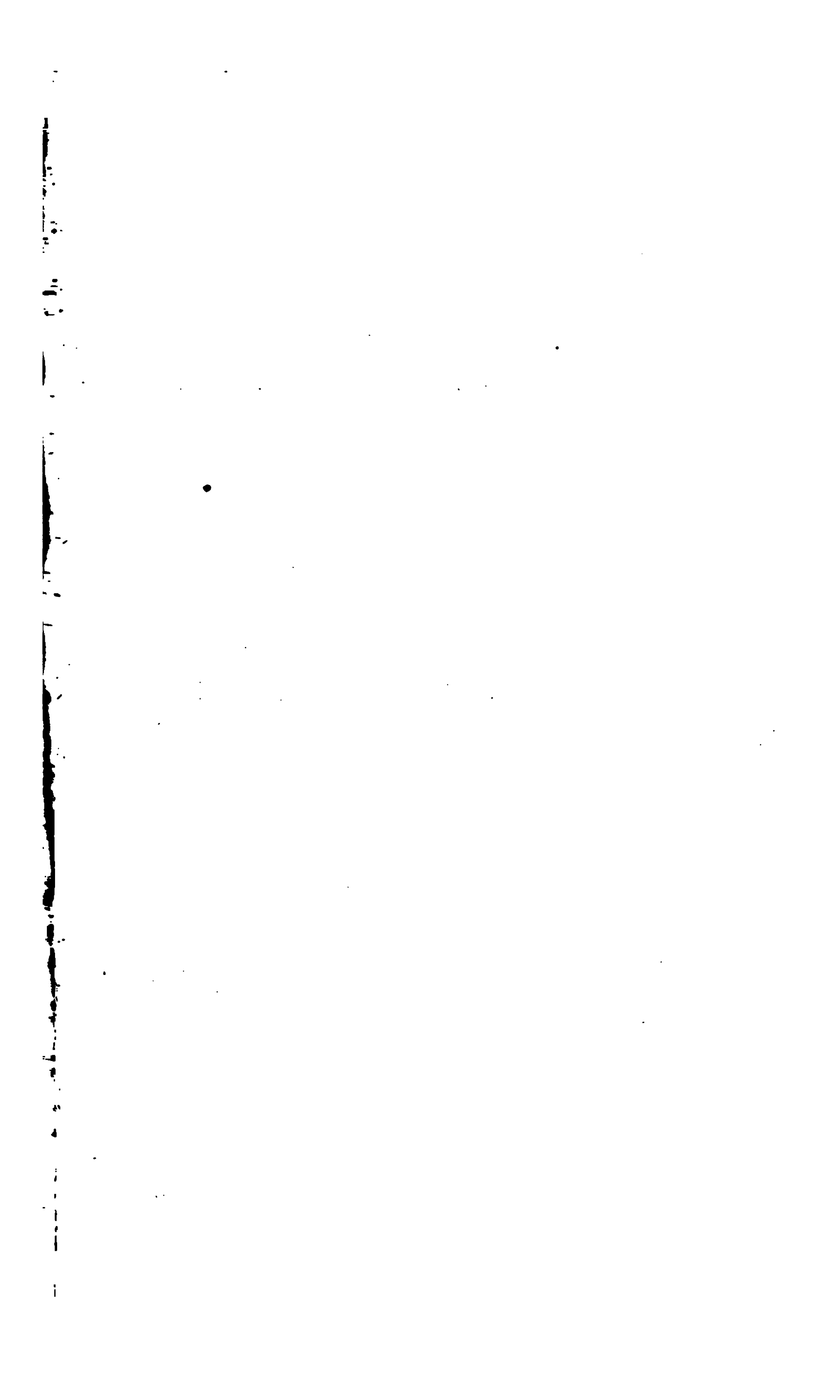















3 2044 069 678 464

